Auswahl
aus den
Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben
von
Friedrich Jacobs.

Erster Band.

Des Frauenspiegels erster Band.

17 M.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1820.

G. n. 2207

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

STADTDIRECTION
STUTTGAR

Dem

theuern Andenken

der

unvergeßlichen Schwestern

Amalie und Christiane Seidler

aus

Dankbarkeit und Liebe

gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Im Herbste des Jahrs 1808 kam ich auf der Rückreise aus der Schweiz nach Roschach. Eine Prinzessin mit ihrem Gefolge hatte alle Pferde in Beschlag genommen; ich wurde bis zum andern Morgen vertröstet, und mußte, da sich die Reisenden drängten, in einem kleinen Gasthofe des entlegensten Theiles der Stadt Obdach suchen. In der Nacht überfiel mich ein leichtes Fieber, und ich sah mich genöthigt, bei schlechtem Wetter, noch einige Tage zuzugeben.

Am dritten Tage, als ich fast wieder hergestellt war, und Langeweile hatte, fragte ich meinen gefälligen Wirth, ob er etwas zu lesen habe. Er zuckte die Achseln. Nach Büchern werde bei ihm nicht gefragt, sagte er; auch wäre sonst, so viel er wüßte, niemand in der Stadt, der sich mit dergleichen abgäbe. Ich beruhigte mich dabei, sah in den Regen hinaus, und sendete meine Gedanken zu den anmuthigen Fluren von Bern und an die entzückenden Ufer des Lemanus zurück.

*

Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Wirthin herein, etwas in ihrer Schürze tragend. Sie sah sehr zufrieden aus. „Hier ist etwas, sagte sie, was der Herr vielleicht lesen kann. Ein Buch ist's freilich nicht; aber doch Geschriebenes.“ Dabei öffnete sie das Vortuch, und nahm ein Bündel Papiere heraus, die mit einem blauen Bande zusammengebunden waren. Es sey Welsch, sagte sie dabei, und habe lange in einer Ecke des Wandschrankes gelegen, wo sich niemand darum bekümmert habe. Jetzt, da ich etwas zu lesen verlangt, sey ihr gleich die Schreiberei eingefallen. „Die Männer aber denken an nichts,“ setzte sie hinzu.

Bei diesen Worten bließ sie den Staub von dem Bündel weg, wischte es mit dem Vortuche ab, und legte es vor mich hin auf den Tisch.

Meine Erwartung war gering. Träg löste ich das seidne Band, das beim Aufschleifen zerfiel. Oben auf lagen einige Hefte eines Tagebuchs, flüchtige Andeutungen in französischer Sprache enthaltend; dann viele einzelne Blätter; endlich eine Anzahl von Briefen. Das meiste war von weiblichen Händen; zarte, reinliche Schrift, meist in französischen Schriftzügen, aber in deutscher Sprache.

Je mehr ich blätterte und blätternd las, desto aufmerksamer wurde ich. D.: Wirthin las indeß auch auf meinem Gesichte, und sah forschend aus. Auch ich sah sie forschend und freundlich an. Unsre Gedanken begegneten sich, und unaufgefordert erzählte sie mir, wie sie zu den Papieren gekommen.

Es möchten wohl drei Jahre seyn und länger, sagte sie, daß ein char à banc bei ihnen vorgefahren sey mit einem einzelnen Herrn von kränklichem Aussehn. Er habe nichts bei sich gehabt, als ein Felleisen mit wenigen Habseligkeiten, einige Bücher, und ein Kästchen. Seine Lebensart sey sehr einfach gewesen; er habe wenig ve:langt und noch weniger gesprochen; und in den sechs Wochen, wo er das nämliche Zimmer, das ich hier inne hätte, bewohnt habe, sey nicht ein unfreundliches Wort über seine Lippen gegangen. Bisweilen habe er mehrere Tage hindurch das Bett aus Schwachheit nicht verlassen können; außerdem habe er viel geschrieben, oder sey, besonders bei Tages Anbruch und gegen Sonnenuntergang an den See lustwandeln gegangen. An Kindern habe er viele Freude gehabt, und habe oft mit ihnen gesprochen; auch sey er sehr wohlthätig gewesen, ob er gleich nur so wenig gehabt, und überhaupt in allen Din=

gen brav und gut. Wie er geheißen, wüßten sie nicht; es wären auch nie Briefe an ihn gekommen, und eben so wenig habe er Briefe weggeschickt; im Hause habe er nur der kranke oder der stille Herr geheißen.

Eines Abends, fuhr meine freundliche Wirthin in ihrer Erzählung fort, sey er auch ausgegangen und sey länger ausgeblieben, als gewöhnlich. Das Nachtessen habe für ihn bereit gestanden, und er sey nicht gekommen. Da sey ihr bange geworden, und sie habe sich mit ihrem Manne aufgemacht, um ihn zu suchen. Wohl zwei Stunden lang wären sie auf allen Wegen umhergegangen, wo er sonst am häufigsten gesehen worden; aber immer umsonst. Jetzt hätten sie vermeint, er müsse wohl im Wasser umgekommen seyn, und sie hätte angefangen sich zu fürchten; auch sey ihr die Laterne verlöscht. Glücklicherweise sey der Mond über dem See aufgegangen, und habe das ganze Ufer erleuchtet; und wie sich ihr Mann noch einmal umgesehn, habe er, wenige Schritte hinter sich, den kranken Herrn an einem Baume sitzen sehn, mit dem Gesichte dem See und dem Monde zugekehrt. Er habe zu schlafen geschienen, nur sey er noch blässer gewesen als sonst. Ihr Mann sey hierauf allein zurückgegangen, um ihn zu wecken; aber da er ihn an=

gefaßt, habe er bemerkt, daß er todt sey. Noch in der Nacht habe man ihn in die Stadt gebracht, auch allerhand versucht, um ihn wieder zum Leben zu bringen; aber umsonst. „Es war ein so braver Herr,“ setzte sie hinzu; und dann mit zusammengelegten, leise erhobenen Händen: „Gott sey seiner Seele gnädig!“

Und diese Papiere? frug ich.

Diese Papiere, versetzte die Wirthin, waren fast Alles, was er hinterließ. Er hatte sie sorgfältig in einem schwarzen Kästchen aufbewahrt, das öfters offen vor ihm stand, und das er immer zuklappte, wenn jemand in's Zimmer trat. Als er todt war, und das Kästchen geöffnet wurde, fand man noch außerdem allerlei trockene Blumen und Bänder darin, auch eine seidene Brieftasche und ein kleines Bild in Gold gefaßt. Es mochte wohl seine Liebste seyn, setzte sie hinzu.

Ich fragte, was aus dem Bilde geworden. Sie wußte es nicht. Die Obrigkeit hätte alles verkaufen lassen, um die Kosten der Aufhebung und des Begräbnisses zu bestreiten. Für die Rechnung im Hause sey nichts übrig geblieben, als diese Papiere. Es

war nicht eben viel, sagte sie; aber was sollen unser einem die Schreibereien helfen? — —

Die gesprächige Frau wurde abgerufen. Ich kehrte zu meinem Schatze zurück, las, und freute mich des Fundes immer mehr. Es war der Nachlaß einer liebenswürdigen Familie; Herzensergießungen von Frauen und Männern, wie wohl nicht viele gefunden werden; von Menschen, die in beschränkten Verhältnissen ihr Glück in sich selbst, in Gott, in der Erfüllung ihrer Pflichten gesucht hatten; und oft vom Schicksale hart getroffen, dennoch mit Vertrauen und Freudigkeit durch die rauhen Pfade des Lebens zur Ruhe gegangen waren.

Was hätt' ich jetzt nicht um Amandens Bildniß gegeben!

Von Odo ließ ich mir auch noch erzählen, was man im Hause wußte. Die Wirthin beschrieb mir seine Gestalt, seinen hohen Wuchs, den Ernst seines wohlgebildeten Gesichtes, der durch dunkle, große, tief liegende Augen noch erhöht wurde. Wenn er grüßte oder sprach, sagte sie, lächelte er immer sehr leutselig, besonders mit Kindern; doch sah man ihm wohl an, daß er gar trübsinnig war, und wohl viel in der Welt mochte gelitten haben. Manche Tage schloß er

sich ein, und nahm fast gar nichts zu sich. Dann durften auch die Kinder nicht zu ihm kommen. Eben den Tag vor seinem Tode hatte er einen solchen Trauertag gehabt.

Ich gab die Papiere nun nicht wieder aus der Hand. Am Abend vor meiner Abreise, als ich die Rechnung berichtigte, fragte ich den Wirth: der stille Herr, wie sie ihn hier nannten, ist Ihnen noch etwas schuldig geblieben? — Ja, erwiederte er; der Erlös aus seinem Nachlasse reichte nicht bis zu mir. — Würden Sie die Bezahlung von mir annehmen, und mir dafür die Papiere überlassen, die Sie geerbt haben? — Von Herzen gern.

Der Wirth war froh, Schreibereien, die ihm zur Last lagen, auf eine so gute Weise abzusetzen; die Wirthin wünschte sich Glück zu ihrem Einfalle mich mit Leserei zu versorgen; und ich war froher als beide, in dem Besitze einer Handschrift zu seyn, die mir lieb geworden war.

Ich durfte hoffen, daß sie auch andern lieb werden würde.

Darum erscheint hier eine Auswahl von Blättern und Briefen, die sich vorzüglich auf Odos und Amandens Liebe beziehen, ohne romantische Verwicklung,

selbst ohne auffallende Ereignisse — alles den beschränkten Verhältnissen eines bürgerlichen Lebens angemessen, in welchem Gottesfurcht und Liebe tiefe Wurzeln geschlagen haben. Das, was daraus erwachsen ist, werden weibliche Gemüther am besten würdigen können. Möchten sich recht viele hier wiederfinden; möchte recht vielen aus dem Spiegel, der ihnen hier geboten wird, ihr eigenes Angesicht freundlich entgegenleuchten!

III/183.

Der zweite Band dieser Sammlung wird noch eine Auswahl von Briefen, Aufsätzen und Erzählungen enthalten, von denen die meisten, nach der Handschrift zu urtheilen, von unserm Unbekannten selbst herrühren.

Gotha, am zweiten Weihnachts-Tage. 1817.

Der Herausgeber.

Amande.

Wohl dem Manne, der ein tugendhaft Weib hat; der Herr hat ihm einen Schatz gegeben, der köstlicher ist, als Gold und Perlen. Er sey reich oder arm, so ist sie ihm *ein* Trost und machet ihn fröhlich. Sie ist wie eine helle Lampe auf dem heiligen Leuchter. Wie die Sonne den Himmel ziert, so ziert sie das Haus.

Ich hatte meine Reisen vollendet, und war reicher an Kenntnissen und Erfahrungen, aber ärmer an Achtung und Liebe der Menschen in meine Heimath zurückgekehrt.

Hier hatte ich eine Geliebte zurückgelassen, die nicht meines Standes war. Mein Vater war der Verbindung mit ihr abgeneigt. In den Meinungen seines Standes gealtert und der hergebrachten Ordnung befreundet, waren ihm sogenannte Misheirathen zuwider, die, wie er sagte, den einen Theil meist unglücklich, den andern nicht glücklich machen.

Meine Gesinnungen gegen Amanden hatten sich während der Abwesenheit nicht geändert, sondern befestigt. Ihr Bild hatte mich auf allen meinen Wegen begleitet; wie ein liebender Engel hatte sie mich mit der Unschuld ihres heiligen und frommen Wesens umschwebt und beschützt. Wie eine Heilige stand sie auf dem Altare meines Herzens; und wenn mich das widrige Geräusch der Welt und ihre Verworrenheit quälte, kehrte ich meine Gedanken zu ihr, und von ihr zu der Quelle aller Heiligkeit und Güte; und immer fand ich da die innere Heiterkeit, den Glauben und das Vertrauen wieder, das die geschminkten Laster der Welt zu zerstören drohten.

Nach mehreren Gesprächen, in denen ich meinem Vater die Bemerkungen meiner Reise mitgetheilt hatte, von der Unzufriedenheit in allen Gemüthern und fast in allen Ländern, von den immer lauter werdenden Klagen, der Erbitterung der Stände gegen einander, der trägen Sorglosigkeit der Fürsten um das Wohl ihrer Völker, dem Leichtsinne, der Genußgier, der Habsucht Aller, und was ich sonst noch für Uebel bemerkt hatte, erklärte ich ihm, daß ich fest entschlossen sey, allen meinen alten Träumen auf einflußreiche Bemühungen für ein großes Ganze zu entsagen, und in dem beschränkten Kreise, dem er sich ja auch seit mehreren Jahren gewidmet hätte, das von ihm begonnene Gute weiter zu fördern.

Mein Vater gab seine Einwilligung schneller und mit größerer Zufriedenheit, als ich seinen frühern Absichten nach hätte erwarten dürfen.

Von meiner Liebe wagte ich noch nicht zu sprechen.

Eines Abends, als mein Vater von einer Geschäftsreise nach der Residenz zurückgekehrt war, und ich mich allein mit ihm befand, sagte er nach längerem Stillschweigen: Du willst Dich also nicht um eine Stelle am Hofe bewerben, Odo? — Nein, mein Vater: Sie kennen meine Gründe, und haben ihnen Ihren Beifall nicht versagt. — Du liebst Amanden? — Ja, mein Vater. — Du hoffst glücklich durch sie zu werden? — Durch sie allein. — Und sie hofft dasselbe von Dir? — Ich habe alle Ursache es zu glauben. — Wohlan denn, so heirathet euch; ich will euern Wünschen nicht im Wege stehen.

Ueberrascht und gerührt sprang ich auf, und umarmte meinen gütigen Vater mit Thränen der Freude und des Dankes. Noch an demselben Abend bestieg ich mein Pferd, ritt zu der Geliebten und verkündigte ihr mein Glück. In wenigen Monaten führte ich sie als Gattin in das väterliche Haus.

* * *

Was diese so unverhoffte Einwilligung bei meinem Vater bewirkt hatte, erfuhr ich nicht eher als an dem Jahrstage unserer Verheirathung.

Der arme Greis war kurz nach unserer Hochzeit erblindet. Da wurde ihm die Gute, was sie mir immer gewesen war, eine freundliche Führerin, ein leitender, tröstender Engel.

An ihrer Hand suchte er im Garten seine Lieblings-Plätze auf, und erkannte sie an dem Geruche der Blumen, die er einst selbst hier gepflanzt hatte. Theilnehmend hörte sie seinen Erzählungen vergangener Zeiten zu, gab gern dem Gespräche die Richtung nach dem, was ihn erheiterte; las ihm aus Schriftstellern vor, die ihn als Jüngling erbaut und gerührt hatten; und es war keiner seiner Wünsche, den sie nicht errieth, dem sie nicht zuvorkam, oder den sie nicht über sein Erwarten erfüllte.

Er hatte an ihr eine liebende, fromme Tochter. Und wenn er sein Unglück mit Gleichmuth ertrug, wenn er mit ungetrübter Heiterkeit nicht nur in sich hinein, in sein edles Gemüth, sondern auch in die Welt und in seine Umgebungen schaute, so war das größtentheils ihr Werk und das Werk ihrer Liebe.

An dem ersten Jahrestage unserer Verheirathung war er ungewöhnlich heiter und weich gestimmt. Als ich früh in sein Zimmer trat, mit meiner Frau an der Hand, fanden wir ihn auf seinem Lehnstuhle sitzen, sein graues, ehrwürdiges Haupt entblößt, Hände und Augen aufwärts gerichtet, als ob er den Himmel und seine goldenen Wolken noch sähe, und da er unser Eintreten nicht vernahm, fuhr er fort, leise zu beten. Er nannte meinen und Amandens Namen, und Gott für unser Glück und das seinige dankend, bat er ihn um die Erhaltung des herrlichen Looses, das uns seine Güte verliehen habe.

Amande zog mich erröthend an sich; ich drückte sie an meine Brust; wortlos, aber mit überströmenden Augen, erneuerten wir in dieser Umarmung den Schwur der Treue.

Als der gute Vater ausgebetet hatte, traten wir näher, knieten nieder vor ihm, und küßten seine Hände, und Amande sagte leise: Vater, gib uns Deinen Segen.

Und er legte uns die Hände auf, und sagte mit gerührter Stimme: Gott segne euch, meine guten Kinder, wie es eure Liebe zu mir altem Manne verdient. — Ich habe eben für euch gebetet.

Der ganze Tag war der stillen Heiterkeit geweiht. Eine helle Klarheit strahlte auf dem ehrwürdigen Gesichte meines Vaters; Amande war liebender als je; unser aller Herzen waren voll und weich, und bei der leisesten Berührung flossen sie durch die Augen über. Fast kein Gedanke wurde ganz ausgespro-

chen; jedes errieth und ergänzte ihn bei den ersten Worten; und was das Wort unvollendet ließ, das füllte die Miene des Redenden und das sympathetische Gefühl des Hörenden aus.

Gegen Abend setzte sich der blinde Greis, wie er gern an kühlen Abenden that, an das Kamin. Das knisternde Feuer gab ihm die Täuschung einer leuchtenden Flamme. Ich setzte mich neben ihn; Amande hatte sich in häuslichen Geschäften entfernt.

Weißt Du auch, hub mein Vater an, weißt Du auch, Odo, was Euch vor dem Jahre zusammengeführt und euer Glück befestigt hat?

Ihre Güte, antwortete ich.

Aber diese Güte, versetzte mein Vater, ließ sich länger erwarten, als billig war. Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Jetzt, da ich euch so glücklich sehe, kann ich wohl den Kampf bekennen, den ich mit mir gekämpft habe, und die Ursachen, die ihn schneller, als wohl außerdem geschehen wäre, zur Entscheidung gebracht haben.

Du kennst die Gründe, fuhr mein Vater fort, die mich dem, was die Welt eine Misheirath nennt, abgeneigt machten. Ich ehre meinen Stand, wie jeder Mensch, denk' ich, den seinigen ehren soll; denn wenn schon, wie ich wohl weiß, die Geburt kein Verdienst ist, so gibt sie doch, in der Meinung der Menschen, dem Verdienste einen Glanz, der seine Wirksamkeit nicht wenig erleichtert. Alle Gaben des Glücks, wenn sie nur nicht auf Unwürdige fallen, flößen der Welt

eine gewisse Achtung ein, die den geheimnißvollen Wegen der Weltordnung gezollt wird. Diese Achtung zu benutzen, ist nicht unrecht; ja, es ist thöricht, sie von sich zu stoßen. Es ist nicht meine Meinung, daß irgend einem dadurch etwas an Kraft und Mühe erlassen werden soll. Wehe dem, der auf dem Pfühle ausruht, den ihm Glück und Geburt unterlegt, oder der ihn zur Hülle seiner Gebrechen machen will. Das Urtheil der Welt, die sich für die Täuschung rächt, und das eigne Gewissen, das jeden Mißbrauch empfangener Gaben rügt, bestraft auch diese leider nur allzu gemeine Versündigung.

Deine Neigungen, mein Sohn, und die Talente, die sich in Dir entwickelten, schienen Dich zu einer höheren Laufbahn zu rufen. Ich hing gern der Hoffnung nach, die, ich will es nicht leugnen, meiner Eitelkeit schmeichelte, Dich einst auf einem Posten zu sehen, wo Du dem Vaterlande nützlich und Deinen Mitbürgern achtbar würdest; und so lange ich diese Hoffnung hegte, schien mir eine Verbindung mit dieser meiner frommen und geliebten Tochter eine Versündigung an ihr zu seyn. Manches ähnliche Verhältniß war mir bekannt geworden, und fast immer war das arme Weib das traurige Opfer ihres Glaubens an die Billigkeit der Menschen und ihres Zutrauens zu der vorurtheilsfreyen Liebe ihres Gatten geworden, dem sie, wenn die Leidenschaft verraucht war, wie der nie verstummende Vorwurf einer Thorheit erschien, die er nun selbst in mannichfaltigen Beziehungen, und oft noch mehr seine Kinder in

kränkenden Zurücksetzungen büßen müssen. Ich habe die einsame Trauer manches weiblichen Herzens und ihre stillen Thränen gesehen, wie sie von ihren Jugend-Freundinnen verlassen, von den höhern Ständen nicht aufgenommen, oder mit mannichfaltigen, demüthigenden Beschränkungen aufgenommen, sich mitten in dem Geräusche der Hauptstadt zu einer traurigen Einsamkeit verurtheilt sah; wie sie, kaum besser geachtet, als eine unterhaltene Dirne, fast bei jedem gesellschaftlichen Genusse von ihrem Gatten getrennt war; und mit aller Liebe, aller Zuvorkommung doch den Verdruß des Mannes oder den Unmuth ihrer Kinder nicht besiegen konnte.

Ich erinnere mich wohl, unterbrach ich meinen Vater, daß Sie mir früher dieses und ähnliches zu Gemüthe führten; aber es fand damals wenigen Glauben bei mir. Die Beispiele, die Sie mir anführten, schienen auf mich nicht zu passen; ja, ich fühlte mich beleidigt durch die Vergleichung mit Männern, die den Zug einer flüchtigen Neigung oder die Eingebungen des Eigennutzes für Liebe gehalten, und die Kraft nicht besessen hatten, Genüssen und Auszeichnungen zu entsagen, die durch nichts als durch die Begünstigung eines armseligen Vorurtheiles gewürzt werden. Ich war sehr geneigt, Männer dieser Art für Ausnahmen zu halten, deren Anzahl von den wahrhaft Edeln unendlich übertroffen würde. Späterhin bin ich von diesem gutmüthigen Wahne zurückgekommen. Da die Sitten und das innere Leben der Menschen ein Haupt-Gegenstand meiner Beobachtungen

war, so ist mir die Abgötterey nicht entgangen, die in den meisten Häusern unserer Classe mit allen Arten des Scheines getrieben wird, und wie da die Rücksichten auf Rang und Glanz die Ansprüche der Liebe verstummen machen. Ich kann also nicht leugnen, daß ich nach meiner Rückkehr weit geneigter war, die Gültigkeit Ihrer Gründe anzuerkennen, ohne jedoch das Vorrecht einer Ausnahme für mich aufgeben zu wollen.

Ich sah es wohl, fuhr mein Vater fort, und meine Bekümmerniß wuchs. Je reiner Deine Liebe war, und je mehr ich — den Einen Umstand abgerechnet — Deine Wahl billigen mußte, desto mehr bekümmerte mich das mögliche Unglück Deiner Erwählten. Wie gesagt, ich konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Unterdessen tratst Du mit Deiner Erklärung auf. Dieses verminderte die Schwierigkeiten wenigstens in Rücksicht auf Deine Person. Und ich will Dir gern gestehen, daß diese Erklärung, so wenig sie auch mit meinen früheren Planen zusammenstimmte, mir jetzt, bey der ganz veränderten Lage der Dinge, dem Geiste, der an unserm Hofe, und den Grundsätzen, die in unsrer Regierung herrschen, recht erfreulich kam.

Du hast den Abend nicht vergessen, wo ich Dir diese Erklärung von neuem abforderte, und Dich mit der Einwilligung in Deine Verbindung überraschte.

Es ist einer der Festtage meines Lebens geworden, erwiederte ich, der heilige Vorabend der glücklichen Tage, die ihm in ununterbrochener Reihe gefolgt sind. Sie hatten die Güte, mir eine Erklärung über

die schnelle Veränderung Ihrer frühern Ueberzeugungen hoffen zu lassen.

Es war mehr eine veränderte Gemüthsstimmung, fuhr mein Vater fort, als ein Wechsel meiner Ueberzeugungen. Ich war in der Residenz gewesen; ich hatte manches gehört, was mich empörte; vieles, was mich mit traurigen Ahndungen der Zukunft erfüllte. Der alte Frohsinn, die gesellschaftliche Heiterkeit schien vernichtet; jedermann klagte oder zuckte bedenklich die Achseln; und indem ich bei meinen redlichsten Freunden nach den Ursachen dieser Erscheinungen forschte, erkannte ich nur allzu gut, wie durch Verachtung der öffentlichen Meinung, durch Leichtsinn, Trägheit und Launenhaftigkeit, alles Gute untergraben und der rechtliche, freye Sinn der vorigen Regierung immer mehr und mehr verbannt werde. Da wünschte ich mir, nach der Weise alter Männer, Glück, bald am Ziele meiner Laufbahn zu seyn; und auch Dir, mein Sohn, wünschte ich Glück, aus eignem Antriebe das Rechte ergriffen, und die edle Freiheit des Mittelstandes den goldenen Ketten des Hofes vorgezogen zu haben.

Als meine Geschäfte geendigt waren, fuhr ich auf das Gut des alten General von M., um mich mit diesem Jugendfreunde noch einmal — zum letztenmale vielleicht — in den Erinnerungen einer bessern Zeit zu verjüngen. Mehrere Jahre waren vergangen, ohne daß ich etwas von ihm vernommen hatte; aber nach der Gewohnheit alter Leute zweifelte ich nicht, ihn und alle seine Umgebungen so wieder zu finden,

wie ich sie zum letztenmale gesehen hatte. Ach es war alles anders geworden.

Schon beim Einfahren in den Hof nahm mich die Verwilderung Wunder, die ich überall wahrnahm. In dem Hause herrschte tiefe Stille; nicht einmal ein Jagdhund kam mir entgegen; und spät erst erschien ein alter Diener, der mich, nach mancherley Bedenklichkeiten, zu meinem armen Freunde führte, und auf der Treppe mit kurzen Worten von ihm Nachricht gab. Der unglückliche Mann war tödtlich krank, doch mehr noch am Gemüth, als körperlich. Er hatte eine blühende Tochter von großer Schönheit, sein einziges Kind, halb im Wahnwitze verlohren; ihre Mutter war ihr aus Gram kurze Zeit nachher gefolgt. Er selbst hatte hierauf seinen Abschied genommen, und in tiefer Traurigkeit die Einsamkeit aufgesucht. In einem düstern Zimmer lag er darnieder, der Sorge eines einzigen Dieners vertrauend, nach dem Tode seufzend und nach der Vereinigung mit denen, die — so sagte er — Opfer seiner Grausamkeit geworden wären.

Als ich mich dem Bette genähert und die Vorhänge geöffnet hatte, und nun vor der abgezehrten, bleichen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes, und vor seinen brennenden, tiefeingesunkenen Augen unwillkührlich zurückfuhr, faßte er mich hastig bey der Hand und drückte sie krampfhaft. „Alter Freund,“ war das einzige, was er sagen konnte. Dann fiel er zurück, drückte die linke Hand auf seine Brust, und mühte sich vergebens zu sprechen.

Nachdem ihm sein Diener ein stärkendes Arzneymittel gegeben hatte, und seine Kräfte sich ein wenig belebten, ließ er meinen Stuhl ganz nah an sein Kopfkissen rücken, so daß sein Mund fast mein Ohr berührte, und erzählte mir, kaum athmend, und ohne meine Hand loszulassen, die ganze Geschichte seiner Leiden. Mit trostloser Bitterkeit klagte er seinen Stolz und die wahnsinnige Härte an, mit der er sich der unschuldigen Liebe seiner einzigen Tochter zu einem trefflichen Jünglinge bürgerlicher Abkunft, den er selbst sehr hoch geachtet, widersetzt; wie er lange, in seiner Verstocktheit, die schnelle Abnahme ihrer Kräfte, ja ihren Wahnwitz selbst für Verstellung gehalten; wie er den schüchternen Bitten dieses reinen und unschuldigen Engels und ihrer Mutter Ohr und Herz verschlossen; wie er ihr selbst die demüthigste Ergebung in seinen Willen nicht verdankt habe; wie das alles endlich ihren Geliebten, der die Stütze und der Trost seiner Mutter gewesen, aus dem Lande getrieben, so daß er im Kriege umgekommen; seine Sophie aber, das frömmste und gehorsamste Kind, getödtet, und ihre Mutter vor der Zeit in die Grube gebracht; und wie er nun hier so verlassen liege, immer brütend über seinem Elende, von einer fruchtlosen Reue gefoltert, seinen unseligen Stolz verfluchend, und um den Tod, als das einzige ihm noch übrige Glück, inbrünstig betend.

Was ich auch sagen mochte, um den Unglücklichen zu trösten, blieb ohne Wirkung. Laß das, Freund, sagte er. Der Thau Deines Trostes erreicht mein

glühendes Gewissen nicht. Ich höre Deinen guten Willen, aber Ueberzeugung spricht nicht aus Dir. Die Zeit wohlthätiger Täuschungen hat für mich geendigt.

Nachdem er jetzt eine Zeitlang geschwiegen, griff er hastig unter das Kissen, auf dem er lag, zog eine Rolle Papier hervor, und reichte sie mir mit emporgehobenen, thränenlosen Augen. Dieß, sagte er, dieß, mein alter Freund, sind die letzten Worte des scheidenden Engels. Nimm sie hin; ich vermache sie Dir: bewahre sie heilig. Es ist das Beste, was ich Dir geben kann. Aber mich machen sie wahnsinnig. *) — Dann setzte er nach einer Pause hinzu: Du hast einen Sohn, Freund. Laß seinem Herzen die Wahl seiner Liebe.

Spät schied ich von dem unglücklichen, tief gebeugten Manne. Sein Schmerz lastete, wie eine Bürde, auf meinem Herzen, und ich hatte keine Linderung, keine Erleichterung dafür.

Tief betrübt kam ich nach der Stadt zurück, und mit dem Bilde meines sterbenden Freundes vor Augen. Es war mir zuwider, daß in dem Hause gegenüber ein Fest war. Eine Reihe von Fenstern war hell erleuchtet; man hörte Musik und Tanz, und an der Thür war viel Hin- und Hergehen der Menschen. Es half mir nichts, daß ich die Vorhänge zuzog; die Musik und das Geräusch verfolgten mich.

---

*) Diese Blätter, die sich auch unter den Papieren des Unbekannten fanden, sind diesem Bande angehängt.

V. 253.

Was gibt es denn da drüben? fragte ich unmuthig meine alte Wirthin, die eben hereintrat. Das wird mich die ganze Nacht am Schlafe hindern.

Es wird wahrscheinlich nicht lange mehr dauern, erwiederte die freundliche Frau. Der Nachbar feyert seine goldene Hochzeit, und zugleich sein Sohn die silberne. Da tanzen denn die Enkelchen ein wenig, nachdem der alte Großvater mit der Jubelbraut vorgetanzt hat.

Nun das ist freilich ein seltenes Fest, da muß ich wohl ein wenig Geduld haben. —

Indem nun die Wirthin beschäftigt war, das Tischtuch aufzulegen, erzählte sie mir, was für wackere Leute diese Nachbarn wären, und wie mildthätig gegen die Armen. So sind alle die, fuhr sie fort, die jetzt in dem Hause aus- und eingehen, dürftige und hülflose Leute, die hier gespeiset werden, und noch Geld überdieß bekommen; den Kranken hat man es ins Haus geschickt. Und das ist nicht bloß heute so. Gar oft habe ich von meiner seligen Mutter gehört, wie klein der alte Mann seinen Haushalt angefangen, als er seine Frau heirathete. Sie hatte nicht mehr als er, und es war eben, als ob sich Hunger und Durst freyten; die Kleider, in denen sie sich trauen ließen, waren geborgt, und das Brautbett gemiethet. Aber da er alles mit Geschick angriff, seine Kunden gut und redlich bediente, und immer unverdrossen bey der Arbeit war, und die Frau auch nicht die Hände in den Schoos legte, kam er durch Gottes Segen bald zu einem kleinen Eigenthume, und so

immer fort, bis er endlich das große Haus kaufen, und sein Gewerbe so ausbreiten konnte, daß viele Menschen bei ihm Nahrung bekamen. Seine Tischlerarbeit war weit und breit berühmt. Denn was aus seiner Werkstatt kam, war schön und dauerhaft, und doch billig im Preis; weshalb denn auch von allen Seiten her Bestellungen kamen, und er kaum Gesellen genug halten konnte, um die bestellte Arbeit zu fördern.

Nun, erzählte die gute Alte weiter, habe er einen Sohn und eine Tochter gehabt. Die Tochter habe sich mit einem wohlhabenden Landwirthe versprochen; der Sohn aber habe im Stillen ein armes Mädchen in der Nachbarschaft geliebt, ein frommes und stilles Kind, die ihre kranke Mutter mühsam mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Der Vater that nicht, als ob er es merkte; denn seine Gedanken waren auf die Tochter eines reichen Goldarbeiters gerichtet, die den Nachbarssohn auch gut leiden mochte. Die Eltern waren einig; der Sohn aber, der gegen die vorgeschlagene Braut nichts einwenden konnte, zögerte, seinen Entschluß von sich zu geben, weil er sich scheute, den wohlgemeinten Absichten des strengen Vaters entgegen zu seyn. Ja, er wurde ganz niedergeschlagen, und sang nicht mehr, wie sonst, um die Arbeit zu fördern. Jetzt kam das Verlöbniß der Schwester. Als nun die Verwandten zusammen waren, und der Sohn noch trauriger schien, rief der Vater seine Tochter bei Seite, und befahl ihr, die arme Nachbars-Tochter, die ihre Freundin war, zu bitten, während des

Essens herüber zu kommen, und es dann so einzurichten, daß sie eben hereinträte, wenn er die Gesundheit der Neu-Verlobten ausgebracht hätte. Bei Tische war nun der alte Meister seelenvergnügt, und man konnte ihm anmerken, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Auch währte es nicht lange, so befahl er eine Flasche Wein zu reichen, öffnete sie und sagte: Nun laßt uns auf die Gesundheit der Verlobten trinken. Und als das geschehen war, ging die Braut hinaus; der Meister aber kehrte sich gegen seinen Sohn und sagte: Wenn wir nun auch so auf Deine Gesundheit trinken könnten, Heinrich, und Du auch eine Braut neben Dir hättest! Aber Du willst eben nicht. — Da wurde Heinrich bis über die Ohren roth, und die hellen Thränen traten ihm in die Augen; und in dem Augenblicke trat die Braut mit Röschen herein; aber Heinrich sah sie nicht, weil er mit dem Rücken nach der Thüre zu saß. Der Alte aber, der sie eben erwartete, um sein Vorhaben auszuführen, rief ihr entgegen: Gott grüße Dich, Röschen. Du bist ja so schön wie eine Braut. Komm, Du gutes Kind — rückt zusammen, ihr andern — und Du setze Dich dem Heinrich zur Rechten.

Heinrich wurde jetzt noch röther, als vorher, und Röschen war auch verlegen, und der arme Mensch wagte es kaum, das schöne Mädchen mit seinen nassen Augen anzusehen. Wie sich nun alles geordnet hatte, entblößte der alte Meister sein Haupt, sprach ein kurzes Gebet und sagte: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Die Ehe ist ein hei-

liges Werk; das erste dabei ist, daß sie in Eintracht und Gottesfurcht bestehe; das Irdische kommt nachher. Nun hab' ich wohl Deines Herzens Wunsch und Willen erkannt, mein Sohn Heinrich, und daß es auf dieses gottesfürchtige Kind gerichtet ist; und Gott hat es mir in's Herz gelegt, daß ich Dir nicht zuwider seyn soll. Deine Mutter ist gleichen Sinnes mit mir. So sage uns denn nun, ob es noch so Dein ernster Wille ist, und Du, Röschen, sage desgleichen, ob Du meinen Sohn Heinrich zum Manne nehmen willst, damit ich auch euch an diesem Freudentage verloben mag." Da schlug Heinrich die nassen Augen nach dem Vater auf, reichte ihm die Hand über den Tisch und sagte: „Ihr wißt es, Vater." — Und Röschen sagte hocherröthend: „Wenn es Gottes und meiner Mutter Wille ist, Ja." — Da nahm der Alte das Wort wieder und sagte: Du hast recht gesprochen, wenn es Gottes und Deiner Mutter Wille ist. So geht denn also zusammen hin zu eurer kranken Mutter, und befragt sie, und wenn sie nichts gegen die Sache hat, so komm ich mit der Mutter hier noch heut hinüber, daß wir alles, nach Ordnung und Gebühr, richtig machen.

Beide standen jetzt auf und gingen Hand in Hand über die Straße, und empfingen den Segen der alten, kranken Mutter, und noch an dem nemlichen Tage ward an ihrem Bette das Verlöbniß vollzogen. Ein Vierteljahr darauf war die Hochzeit. Auch dieses junge Paar hat Gott reichlich gesegnet. Sie haben die schönsten und ehrbarsten Kinder, und Haus

und Garten und Arbeit vollauf. Auch ist in der Stadt unter uns Bürgern nicht leicht jemand so geehrt, als Meister Cramer, der Vater und Sohn.

So schloß meine gute Wirthin ihre Erzählung, die nur noch etwas ausführlicher war. Ich hörte ihr mit immer steigender Theilnahme zu, und der tröstliche Ausgang der Geschichte brachte mich wieder in's Gleichgewicht. Ich hatte jetzt nichts im Sinne, als den Spruch des wackern Tischlers, und reis'te am andern Morgen mit dem Entschlusse ab, „nicht zu trennen, was Gott vereinigt habe." Täglich danke ich Gott, daß er mir diesen Entschluß in das Herz gelegt hat, und ich habe auch diesesmal, wiewohl sonst noch öfters in meinem langen Leben, die Erfahrung gemacht, daß die Vorsehung die Gesinnungen der Menschen auf eine oft unerwartete, aber wenn sie seine Winke nur verstehen wollen, immer ersprießliche Weise lenkt.

Als mein Vater hier seine Erzählung endigte, ergriff meine Frau, die erst bei dem letzten Theile derselben leise zurückgekehrt war, die Hand des Greises, und indem sie sie küßte, fiel eine Thräne darauf. „Bist Du auch hier, meine Tochter?" sagte der Greis. „Ich glaubte nur deinen Mann zum Zuhörer zu haben." Dann drückte er sie an sich und küßte sie auf die Stirn. „Gott gebe Dir ferner frohe Tage, wie Du mir gibst;" setzte er hinzu.

Nur noch wenige Monate war uns der Treffliche gegönnt. Als der Herbst zu Ende ging, und sich der

Greis der letzten Strahlen der Sonne im Garten erfreut hatte, schlummerte er ein. Sein graues Haupt sank auf die Brust. Wir wollten ihn wecken. Er aber war leise hinübergegangen in die grenzenlose Zeit, zu der ewigen Jugend der Seligen, und sein verdunkeltes Auge, das die Strahlen des Lichtes nicht mehr erfreuten, hatte sich dem Anschauen der Herrlichkeit Gottes geöffnet.

Briefe. *)

Odo an Amanden.

Den 10. März 1793.

Du liebst mich, Amande; unsere Herzen haben sich verstanden und auf immer vereint. Du liebst mich, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Du kannst nie mehr von mir weichen; ich nie von Dir. Ein ewiges Band ist um uns geschlungen, und die Welt kann diesen Bund sehen; sie darf unsere Liebe wissen; wir brauchen nicht mehr zu trauern. Frey kann ich Dich Freundin, Geliebte, Erwählte meiner Seele nennen; frey den Jubel meines Herzens aussprechen. Alle Dornen des Schmerzes haben sich in Rosen verwandelt, und mit dem Stolze erhörter Liebe kröne ich Dich mit diesen Rosen, holde Amande, und bald mit Myrten. Du bist Mein, bis die Banden dieses

*) Aus der Menge der Briefe, die sich vorfanden, sind nur einige, aus mehreren derselben nur einzelne Stellen gegeben worden.

Lebens reißen; mein auch jenseits des Grabes, wo die ewige Liebe waltet, und alles Liebende in Einer Fülle unendlicher Seligkeit vereint. — Ach in diesem Thale der Verwirrung, das wir die Erde nennen, tritt nur allzu oft die scheue Liebe vor den Geboten der Selbstsucht zurück; und was alle Gesetze der Natur vereinigten, wird durch die harte Hand der Willkühr getrennt. Gott sey gedankt, daß wir uns in diesen bethörenden, verwirrenden Nebeln dennoch gefunden haben, und daß der Tag für uns aufgegangen ist, nach dem wir uns sehnten. Was wäre mir die Welt, was wäre ich selbst ohne Dich? — Von jenem Augenblicke an, wo Du mich zum erstenmale erröthend grüßtest, und meine Hand Dich über den wankenden Steg geleitete, an dem Du furchtsam verweiltest, von jener Zeit an bist Du das Ziel aller meiner Wünsche, die Freude und der Schmerz meines Herzens gewesen. Da begann ein neues Leben für mich, als ich Dir näher trat. Wie aus den Tiefen eines Nebelmeeres taucht' ich zum Lichte auf; in der Liebe zu Dir fühlte ich mich selbst; mein innerster Sinn ward erleuchtet; die dumpfe Decke, die ihn umgeben hatte, ward aufgerollt. Von Deiner Liebe durchdrungen wurde mein ganzes Wesen geläutert; jeder schlummernde Keim ward geweckt; und Dir brachte ich in stiller Huldigung die Erstlinge meines neuen Lebens dar. Kaum den Knaben-Jahren entwachsen, fand ich in Dir das leitende Gestirn meiner Bahn. Nur Dir wollt' ich gefallen; für Dich nur wollt' ich leben; nah und fern dacht' ich nur Dich. Nur um

Dich bat ich Gott. Nun gibt er Dich mir, und mit Dir alles Glück, was Menschen erfreuen kann. Wie ein Eden liegt das Leben jetzt vor mir, mit allen Kränzen der Freude behangen, und glückweissagende Sterne thauen freundliche Strahlen auf mich herab. Alles Gewölk zerrinnt; nur als Andenken voriger Thränen richtet sich der siebenfarbige Bogen noch auf, und bindet die Schmerzen der Vergangenheit mit der heitern, entzückenden Gegenwart.

Den 21. März.

Der letzte Zorn des Winters stürmt durch den Himmel; zerrissene Wolken fliegen vor seinem wilden Rasen, und scheu blickt nur hier und da aus der wüsten Verwirrung ein Stern. Lang sah ich dem wunderbaren Spiele zu, und freute mich der Heiterkeit an meinem innern Himmel. Was kümmert mich die Finsterniß umher und der Sturm? Scheint mir doch Dein freundliches Angesicht aus der Tiefe des Herzens; hör' ich doch die Musik Deiner Stimme aus meinem Innern heraustönen. Von Dir her kömmt das wogende Wolken-Meer; aber meine Gedanken ziehen ihm entgegen, und hin zu Dir. Ich sehe Dich in Deiner Stille, den Frieden auf Deiner freyen Stirn, Dein Auge gedankenvoll gesenkt, ein leises Lächeln um Mund und Wangen. Woran denkst Du, Amande? Begegnen sich unsre Geister in dem Sturme der Nacht, die Welt vergessend mit ihrem Zwist und Hader, nur Gott und Liebe gedenkend?

Glaube nicht, Holde, daß ich Dich je verlasse, wenn ich von Dir gehe. Meine Liebe bleibt bei Dir, wie die Deinige bei mir verweilt, und auf dem Wege, der mich von Dir entfernt, kehren alle meine Gedanken zu Dir zurück. — Auch Du, ich weiß es, trennst Dich nicht von mir. Wie ein schützender Engel gehst Du an meiner Seite, und ehe noch dieß Band so fest geknüpft war, ward ich froh und sicher durch Dich. Ich zog durch die Länder der Erde, Gottes Herrlichkeit zu schauen; aber wenn seine Wunder mich entzückten und rührten, bracht' ich Dir mein Entzücken als ein stilles Opfer dar, und genoß nun alles reiner und höher durch Dich. Und wenn ich durch das Gewühl menschlicher Thorheit und Nichtswürdigkeit unberührt gegangen bin, so war es die Kraft Deiner Tugend, die den andringenden Larven wehrte, und mich unversehrt durch Klippen und Flammen geführt hat. Und doch sagst Du, ich hätte Dir nichts zu danken, Amande?

Welche köstliche Stunden hast Du mir gestern geschenkt! Du ließest mich in der Tiefe Deiner Seele lesen; Dein ganzes Wesen lag offen vor mir; und nie hab' ich lebendiger gefühlt, daß Du mein wärest, auch wenn die Welt uns trennte, und mein seyn wirst, auch wenn die Fluth der Zeiten stille steht, und das unendliche Meer der Ewigkeit alles irdische Leben verschlungen hat. In diesem Gefühl, Amande, liegt die Ueberzeugung der Unsterblichkeit. Könnte eine so große Liebe nur den Punkt dieses irdischen Daseyns füllen? Breitet sie nicht ihre Flügel über die Ewig-

keit aus? und fühl' ich nicht in dieser überschwenglichen Seligkeit den Odem des Unendlichen, den nur ein unsterblicher Geist zu fühlen vermag?

Den 9. April.

Lange bin ich auf- und abgegangen in der schweigenden Nacht; die Sterne sahen mit liebenden Augen auf mich herab, und in meinem Herzen leuchteten andere Sterne jenen entgegen, auch liebend, wie jene, und ewig wie sie.

Kannst Du fühlen, Amande, wie glücklich ein Mann ist, dem Du angehörst? Warlich, seitdem ich Deiner Liebe gewiß bin, ist ein neues Wesen in mir geworden, das eben so Dein Eigenthum ist, als das Meinige, ja Deines noch mehr. Ich denke nicht mehr an mich, denn ich bedarf nichts mehr. Was meine Wünsche suchten, ist mir durch Dich geworden; Du bist mein, und Alles mit Dir. Wie klar und schön steht mir unser künftiges Leben, unser ungetrenntes Zusammenseyn vor den Augen; mein Glück und das Deinige. Denn auch Du wirst glücklich seyn durch das Glück, das Du mir verleihst. In diesen Gedanken gehen alle andere unter. Es ist wie ein Meer von Morgenroth und Himmelsbläue und Sonnenglanz, und ich umfasse Dich, Amande, und stürze mich mit Dir in diese Fluth unaussprechlicher Seligkeit.

Amande an Odo.

Den 14. April.

Ich sah Dich diese Nacht im Traume weinen, mein Odo; aber ich konnte nicht sehen, ob es Thränen der Freude oder des Schmerzes waren; und nun ich wach bin, steht das Bild noch immer vor mir, und es dünkt mich gar zu betrübt, daß Du weinest, mein Odo.

Die Gegenden der Zukunft sind dunkel; nur die Hoffnung erleuchtet sie; aber die Farben der Hoffnung sind täuschend. Gäb' ich nur ihr mich hin, welche blühende Auen lägen dann vor mir. Aber mein Herz zagt bei so vielem Glück, und mein Auge hebt sich scheu und feucht zum Himmel, und ich wage nicht um die Erfüllung so goldener Träume zu bitten.

Gott wird uns gute Tage geben, wenn sie uns frommen; aber auch in die bösen will ich mich mit Ergebung fügen. Gedeiht doch kein Gewächs in bloßem Sonnenschein — und bedarf nicht der Mensch der Stürme noch mehr, damit sein Glaube sich stärke, damit er sich fester an die Genossen seiner Wallfahrt halte, und frömmer Schutz suche bey ihm, von dem die bösen Tage wie die guten kommen? — Und doch bebe ich bey diesem Gedanken. Das, was mir Muth geben sollte, dieses Theilen des möglichen Unglücks mit einem theuern Genossen meiner irdischen Wallfahrt, eben das peinigt meine Phantasie, und Deine weinende Gestalt kömmt mir nicht aus dem Sinn.

Odo an Amanden.

Den 18. April.

Wie kurz sind doch die Tage, die wir zusammen leben, und wie lang die Stunden der Trennung! Unerträglich wäre mir diese Kluft, wenn nicht die Erinnerung sie ausfüllte; wenn sich nicht ein unsichtbarer Faden aus der Vergangenheit herüber in die Gegenwart spänne. Wie mich heute so viele Deiner Worte rührten! wie ich noch jetzt mit immer erneuter und erhöhter Freude unser Gespräch verfolge, das sich so leicht entspann, und uns allmählig in die Tiefen unsers Seyns und die Räthsel der Welt führte, die das fromme Ahnen eines weiblichen Gemüthes wohl besser lös't, als aller Scharfsinn des sich selbst verwirrenden Verstandes.

Wohl ist es wahr, daß das Leben ein Traum ist in mehr als einem Sinne; ein Traum in der Dämmerung zwischen Nacht und Tag, furchtbar und schrecklich oft; bisweilen auch heiter und süß. Wie das Kind in der Wiege schläft, so schlummert die Seele in ihrer irdischen Hülle; mattes Schattenwerk streift an ihr vorüber, aus Licht und Nebel gewebt, mannichfaltig wogend, jetzt zerrinnend, jetzt neu sich gestaltend, ein Wahn von Wahrheit, aber ohne sichern Gehalt. Aber wenn ein großes und göttliches Wort, wie ein Strahl der ewigen Wahrheit die Schlummernde trifft, da erwacht sie zum Gefühl ihres rechten Daseyns,

und ahnet mit Zuversicht den ewigen und unvergänglichen Tag, wo das Ahnen zum Wissen wird.

Was ist in der Liebe so göttlich? warum ist ihr Entzücken jeder andern Freude so ungleich? Weil sie die Tochter und Mutter einer höhern Wahrheit ist. Sich selbst muß der Mensch vergessen, wenn er zu der Quelle zurückkehren will, aus der sein besseres Wesen geflossen ist; und wo vergißt er sich selbst, als in inniger Liebe? Recht lieben ist der Anfang der Weisheit; und die rechte Weisheit ist der Weg zu Gott. Denn da fängt die Erkenntniß Gottes an, wo die Entäußerung von selbstsüchtigen Trieben beginnt. Ist es nicht das Vorrecht des Menschen, Gott zu erkennen? und ist nicht auch die Liebe der Menschheit Vorrecht und Abzeichen? Der Säugling jammert, wie das Thier, und kann nichts als jammern; denn ärmer, als das geringste Thier, kömmt ihm nur durch die Liebe Hülfe. An der mütterlichen erbarmenden Brust erwacht er in sich selbst; und wenn er zuerst die Mutter erkennt, wenn sein Auge freundlich das ihrige sucht, seine Arme sich liebend um den Nacken der Liebenden schlingen, da thut sich das Kind als Menschen kund. Ein göttlicher Funke ist in seinem Innern erglüht, und die Seele tritt in sein Auge, wie in sein Herz die Liebe trat. An dem Bedürfnisse seiner thierischen Natur hat sich ein Höheres entzündet, und der Faden ist angefangen, der die Erde an den Himmel knüpft.

An der Hand der Liebe bildet der Mensch sich fort, und, wie er immer nach Unabhängigkeit streben

mag, er kann der Liebe sich nicht entreißen, wenn er der Freiheit von irdischen Banden begehrt. In den Armen des Freundes, durch gleiches Streben nach dem Edelsten und Höchsten beglückt, frei sich bindend, und auch gebunden noch frei, tritt der Jüngling in den Tempel der höhern Weihe. Hier läßt er die Wirklichkeit mit ihrem Trug- und Schattenwerk hinter sich; eine unendliche Bahn thut sich auf vor ihm; hohe Ziele leuchten von fern. Jede Kraft ringt sich los. Er geht vielleicht unter in dem ruhmvollen Kampfe; aber unvergänglich wird die Idee, als ein leitender Stern, über seinem Grabe stehen, und andere werden, von diesem Grabe aus, mit gleichem Muthe die edle Laufbahn beginnen.

Hier laß mich an dem Hügel meines Victor einen Kranz heiliger Erinnerungen aufhängen, mit den Thränen eines dankbaren Herzens benetzt. Du hast sein Bildniß gesehen und in seinen Zügen den edelsten Geist erkannt. Ach dieß Gestirn erlosch der Erde und mir zu früh. Aber als es sich unter der Erde barg, und alles umher für mich mit Finsterniß umhangen war, da führte mir die ewige Güte, sich meiner Schmerzen erbarmend, Deine Liebe, meine Amande, entgegen, um das zu vollenden, was die Freundschaft begonnen hatte.

Seitdem ich Dich liebe, meine Amande, mit der ganzen Fülle meines Herzens Dich liebe, lichtet sich die Decke, die uns von der Wahrheit trennt. Ich trage den Himmel in meiner Brust; ich bin dem Guten näher befreundet; und was vormals mir schwer

war, erscheint mir jetzt leicht. Es gibt kein Opfer, dessen ich mich nicht fähig glaube, selbst das Opfer meines Lebens, und — wenn es Gott wollte — der irdischen Trennung von Dir. Du siehst mich nicht befremdet an über dieses Wort; denn Du verstehst mich. Bin ich nicht ewig an Dich gebunden? oder gibt es irgend etwas, das uns trennen könnte, als die Verleugnung dessen, was wir in unserer innersten Tiefe für Wahr, Recht und Gut erkennen? Nur dieß, dieß nur allein. Aber so lange ich Dich an meine Brust drücke, so lange der Gedanke an Dich in meiner Seele lebt, so lang ich Dein edles und reines Herz wie in meinem eignen Busen fühle, so lange weicht der Schutzgeist des ewig Guten nicht von mir. Ich will das Entsetzlichste denken, daß die Erde zwischen uns einsänke, und die Ufer des Abgrundes der uns trennte, immer weiter und weiter zurück wichen, bis keines mehr das andere finden könnte so schlügen dennoch unsere Herzen im sympathetischen Takte fort, bis der Tag des Wiedervereinens anbräche, und wir einander von neuem, mit nicht größerer Liebe, aber mit noch innigerer Freude in die Arme fielen.

Den 2. Mai.

Ich hatte diesen Abend den Weg über die Wiese an dem Bache hin genommen, um noch länger unter freiem Himmel zu seyn. Das murmelnde Geräusch des immer emsigen, hier und da, wie zu Scherz und

Kurzweil, abschweifenden Begleiters stimmte recht gut zu der Art meiner Gedanken; und so hatte ich fortgeträumt, als mir aus dem Jägerhause ein zweystimmiger Mädchen-Gesang durch die geöffneten Fenster entgegenkam. Neben einem feinen Discant ging ein schöner Alt — so daß ich die Stimmen unsrer Fanny und Friderike zu hören meinte — ich blieb unter dem Fenster stehen, und vernahm diese Worte:

Thut es mir gleich so weh,
wenn ich Nachts von Dir geh,
nicht mehr dein Aeuglein seh,
  Treuliebend Herz;
wandert doch Schritt für Schritt
tröstend die Liebe mit,
macht mich des Kummers quitt,
  lindert den Schmerz.
Wenn auch das Herz bricht,
bringt doch der Tod nicht
  Qual mir noch Reu.
Liebe vergeht nicht,
Falschheit besteht nicht,
  ewig hält Treu.

Mehr als einmal wurde das einfache Lied wiederholt, als ob es für mich gedichtet wäre, und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie mir diese kunstlosen Worte zum Herzen sprachen, und mich freundlich den ganzen Rest des Weges begleiteten.

Noch immer schwebt die Weise und der doppelstimmige Gesang um mein Ohr. Was ist es nur,

das so einem Zusammengehen zweyer Stimmen von verschiedener Höhe einen solchen Zauber gibt? Dieser Wechsel von Licht und Schatten, dieses gegenseitige Auseinandergehen und Wiedersuchen, dieses Auflösen und Zusammenschmelzen, dieses Ersterben endlich in Einem Tone, ist es nicht ein Wiederhall der Geschichte liebender Herzen, und ein Bild recht zarter und inniger Liebe? Und ist es nicht eben darum, daß solch' ein Gesang alle Lust und Wehmuth der Liebe in dem innersten Herzen erweckt?

Den 10. Mai.

Schwerlich hast Du Dich gewundert, daß ich Dich gestern früher als gewöhnlich verließ. Wie hätt' ich es in dieser Luft aushalten können? Da Du und Deine Mutter mit den Willmanns beschäftigt waret, so fiel ich Euerm Philosophen allein anheim, der sich für mich immer mehr und mehr in einen Basilisken umsetzte, welcher die Kraft seiner Blicke und seines Athems an mir versuchen mochte. Ich bin überzeugt, daß er mit seinem Versuche zufrieden ist. Was hätt' ich ihm groß antworten können? Kann man dem zum Herzen reden, dem die Lamien der Selbstsucht das Herz aus der Brust genommen haben? oder zur Vernunft, wo sich der Wahnsinn mit Krone und Zepter auf einem usurpirten Throne schmückt? Oder wie kann man Dich lieben, Amande, und in Deiner Nähe solche Entweihung ertragen, ohne eine innere Empörung, die jedes Wort im Entstehen erstickt?

Wenn so ein Mensch, wie dieser Horb, der wie die fliehende Sünde aussieht, die gern der Reue trotzen möchte, und sich doch kläglich vor ihr versteckt, wenn *so ein Mensch* bescheiden aufträte in der Welt, mit *gesenkten* Blicken um Duldung für sein Daseyn *flehend*, so hätte die Welt wenigstens Mitleiden mit ihm. Aber da tritt er hin, macht sich breit und spricht: Ich habe die Länder Europens durchreis't, und die Menschen gesehen, und das Resultat meiner Beobachtungen ist, daß es ihnen, wie schlimm auch immer ihr Loos seyn mag, doch unendlich besser geht, als sie verdienen. — Du hast in das Wasser gesehen, Narciß, dacht' ich bei mir; was Du sahst, war immer Dein eignes Bild, und Dein sogenanntes Resultat, die misverstandene Stimme Deines Gewissens. — Dann sagte er weiter, mit der Hand auf seinem Maltheser-Kreuze und ohne Accent: „Aller Unterschied der Menschen beruht auf Reichthum, Rang und Macht. Das Laster in Lumpen gekleidet, füllt Galgen und Zuchthäuser; das im Wagen fahrende *füllt* die Salons. Wer auf der untern Stufe eine Beute der Häscher wird, regiert auf der obern die *Welt.*" Und nun zog er die unverschämte Folgerung: „Es ist also kein innerer Unterschied zwischen *den Handlungen* der Menschen; und es gibt kein Mittel diese reißendsten aller Thiere im Zaum zu *halten, als* eine eiserne Gewalt." „In sofern," setzte er noch in einer Nutzanwendung hinzu, „sey die französische Nation, die überhaupt den meisten bôn sens habe, ziemlich auf dem rechten Wege; und

wenn sie, wie es über kurz oder lang geschehen werde, wieder Einen Herrn, statt ihrer hundert Zuchtmeister, bekomme, so werde dieser, wenn er nicht auch das Schicksal des Königes haben wolle, Ketten und Banden der Gewalt bereit halten müssen. Der jetzige blutige Versuch sey recht geeignet, um die Thorheit des Glaubens an das Phantom der Freiheit und den Popanz des Rechtes mit der Wurzel auszurotten; und wer die Gewalt in den Händen habe, müsse künftig in ein Irrenhaus eingesperrt werden, wenn er sich auch nur ihres geringsten Theiles entäußere." Hättest Du gehört, wie gelassen ich auf diese ungeheuern Aeußerungen antwortete, Du würdest meine Mäßigung gelobt haben. Als er aber zuletzt noch mit dem höhnischen Lächeln des verneinenden Geistes sagte: „Ich bin jetzt zurückgekehrt, um eine reiche Frau zu heirathen, die ich noch nicht kenne; aber gleichviel; Heirathen ist eine Thorheit, die man sich bezahlen lassen muß; alles übrige ist Kinderei und nur eben gut genug zu einem Fastnachtsspaß." — Da ergrimmte ich in meinem Innersten, und ohne ein Wort zu erwiedern, ließ ich den Narren mit seiner Weisheit allein.

Aehnliche Wesen sind mir schon hier und da in den Weg gekommen, die Welt und Menschen zu kennen glaubten, wenn sie die Sümpfe der Erde durchkrochen haben. Selbst ohne Tugend, erkennen sie nichts Tugendhaftes, und leugnen dann frech ihr Daseyn, wie etwa der Blindgeborne Farben und Licht, oder der Taube das Daseyn und den Zauber der Töne

leugnen möchte. Wie mag ein Mensch das Göttliche ahnden, der Gott aus seinem Herzen getrieben, um Eitelkeit, Selbstsucht und wilde Genußgier an seine Stelle zu setzen? Aber was bleibt dann übrig von dem Menschen, was er nicht besser am Thiere fände, so daß er wohl mit Recht über Verkürzung klagen dürfte. So weit kömmt es dann. Wenn nun gar der Kern der Gesellschaft, wenn die sogenannte große und vornehme Welt sich in dieser Art zu fühlen und zu urtheilen zusammenfindet, dann tritt hier und da ein Denker auf, und thut mit Gründen dar, daß Weisheit Thorheit sey; daß es keine Tugend gebe; daß Eigennutz, nichts als Eigennutz die moralische Welt umtreibe; daß es also nichts Gutes gebe, als den Genuß, und keine Tugend, als die Kunst ihn klug zu vertheilen und sinnreich zu vervielfältigen; und aus diesem Hörsaale tritt Dein Horb höhnisch lächelnd heraus, und sagt vor sich hin: „Ich hab' es ja längst gedacht, daß es mit der Tugend Windbeutelei sey."

Und ob sich der Geck nur einbildet, die Lehre sey neu?

Sie ist eben so alt, als die Klage über die zunehmende Verderbniß der Welt, und eben so nichtig. Die Tugend ist eben so wenig ein Unding, als sie, die Göttliche, jemals ersterben kann.

Wenn es aber auch möglich wäre, daß alles Gute, daß alle Tugend der Welt entwiche, daß nichts übrig bliebe, als Mäkler und Käufer, eine schachernde Rotte, nur auf gegenseitigen Betrug bedacht, wenn alle diese

Knechte des Eigennutzes sich von dem Willen zur That erhüben, und Diebe, Räuber und Mörder würden, die heut auf der Straße raubten, und morgen zu Gericht säßen über ihres Gleichen; wenn die Gerechtigkeit eine feile Dirne, die Religion eine Kupplerin, die Wahrheit eine Larve, die Unschuld eine Schminke geworden, wenn mit Einem Worte alles so durch und durch verwirrt wäre, wie in der Welt, die dieser Maltheser schildert und der er selbst angehören will, so daß auf keinem Grabe ein anderes Denkmal stehen dürfte, als Galgen und Rad — so würde doch auch dann der Glaube an Tugend, Wahrheit und Unschuld unerschüttert bestehen. Mag immerhin der Feind der Menschen in seinem Buche jede gute That auf die Seite des Vortheils schreiben; mag er die Geschichte eine Lügnerin, und die Märtyrer der Tugend Phantasten nennen — nie wird sein Verneinen die Tugend selbst zu einem Gespenste der Einbildung machen. So lange noch Ein Mensch übrig ist, der aus vollem Herzen sagen darf: Ich liebe meinen Freund mehr, als mich selbst: also glaube ich an Tugend, so ist sie auch. Dieser Glaube gibt Zeugniß für sie, wie er für Gott Zeugniß gibt, wenn auch alle Sterne ihr Licht auslöschten, und die Welt in das alte Chaos zurücksänke. — O ihr Strahlen der ewigen Wahrheit, die ihr das Dunkel unserer Erkenntniß erleuchtet, ihr heiligen Offenbarungen Gottes, ihr seyd das unvergängliche Erbtheil, das ein himmlischer Vater seinen Kindern gab, ihr seyd das unzerreißliche

Band, das den Menschen an Gott, und die Erde an den Himmel knüpft! — —

Voll von Unmuth verließ ich Dein Haus, Amande, wie einen entweihten Tempel; erst in freier Luft ward mir wohl. Ein lauer West spielte mit dem jungen Laub, und die Bäume hoben die neugeschmückten Arme zu dem klaren Himmel auf, und die zarten Blüthen zitterten wie Schneeflocken des Mais bei jedem Athemzuge der Luft. Auch schwamm der Mond, wie ein Silbernachen, auf dem stillen, blauen Meere hin, und goldene Wölkchen hüpften um ihn her, wie spielende Wellen. Jetzt wich aller Unmuth von mir, und ich schritt recht munter einher, die Sonne zur Rechten, zur Linken den Mond. An der Thüre eines der ersten Gärten von Mainau saß eine blasse Mutter mit einem Kinde auf dem Schooße, das sie zur Ruhe gesungen hatte, und zwei andere Kinder suchten Blumen im Gras, und immer kam eines um das andere, und legte der Mutter sein Blümchen in den Schooß mit einem frohen „Da, Mutter, noch eins.“ Und die Mutter sammelte alle die Blumen und band ein Kränzchen daraus, das dem schlafenden Kinde, wenn es erwachte, bestimmt war. Auf allen Gesichtern stand Ruhe und unschuldige Freude geschrieben. Und das war noch schöner und rührender als der klare Abendhimmel und das Blüthen-Meer in dem stillen, freundlichen Thal.

Den 20. Mai.

Mein Vater bedarf meiner heute zu einem Geschäfte, das vor Nachts schwerlich geendigt seyn wird. Ich kann also nicht hinüber kommen, und mein Philipp wird glücklicher seyn als ich. Bei jedem der Veilchen, die er Dir mitbringt, und die ich heut um Sonnen-Aufgang pflückte, dacht' ich an Dein dunkelblaues Auge, das Du wohl um dieselbe Zeit dem Tage öffnetest. Noch wenige Wochen und diese freundlichen Augen grüßen mich jeden Morgen mit dem Tage zuerst, und ich darf sie jeden Morgen küssen, und von Deinen Lippen den Morgen-Gruß haschen. Mögen dann immer die Wolken hin und her ziehen den übrigen Tag; ich habe Dich neben mir, Dich, meine Freude, mein Glück, meine Braut, und dann — mein Weib. In allem dem liegt ein Himmel, der sich niemals trübt. Fühlst Du auch, Amande, wie glücklich Du mich machst? wie reich — mich den Armen? Ach könnt' ich doch alle Gaben zu Deinen Füßen legen, die Menschen erfreuen! — Aber Du begehrst ihrer nicht, und Dein bescheidener Sinn achtet der Güter nicht, um die sich die Welt so rastlos müht. Deine Blicke sind aufwärts gerichtet; darum ist Dein Gemüth so heiter, so furchtlos Dein Herz. —

Ich ging einst in den Alpen zwischen den Trümmern einer alten Veste, die vormals den Weg verschlossen hatte; jetzt war er dem Wandrer geöffnet. Schroffe Felsen erhoben sich zur Linken; zur Rechten der Straße stürzten sie in die Tiefe hinab; unten

braußte der Strom zwischen Felsen und Trümmern und dichtem Gehölz. Ueber den Abgrund hin, dem Weg gegenüber, hatten sich die Felsen zu einer Grotte geöffnet, und in ihr hatte die Andacht mit gefahrvoller Mühe ein Kreuz befestigt. An dem schroffen Rande des Abgrunds lag mit entblößtem Haupte ein Hirtenknabe auf seinen Knien dem Kreuze gegenüber; neben ihm stand eine junge Gais auf einem hohen Baustücke, und sahe furchtlos in die schwindelnde Tiefe und den brausenden Waldstrom hinab. Dieser Anblick rührte mich sehr. Ich weilte, bis der Knabe geendigt hatte; dann frug ich ihn mancherlei, und hörte von ihm, daß, als er gestern mit den Ziegen ausgezogen, seine kranke Großmutter recht sehnsuchtsvoll um ein baldiges Ende gebetet habe. Das hab' er sich zu Herzen genommen, und an derselben Stelle das nemliche für sie gebeten; und als er am Abend nach Haus gekommen, sey sie sanft entschlafen gewesen. Darum hab' er Gott hier wieder gedankt, und für ihre Seele gebetet. — Dabei traten ihm die Thränen in die Augen, und er sah doch so froh und unschuldig aus, daß mir noch jetzt die Gestalt des armen, frommen Knaben lebendig vor Augen steht.

Gestern beim Nachhause-Gehen kam mir dieser kleine Vorfall wieder in den Sinn, als ich unser Gespräch wieder durchdachte, und wie Du so furchtlos vom Tode gesprochen, und so ruhig über den unermeßlichen Abgrund geschaut. Was gibt Dir, Du Gute, diesen frommen Sinn? — O gib mir ihn auch, wenn Du es vermagst; reiche mir Deine treue Hand, und

ziehe mich zu den sonnigen Höhen, auf denen Du stehst, daß ich auch so ruhig wie Du, so Gott ergeben in die grausende Tiefe hinabschauen möge. —

Lebe wohl, holde Braut; sende mir ein liebes Wort von Deiner Hand. Grüße die Mutter.

Den 24. Mai.

Ich kann diesen Tag nicht endigen, ohne Dich noch einmal zu grüßen. Mit einem Gruße an Dich ist er erwacht, so soll er auch einschlummern, und mit ihm wird die Erinnerung, wie eine duftende Blume ihren Kelch schließen, bis die Strahlen der Sonne sie wieder wach küssen, und ihr gesenktes Haupt zu neuem Leben erheben. —

Da sich heut gegen Abend der Himmel erheiterte, ging ich noch ein wenig hinaus vor die Stadt, um Luft zu schöpfen, und kam, ich weiß selbst nicht recht wie, bis gen Unterkirchen. Unter der Linde vor dem Dorfe hatte sich eine Zigeunerwirthschaft gelagert; sie waren eben im Begriffe aufzubrechen. Ein Esel stand bereit mit Körben an beiden Seiten; in jedem Korbe ein schwarzbraunes Kind zwischen mancherlei Geräth eingeklemmt; die Mütter daneben; andre halb nackte Kinder, die zu eignem Ergötzen auf den Händen gingen und Räder schlugen. Als ich mich näherte, kam eines der Weiber auf mich zu, und bot mir seine Orakel an. Ich weiß nicht, wie ich in der Laune war; aber ohne etwas zu denken, hielt ich der schwarzen Sibylle die Hand mit einem Zwölfkreuzer

stück hin. „O Du Glückskind,“ rief sie, und sah mir mit ihren brennenden Augen wie verwundert in das Gesicht, und dann wieder in die Hand; „Du Erz-glückskind! Du hast einen Vertrag mit dem Glücke gemacht. Da steht ein Frauchen, wie ein Engel — schön, sag' ich Dir, wunderschön und gar ein gutes Gemüth. Das gibt einen himmlischen Ehestand: und Kinderchen, eins, zwey — — Die leibhafte Mutter. Und hier steht ein Gut; ein nettes Haus, ein wunderschönes Haus, ein Haus, wie ein Schlößchen, und Hof und Garten, und Feld und Wald. Aber hier... Sie hielt ein wenig inne, zuckte mit den Achseln, sah mich an; aber eh' sie fortfahren konnte, besann ich mich selbst eines Bessern. Zufrieden mit dem Engel, den ich schon hatte, und mit den andern mir verheissenen Herrlichkeiten, wollte ich nicht abwarten, bis die Hexe zur Beglaubigung ihrer guten Orakel auch noch böse hinzu erfände, sondern zog meine Hand zurück, dankte für die gute Weissagung, und schenkte den kleinen, herumgaukelnden Furiosos noch einige Kreuzer zum Abschiede.

Wirst Du es glauben, aber die Worte der ägyptischen Pythonisse hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Sie hatte das Eine so gut getroffen, warum das Andere nicht auch? Das Größere hatte mir der Himmel verliehen; das Kleinere konnte leicht noch als Zugabe kommen. Der Gedanke kam mir gar lieblich vor. Ich nahm den längern Weg nach Hause, und schmückte mir meine künftige Besitzung so vollständig, so nach allen Theilen aus, daß ich sie hätte hinma-

len können. Der Abend war schön, und so führte ich Dich auf den nächsten Berg, um von da die Aussicht auf unser Eigenthum zu haben, das ich in den Hintergrund eines gar anmuthigen Thales, zwischen herrlichen Teichen, und lachenden, durchsichtigen Birkenwäldern aufgebaut hatte, so daß der Garten daran nur ein kleiner Park in dem größern war. Es nahm sich alles von der Höhe ungemein zierlich aus, besonders wie unsre ansehnliche Heerde aus dem Seiten-Thale heraustrat und langsam dem Hofe zuzog. — So weit war ich ohngefähr, als ich zu Hause anlangte, und mir von fern schon durch die offnen Fenster die gellende Stimme des Jagdjunkers von M. entgegentönte. In diesem Augenblicke war der Zauber zerstört; mein Lustschloß stürzte zusammen, und ob ich gleich, um dem Junker auszuweichen, noch einen Seitengang machte, so konnte ich doch nicht wieder in den heitern Traum hineinkommen.

Amande an Odo.

Den 28. Mai.

Wär' es wohl wahr, mein Odo, was ein französischer Schriftsteller von großem Nahmen gesagt haben soll: „es gebe wenig Frauen, die so vollkommen wären, daß ihre Männer nicht wenigstens Einmal des Tages die Reue anwandelte, eine Frau zu haben, oder die Lust, den glücklich zu preisen, der keine hat?

Wär' es wahr? — Gewiß, es ist nur eine freche Verleumdung Deines Geschlechts; oder es ist nur von französischen Männern wahr, die wohl um vieles hartherziger seyn mögen, als die unsrigen. Mit welcher Bangigkeit müßte eine Frau in den Ehestand treten, wenn sie fürchten müßte, täglich wenigstens Einmal die blasse Reue auf dem Gesichte des Mannes zu lesen? Wer ist denn vollkommen? oder wer ist thöricht genug, sich für vollkommen zu halten? Glaube mir, Odo, ich käme nicht aus der peinlichsten Angst heraus. Ich würde vom frühen Morgen an, wenn Du die Augen aufschlügest, bis zum Abend, wo sie Dir zufielen, aufmerksamer an Deinen Mienen hängen, als ein Astrolog an dem Himmel; selbst in der Nacht würd' ich Deinen Träumen nachspüren, und den Worten, die Du im Schlafe sprechen möchtest. — Wer könnte auch anders? Sind wir nicht alle Töchter der Schwäche? oder gibt es irgend einen Eifer, wie rastlos er auch sey, der einen hartherzigen, in Selbstsucht versunkenen, immer mit seinen Umgebungen, nie mit sich selbst rechnenden Mann befriedigen könnte? — So bist Du nicht, mein Odo. Gewiß verkennst Du auch den guten Willen nicht, und erläßt mir eine Vollkommenheit, die auch das redlichste Weib niemals erstrebt. So soll mir auch vor Deiner Reue nicht bangen. — Guter Gott, welcher Mann möchte einer solchen Reue Preis gegeben seyn, und doch das Joch noch fortschleppen? Welche Frau möchte sie verursachen und doch noch leben? —

Aber heiliger Gott, wenn ich um mich herum-

sehe, — wie viele schlechte Ehen unter Vornehmen und Geringen, wo eine solche Reue auf beiden Seiten wohl mehr als Einmal des Tages vorkommen mag! Da wohnt mir zur Rechten eine Wittwe, die durch Verschwendung, thörichte Eitelkeit, und strafbare Liebeleien ihren rechtschaffenen Mann unter die Erde gebracht hat. Sie selbst darbt jetzt, und ihre schlecht erzogenen Kinder verachten die Mutter noch mehr als die übrige Welt. — Zur Linken liegt ein armes Weib auf dem Todtenbette, und stirbt am Jammer. Sie hatte ihren Mann aus Liebe genommen; er sie um einiges Vermögen willen. Dieses drang er ihr ab und verschwendete es. Seine Stelle hätte ihn ehrlich genährt, aber er ergab sich dem Müßiggange, spielte und trank, während die Frau Tag und Nacht arbeitete; und alles ihr Bitten, alle ihre Thränen vermochten nicht ihn zurück zu bringen. Müssiggang und Unordnung verführten ihn zur Treulosigkeit. Vor wenigen Tagen ist er zum Gefängnisse abgeführt worden. Die Frau liegt todtkrank danieder, und jammert um ihre armen Kinder, die, verlassen von der Welt und hülflos vielleicht auch zu Grunde gehen. — Diese Beispiele sind grell und hart; aber wie manche andere sind mir bekannt, die, minder hart, doch noch schreckend genug sind. Wie häufig mögen diese in großen Städten seyn, und wie oft mag da die Reue bei Tag und Nacht in dem Haushalte einkehren!

Es mag wohl wahr seyn, daß keine äußern Umstände, keine Berechnung der Verhältnisse, vielleicht

nicht einmal die Liebe eine hinlängliche Gewährleistung einer glücklichen Ehe gibt. Hab' ich doch selbst mehr als ein Paar gekannt, das auf Liebe zu bauen schien, und doch war es nur Triebsand gewesen; das Gebäude ihres Glücks fiel in Kurzem zusammen, und sie wußten nicht, wie sie wieder unter Dach kommen wollten. Freilich mag es auch mit mancher Liebe eine närrische Sache seyn, wohl wie mit einem Rausche, oder einem kurzen Fiebertraum voll reizender Erscheinungen, die aber nur aus dem verbrannten Blute kommen. Wer mag aber da Wahrheit von Irrthum scheiden? Und wenn denn Alles nur Trug war, und endlich, früh oder spät, das Erwachen kömmt — welche Entdeckung muß das seyn! So ein Feld voll zerstörter Hoffnungen! eine Hölle vielleicht, wo ein Himmel verheissen war! Haß und Unmuth und alle Furien des Lebens, zerstörend und zerreissend, statt Wohlwollens und zarter Liebe! Wie schrecklich! Ich könnte mich mit solchen Gedanken ängstigen, wenn ich nicht wieder dächte, daß ja das alles in Gottes Hand liegt. Kömmt nicht, wie jedes Glück, so auch das Höchste von Allem, Eintracht und Friede, von ihm? Und wird er diese köstlichen Gaben dem versagen, der um sie mit reinem und liebendem Herzen bittet? — In diesem Gedanken liegt ein unerschöpflicher Schatz. Und dann denke ich auch wieder an Dein ernstes und edles Wesen, mein Odo, und danke der göttlichen Güte, die meine Liebe so geleitet hat. Könnte hier Irrthum seyn? Könnte das Vertrauen auf Gott in einer s o l c h e n Sache uns täuschen?

Odo an Amanden.

Den 3. Junius.

Als ich gestern, auf dem Rückwege, durch Mainau kam, begegnete mir am Ende des Dorfes ein Sarg von einigen Laternen begleitet, und vieles Volk umher. Ich fragte nach, und erfuhr, daß man einen jungen Burschen begrübe, der sich aus Liebe ums Leben gebracht. Und als ich weiter fragte, sagte ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm: „Es ist eben eine traurige Geschichte. Wohl heißt es mit Recht, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels und alles Unglücks ist; und so hat er auch dem schönen jungen Menschen das Leben gekostet.“ Und nun erzählte sie mir im Fortgehen, daß der Verunglückte der einzige Sohn eines reichen Mannes gewesen, daß er ein schönes und unbescholtenes, aber armes Mädchen geliebt, und nicht von ihr habe lassen wollen. Der Alte habe ihn aber übel deshalb angesehen, und wenn jener ihm gesagt, er nähme sich das Leben, wenn er das Mädchen nicht bekäme, habe er ihn nur ausgespottet. Das Mädchen sey ihm auch sehr gut gewesen; da ihre Eltern aber gesehen, daß aus der Heirath nichts werden solle, hätten sie sie endlich einem alten reichen Wittwer gegeben, der auch lange um sie gefreyt. Vor einigen Wochen sey die Hochzeit gewesen, und die Braut habe sich dabei bald die Augen aus dem Kopfe geweint; der junge Mensch aber sey von der Zeit an ganz tiefsinnig herumgegangen, und vor zwei

Tagen habe man ihn im Wasser gefunden. Nun reiße sich freilich der alte Geizhals die Haare aus, und stoße sich den Kopf gegen die Wand. „Das ist nun aber alles zu spät,“ setzte die Erzählerin hinzu; „er hätte früher bedenken sollen, daß, wenn sich zwei Menschen recht lieben, es doch eben Gottes Wille ist, daß sie bei einander bleiben sollen.“

Ich folgte der Leiche auf den Gottesacker, wo der Unglückliche abgesondert von den Gräbern anderer Christen beerdigt wurde. Sein Schicksal jammerte mich; ich dachte mir sein armes gequältes Herz, das so treu an seiner Liebe hing und an nichts anderm in der Welt, und alle Güter der Erde und das Leben selbst gleichgültig von sich stieß, weil ihm das Eine genommen war, worauf er sein Glück hatte bauen wollen. Wohl, dachte ich, Du gutes Weib, hast Du Recht, daß es Gottes Wille ist, wenn zwey Menschen sich recht von Herzen lieben! und zu dem umwölkten Himmel aufsehend, sagte ich in mir selbst: O ewige Liebe, die Du über den Sternen wohnst, Du hast Deinem Geschöpfe Liebe und Sehnsucht gegeben, um Ein Herz zu suchen, das ihm die Welt wäre, und ohne das Welt und Leben nur ein Schatten ist. Aber da haben die Menschen so vieles dazwischen gebaut, was sie Glück nennen, und meinen dann, daß einer seinem Glücke im Wege sey, wenn er thut, was sein innerstes Herz ihm gebietet. — Die Umstehenden mochten nicht anders denken. Das ewige Gesetz der Natur, wie auch immer die Menschen daran wühlen mögen, hängt doch mit seinen Wurzeln tief in ihrer

Brust; und wie man es immer mit nichtigem Truge bedeckt und vergräbt, wenn der Athem des Todes gewaltsam einherfährt, so zerstiebt all der Wust, wenigstens für einige Augenblicke, und die flammende Schrift des ewigen Gesetzes scheint ihnen frei in die Augen. Auf allen Seiten hörte ich Töne tiefen Mitleids und lauter Mißbilligung gegen den, der für den Urheber des Unglücks galt. Aber kein Gesang hallte tröstend in das Grab hinab; kein Gebet versöhnte den Zorn der Umgebenden. — Armer Mensch! auch nach dem Tode noch ergreift dich die unerbittliche, starre Willkühr. Sie drückte dein Herz zusammen, weil es nicht an gemeinen Gütern genug hatte; und nun entfernt sie auch die Diener des menschlichsten Glaubens von deiner Gruft, die der Habsucht, der Gewaltthätigkeit, dem Uebermuthe, der hartherzigsten Grausamkeit, dem Tyrannen und seinem Schmeichler, wenn sie nur das Ende ihres nichtswürdigen Lebens feig und zitternd erwarteten, ihr letztes Gebet willig verkaufen, und das Grab des Lasters mit feilen und erlogenen Lobsprüchen schmücken.

* * *

Ich konnte heut nicht zu Dir hinüber. Ein leichtes Fieber war mir angeflogen, und da der Regen so in Strömen herabgoß, mußte ich mich schon entschließen, mit meiner Sehnsucht nach Dir zu Hause zu bleiben. Jetzt ist alles wieder vorbei, und die Sterne schauen so freundlich aus dem dunkeln Himmel, daß ich mir leicht einen frohen und heitern Morgen herauslesen kann. — —

Als ich diesen Abend mit dem Vater zusammensaß, erzählt' ich ihm die Geschichte der gestrigen Nacht, und verbarg meinen Grimm über die Art des Begräbnisses nicht. Mein Vater schwieg eine Zeitlang; dann hub er an, als sey von andern Dingen die Rede gewesen: Glaubst Du, mein Sohn, daß das Rechte immer und überall Recht seyn kann? — Ob es seyn kann, weiß ich nicht; aber es sollte seyn. — Freilich stände es dann anders um die Welt. Aller Zwiespalt des bürgerlichen und sittlichen Rechtes wäre aufgehoben; es wäre dann nicht nur nichts verboten, was nicht sittlich unrecht wäre, sondern auch das letztere würde nicht nach Einer Regel, sondern nach den verschiedenen Stufen der Sittlichkeit geschätzt und bestraft. Meinst Du nicht? — Allerdings, erwiederte ich; ob schon diese Schätzung große Schwierigkeiten haben dürfte. — Vielleicht, sagte mein Vater; aber doch schwerlich größere, als wenn überhaupt das Rechte überall an die Stelle des Rechtes treten sollte. Man darf nur Richter haben, die scharfsichtig genug sind, um in das Innere der Handlungen einzudringen, ihre verborgenen Triebfedern und ihren Zusammenhang mit der äußern Welt zu erforschen, den verschlungenen Gang eines ganzen Lebens zu enthüllen, und es wird nicht die geringste Schwierigkeit kosten, das wahrhaft Böse von dem scheinbaren zu sondern, und alle Stufen der Sittlichkeit darin auf das Schärfste zu bestimmen. — Aber dieß ist keinem Sterblichen verliehen; der Herzenskündiger ist Gott allein. — Auch ich glaube dieß; aber Du wolltest doch vorhin,

daß das Rechte überall an die Stelle des Rechtes träte. — So weit es der menschliche Scharfsinn verstattet. — Sage, die menschliche Kurzsichtigkeit, und Du hast richtiger gesprochen. Aber wie Du willst; auf jeden Fall hast Du so Deiner Forderung sehr enge Grenzen gesetzt. — Ich fühle es, aber muß man nicht bei allen Forderungen, die man an menschliche Dinge macht, immer diese Grenzen menschlicher Beschränktheit hinzudenken? — Allerdings, sagte mein Vater lächelnd; und ich hätte das wohl vom Anfang an bedenken sollen. Aber sage mir, hältst Du die Gesetze für Werke der Menschen oder Gottes? — Mich dünkt, antwortete ich, gute Gesetze könnten nichts anders seyn, als die richtige Anwendung des göttlichen Willens auf menschliche Dinge. — Und diese Anwendung, fuhr mein Vater fort, wird sie nicht vo Menschen gemacht, die, wie wohlwollend wir sie un immer denken mögen, oder wie einsichtsvoll, doch de Irrthume ausgesetzt sind, und auf keine Weise a ihrer menschlichen Beschränkung treten können? E ist aber dieser Beschränkung gemäß, die Dinge d Welt nach gewissen Eigenschaften zusammen zu or nen oder zu trennen: die Gegenstände der Natu wie die Handlungen der Menschen. Wir können ni anders. Und wenn diese Handlungen Gesetzen unt worfen werden, müssen sich diese nicht auf jene E theilungen beziehen, und auch wieder, aus dem ne lichen Grunde, eine Allgemeinheit bekommen, die einzelnen Fällen wie ein Unrecht aussieht? — mußte das zugestehen. — Die vollkommenste Ge

gebung, fuhr mein Vater fort, wird also immer die Gebrechen haben, die kein menschliches Werk vermeiden kann. Daß es aber Gesetze geben müsse, leugnest Du nicht; daß gegebene Gesetze gehalten werden müssen, eben so wenig; auch nicht, was im Grunde das nemliche ist, daß sich die Obrigkeit an die bestehenden Gesetze halten müsse. Denn was würde aus der Freiheit werden, wenn der, in dessen Händen die Gewalt, oder ein Theil der Gewalt ruht, wie er auch heissen möge, Fürst oder Minister, Richter oder Pfarrer, in jedem besondern Falle, seine Einsicht — seine menschliche, beschränkte, vielleicht irrige und durch Leidenschaften verwirrte Einsicht — als Gesetz aufstellen und an den Platz des bestehenden Rechtes treten lassen wollte? Jeder würde glauben, und ganz gewiß behaupten, daß er das Rechte wolle; diesen würden andere ein anderes entgegensetzen; und so kämen wir mit einemmale auf den Weg jener blutigen Art von Gerechtigkeit, die jetzt jenseits des Rheines so eifrig beschäftigt ist, das für Recht gehaltene an die Stelle des Rechtes zu setzen, und den täglich schwankenden und neugebohrnen Willen jedesmal mit jedem nur vorhandenen Mittel geltend zu machen. Mit dieser Sinnesart, die sich mit einem sehr edeln Gemüthe verträgt, hätten die Einwohner von Mainau vielleicht ihren Pfarrer gezwungen, den Unglücklichen, dessen Beerdigung Dich so sehr gegen die Gesetze empört hat, nach gewöhnlicher Weise mit Gesang und Gebet zur Erde zu bestatten; und wenn er sich hinter das Verbot der Gesetze hätte retten wollen, würden sie

ihm geantwortet haben, die Gesetze taugten nichts; sie verständen es besser, und hätte er endlich sein Gewissen vorgeschützt, so würde er kaum der Beschimpfung, ja, vielleicht nicht einmal wirklichen Mißhandlungen entgangen seyn. Wäre das wohl das Rechte gewesen, das besser wäre, als das Recht? — Ich mußte auch hier nachgeben. Aber sollte nicht, fuhr ich fort, das Gesetz ungerecht und empörend seyn? — Es kann Fälle geben, wo es so erscheint, antwortete mein Vater mit gewohnter Ruhe; im Allgemeinen ist es gewiß nicht so. Ist nicht der Selbstmord eine Empörung gegen die Natur? Ist er nicht ein Auflehnen gegen Gott? und würde es der Kirche anstehen, durch Anwendung ihrer geheiligten Gebräuche eine Handlung zu bestätigen, die man nur beklagen, nie aber loben kann? Muß sie nicht vielmehr diese Handlung, wo sie nur immer vorkömmt, ohne weitere Rücksicht verurtheilen, wie sehr auch immer der Mensch, der sie begeht, entschuldigt, oder bemitleidet werden mag? Jenseits des Grabes fängt Gottes Gericht an; das Gericht der unendlichen Weisheit; diesseits desselben urtheilt der beschränkte Mensch. Ich fürchte nicht, daß der Pfarrer von Mainau, den ich als einen wohlgesinnten und wahrhaft gottesfürchtigen Mann kenne, durch seine gesetzmäßige Abwesenheit von dem Grabe des Unglücklichen, dadurch ein Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen zu haben meint, das auch für jene Welt gültig sey. Vielmehr hoffe ich, daß er diese Gelegenheit benutzen wird, seiner Gemeinde das einzuschärfen, was nach göttlichen

und menschlichen Gesetzen Recht ist; die Liebe der Eltern gegen die Kinder; den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern; die schwere, aber unerlaßliche Pflicht, den eignen Willen zu bändigen; die rechte Schätzung irdischer Güter und ihre Ungenüglichkeit zum Glück; aber auch, wie strafbar es sey, wenn Menschen gegen uns und unsere Wünsche fehlen, uns durch Verletzung des göttlichen Gesetzes an ihnen zu rächen. Dieses ist mein Glaube, und ich zweifle auch nicht, daß es der Deinige sey, wenn Du etwas tiefer greifen, und nicht blos den Eingebungen eines gereizten, obschon sehr menschlichen Gefühls folgen willst.

Ich hatte gegen diese Aussprüche nichts Bedeutendes einzuwenden. Was ich aber dem gütigen Vater antwortete, und wie ich ihm noch mehr im Herzen als mit Worten dankte, mir bei der Wahl meines Glücks harte Prüfungen erspart zu haben, — das, meine Amande, will ich Dir morgen selbst erzählen, oder Du sollst es aus meinen Augen lesen, wenn ich Dir gegenüber sitze, und bei dem Gedanken Deines Besitzes alle Freuden des Himmels und der Erde fühle. Noch acht Tage, Amande, und Du bist mein. Ungeduldig zähle ich die Stunden, und nehme alles zusammen, um mich über die Länge der Zeit zu täuschen. Langsam ziehen die Sterne am Himmel hin, und noch will der Tag in Osten nicht dämmern. Ich muß den Schlaf wohl suchen, und Dich in seinen Träumen, holde geliebte Braut. Träumst Du jetzt auch von mir? — —

Von Amandens Hand.

Meine Mutter war heute, am Sterbetage meines Vaters, mehr als gewöhnlich weich. Es war für uns Beide ein stiller Trauertag, voll Wehmuth und doch auch so voll Heiterkeit. Wie viel Herrliches erzählte mir die gute Mutter von dem theuern Abgeschiedenen! wie rühmte sie das Glück ihn gekannt und besessen zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit! Ach, warum hab' ich Dich nicht auch gekannt, du guter Vater? Warum bist Du so früh von der Erde genommen worden, eh' Du Dein Kind lehren und segnen konntest? Doch hat auch so Dein Segen über mir gewaltet durch die Liebe der zärtlichsten Mutter. Hat sie mich nicht mit Deinem Andenken umgeben, das sie selbst unaufhörlich umgibt; und weis't mich dieses heilige Andenken nicht auf den Himmel hin, wo Du bei Gott bist? Vor Deinem Bilde hab' ich heute Gott gedankt, daß mein Odo auch ist, wie Du, mein Vater, warst, und habe ihn um Segen für unsern Bund gefleht — daß er auch so glücklich werden möge, wie der der geliebten Eltern war, aber, wenn es sein Wille ist, dauernder! — Muß ich jetzt daran denken, fast an dem Vorabend meiner Hochzeit? Doch warum nicht? Stehen wir nicht immer an den Pforten der Ewigkeit? und drängt sich nicht der Gedanke an den Tod, wie ein heilsamer Erinnerer, unwillkührlich in jede Freude ein? So will ich ihn denn auch nicht fliehen! Er soll mich hinweisen nach dem

rechten Ziel; er soll mich eifriger machen in meinem Streben, ehe die Zeit verrinnt: er soll mich lehren, alles Gute, was mir die ewige Liebe verleiht — und wie viel verleiht sie mir nicht? — recht innig, recht dankbar und unschuldig anzunehmen; keinen Augenblick zu verlieren in dieser kurzgemessenen Zeit, um denen Freude zu schaffen, die ich liebe, und mich selbst zu erfreuen durch fremdes Glück. —

Einen recht herrlichen Schatz hat mir heute die gute Mutter gegeben, den schönsten und besten Theil meiner Mitgabe, eine Sammlung von Lehren, Bemerkungen und Erfahrungen von ihrer eigenen Hand *). Das soll mir ein treuer Wegweiser durch das Leben seyn; ein freundlicher Führer auf der Bahn, die ich nicht ohne Bangigkeit betreten kann. Diese Lehren, und ihr Beispiel — darf ich bei solchen Leitsternen einen Schiffbruch fürchten?

* * *

Den 10. Juni 1793.

Wie schnell ist dieser Tag gekommen, und obgleich schon lange bestimmt, wie hat er mich überrascht!

Ich will die Stille dieses heitern Morgens, ich will diese Einsamkeit benutzen, um mich noch einmal zu sammeln, um noch einmal vor Gott zu treten, eh' ich diesen ersten Act meines Lebens beschließe, und in den heiligen Tempel eines neuen Standes trete. Ich stehe vor seinen Pforten mit bangem, klopfendem

*) Sie sind diesen Briefen als ein Anhang beigefügt.

S. 199

Herzen. Hinter mir liegt eine glückliche Zeit; was mich erwartet, ist von der Zukunft verhüllt. Nur das weiß ich, daß sich meine Verhältnisse vervielfältigen, und die Gefahren, die das Leben des Menschen umringen, sich vermehren müssen. Von morgen an werde ich in diesem Hause, wo ich zum Leben erwachte, wo ich an der Hand meiner Mutter heranwuchs, — ach von morgen an, werd' ich hier in dieser stillen Kammer, der Zeugin meiner Zufriedenheit und meines Dankes, nicht mehr einheimisch seyn; dann werd' ich eintreten in ein fremdes Haus, um ein fremdes Schicksal zu theilen; ich werde neue Sitten lernen; ich werde von einer geliebten Mutter getrennet, oft bei mir selbst Rath und Hülfe suchen müssen. Sollte ich diesen unbekannten Weg mit Leichtsinn betreten; sollte ich nicht mehr als je die Hülfe dessen suchen, der mich von meiner Kindheit an so väterlich berathen hat? Gott sieht mein Herz; es ist voll des Dankes für die Fülle des Guten, die ich von ihm empfangen habe. Sprach er nicht immer durch das Herz einer Mutter zu mir, die mich durch ihre Liebe Gott fühlen, durch ihre Lehren ihn erkennen, durch ihr Beispiel ihm folgen lehrte? Von ihrem frommen Sinne bewacht, flossen die Jahre meiner Jugend gefahrlos dahin; und auch die kurzen Leiden meiner Kindheit wurden mir heilsam. Ich hatte wenige Sorgen, als die der Liebe um meine Mutter, und keinen Kummer, als daß es mir an Mitteln des Dankes fehlte. So glücklich war diese Zeit! Mit Wehmuth tret' ich aus ihr heraus; und indem sie

sich wie ein Tempel des stillen Glücks hinter mir schließt, falle ich noch einmal auf meine Knie nieder, und benetze mit den Thränen meines Dankes die Schwellen, über die mich der Wille der Vorsehung führt.

Und mein eigner Wunsch! denn warum sollt' ich es mir verbergen wollen? Früh keimte in meiner Brust die Liebe zu dem edeln Mann, dessen Hand mich ferner durch das Leben zu leiten gelobt. Ich war mir selbst noch fremd, als mich eine geheime Neigung zu ihm zog; und als ich anfing, die Natur meiner Gefühle zu ahnden, entdeckte ich, nicht ohne Bestürzung, daß mein Glück an dem seinigen hing. Er warb um meine Liebe, und sein Bewerben erschreckte mich. Da warf ich mich an das Herz meiner Mutter und vertraute ihr alles. Sie kannte meinen Odo, und achtete ihn; aber sie verkannte auch die Gefahr seiner Bewerbung nicht. Nie hab' ich lebendiger das Glück gefühlt, eine solche Mutter zu haben. Wie ergoß sich ihr liebendes Herz! wie warnte sie schonend! wie rief sie allen Trost des Glaubens in mir auf! Sie billigte meine Liebe und bekämpfte sie; sie gab mir Trost in meinen Schmerzen; sie richtete mich in Verzagtheit auf; sie gab mir Kraft zu den schwersten Opfern, auch zu dem meiner Liebe, wenn es der Wille der Vorsehung wäre. Die Güte des Ewigen nahm den Willen für das Opfer selbst. Sie hatte mir das Herz des Geliebten auch in der Ferne bewahrt; und schon erblaßte der Stern unserer Hoffnungen, da fügte sie unsere Hände zusammen.

In den Schooß der ewigen Liebe hatte ich mein Glück gelegt; aus ihm empfang' ich es zurück. Dankbar empfang' ich es, und mit dem festen Entschlusse, es zu verdienen, so viel in meinen Kräften steht.

Aber ach! was ist die Kraft des Menschen? was sind seine Entschließungen? Leicht beweglich ist sein Herz; sein Wille wie ein wankendes Rohr. Wenn das Glück ihm noch fern steht, verheißt er sich viel; in dem Besitze des Glücks vergißt er seine Gelübde, und die ungebrauchte Kraft stirbt allmählig dahin. Nicht so sehr im Unglücke prüft uns Gott, als im Glück. O Gott, laß mich diese Prüfung bestehen! Erhalte in meiner Brust die lebendige Erinnerung der Schwüre, die ich im Stillen Dir that, und verleihe mir die Kraft, sie mit der Freudigkeit und in dem Umfange zu erfüllen, wie ich mir schwur. Stelle mir täglich meine Pflichten vor Augen, und wenn sie schwer sind, so stärke Du selbst meinen Muth. Laß mich des Mannes würdig werden, der mich zur Seinigen erkohr; dem ich frei meine Liebe schenkte, und der sie mit aller Innigkeit seines schönen Herzens erwiedert. Erhalte diese Liebe in seinem Herzen, und laß mich durch sie zum Guten erstarken; und wie wir vor Deinem Altar uns unzertrennlich vereinen, so laß auch unsere Ehe einen unauflöslichen Bund der Frömmigkeit und Tugend seyn. Gib uns gleichen Sinn und gleiches Streben zu dem Ziele des Guten. Laß uns endlich in Frieden unsere Tage beschließen, auch dann noch frohen Herzens, wenn der Todes-Engel

winkt, um uns durch die dunkle Gruft zu dem Anschauen Deiner Herrlichkeit einzuführen.

So will ich mit Vertrauen auf Deine leitende Huld vor Deinen Altar treten. Du hast meine Liebe geheiligt; Du hast Dir mein Herz durch diese Liebe zugekehrt; ich habe Dich besser erkannt, und mich selbst. Laß mich nie diese reinen Flammen entweihen; laß mein Herz einen Altar frommer Liebe seyn. Nimm das Opfer meines Dankes gnädig an; und wie ich mich jetzt, o Allgütiger, mit freiem Herzen vor Dir demüthige, so laß mich nie vergessen, daß all mein Glück aus Deinen Händen kam, daß dieses Glück durch Uebermuth verwirkt wird, und daß ein schnödes Vergessen Deiner Wohlthaten diese selbst zerstört. Du hast mich Deine Gebote und meine Pflichten gelehrt. Du hast mir den Weg zu meiner irdischen und ewigen Wohlfahrt gebahnt. Laß mich nie von ihm weichen; laß mich zu jeder Zeit mit eben so freudigem Gemüthe, wie heute, meiner Pflichten gedenken; damit die Bangigkeit, die jetzt noch mein Herz erfüllt, sich in Zuversicht wandle.

Amande an Odo.

Den 16. Mai. 1795.

Du bist fort, mein Odo? Ist es auch wohl wahr? — Ach meine Augen suchen Dich umsonst — und jeder Augenblick trennt Dich weiter auf dem Wege, wo ich noch immer den Staub wirbeln sehe, der Dich und

Dein freundliches Nachgrüssen vor wenigen Stunden meinen Augen entzog.

Es mag wohl kindisch seyn — aber könntest Du zürnen? Ich mag mir immer sagen, daß es ja seyn mußte — und doch fließen meine Thränen. So schwach bin ich! Aber darfst Du mich schelten? oder ist es meine Schuld, daß Du mein Wesen so an das Deinige gekettet hast, daß mir auch die kürzeste Trennung wie ein Vorabend oder eine Vorbedeutung der längsten erscheint? Kann man irgend ein großes Gut ohne Sorgen besitzen? und wie sollt' ich mich ihrer entschlagen bei meinem größten? „Wo einer seinen Schatz hat, da hat er sein Herz." Wo das Meinige ist, weißt Du. In Deiner Nähe ist es wohl ruhig; wohl Stunden lang kann ich Dich da vergessen; aber wenn Du nicht bei mir bist, dann suchen Dich meine Gedanken unruhig auf, und spinnen das Gewebe der Liebe über den Raum, der uns trennt; so wie ich Dich jetzt verfolge, und Dir sogar vorzueilen hoffe; damit, wenn Du in M. ankömmst, mein Brief Dich zuerst mit einer bekannten Stimme begrüsse.

Still und hehr zieht die Sonne mit Dir nach Abend hin; die Lüfte ziehen desselben Weges und treiben die goldenen Wolken vor sich her. So ziehe ich denn auch mit der Sonne, mit den Lüften und den Wolken Dir nach. Sieh nur auch nach ihnen auf, und sie werden Dir sagen, daß sie Boten Deiner Amande sind.

Gern säß' ich heut über meinen Gedanken und meiner Sehnsucht allein; aber da hör' ich schon vor der

Thür das Geplauder meiner kleinen Strickerinnen. Nun, sie sollen mir auch willkommen seyn, und ich will ihnen Geschichten erzählen von guten Leuten, die sollen alle aussehen wie Du, mein Odo, und alle heißen, wie Du. So spinn' ich ja doch den Faden fort, den ich hier angefangen habe!

* * *

Den 30. Mai.

Daß Du auch gerade jetzt so fern seyn mußt, Du böser, lieber Mann! daß ich nicht zu Dir hereinschleichen, hinter Deinen Stuhl treten, Dir die Augen zuhalten, Dich küssen und fragen kann: rath, wer ist's? Und doch ist der Morgen so schön, und ich bin so früh auf, und die Vögel vor meinem Fenster hüpfen von Zweig zu Zweig und singen in die blaue Luft hinein, daß es eine Lust ist. Das könntest Du hier auch mit hören, und dann wär' es noch einmal so schön. Und gibt es dort wohl so schöne Wiesen, als diese hier, die eben, der Sonne zu Ehren, ihren schönsten Schmuck, Millionen von Juwelen, angelegt hat? — Doch magst Du das dort immer haben. Aber was Du nicht hast, mein Odo, das ist ein kleines, süßes Geheimniß, das ich weiß, und das ich Dir, wenn Du hier wärest, ganz leise in das Ohr flüstern würde. — Aber wie soll ich es hier anfangen, hier, mit der pedantischen Feder in der Hand, und mit den hölzernen Buchstaben? Das sind schlechte Stellvertreter für ein einziges lebendiges Wort zwischen Mann und Frau!

Also . . . . . Doch ich muß Dir erst erzählen, was mir gestern Abend begegnet ist. —

Ich saß, wie fast immer an schönen Abenden, im Garten in der untern Laube, an meinem Rahmen, und stickte an einem Rosenzweig. Die Dämmerung kam; ich ließ die Nadel ruhen, und besah meine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen: ein kleines, noch fest umschlossenes Knöspchen zwischen zwei aufgeblühten Rosen, und von beiden beschattet. Dabei ließ ich die Hände im Schooße ruhen, lehnte mich zurück und dachte, mit halbgeschlossenen Augen, an Dich. Da trieben zwei Grasemücken ihr Wesen über mir mit einem ihrer Jungen, das zum erstenmale zu fliegen versucht hatte, und eh' ich mich's versah, fiel mir das kleine ungeschickte Thier von dem Zweig in den Schooß, und die Alten mit Zeter-Geschrei hinterdrein. Ich war recht erschrocken. Als ich aber sah, was es war, nahm ich das kleine Geschöpf in die Hand, und trug es wieder in sein niedriges Nest, und gleich waren auch die Alten wieder darauf, und als ich weg ging, schrien sie hinter mir drein, daß ich lachen mußte; und doch kamen mir die Thränen in die Augen; ich wußte nicht wie.

Es wurde kühl; ich ging über den Hof nach dem Hause. Da schritten zwei Hennen mit gestrecktem Gang neben mir hin, jede mit ihrer kleinen piependen, zappelnden Schaar um sich her; und jede nahm Platz auf ihrem Nest, und die kleinen flatterten nach, und liefen durch einander, und wühlten sich unter die Flügel der Mütter ein, jedes ohne Irrthum und Fehl.

Und da sich der Haushund in der Nähe zeigte, um mich zu begrüssen, wie sträubten sich da die Federn der ängstlichen Mütter, und wie sorgsam sahen sie dem Feinde nach, bis er vorüber war! —

Jetzt war es Nacht geworden. Ich legte mich an das Fenster, und freute mich des Mondes, der still durch die Sterne zog, und der Sterne, die um ihn her wimmelten. Eine große Heiterkeit war in meiner Seele. Ich dachte an das liebende Auge Gottes, das auch so still über der Welt ruht, und sich des Gewimmels seiner Geschöpfe, ihres Lebens und ihrer Ruhe freut . . . Aber in diesem Augenblicke fühlte ich mich doch allzu einsam. Ich war voll Wehmuth, weil ich in meinem Innern so vergnügt war, und doch Niemanden hatte, der sich mit mir freute.

Der Schlaf kam schnell; auch die Träume blieben nicht aus. Der Rosenzweig, bei dem mich die Dämmerung gefunden, lag jetzt in meinem Schooße, und des verhüllte Rosenkind öffnete seine Schleier, und sah mit purpurrothen Wangen heraus, und ich freute mich der neuen Schöpfung, und drückte das Knöspchen, wie ein liebes Kind, an mein klopfendes Herz.

Und da mir jetzt vor Freuden die Augen aufgingen, und ich halbschlummernd noch nach meinem rosenwangigen Röschen suchte, da fühlt' ich ein so wunderbares Regen in mir — und ein unaussprechliches Ahnden von Liebe — ein Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit, wie ich nie noch gehabt.

Ich lauschte — horchte — zitternd vor Hoffnung und Freude. Mein Ahnden ward zur Gewißheit. —

Sieh, das ist mein Geheimniß!

Wie mir zu Muth ist seitdem — wie könnt' ich Dir es sagen? Weiß ich's doch selbst kaum. Aber selig bin ich seitdem, recht in meinem innersten Herzen, und es ist mir, als müßt' ich mein Glück recht in mich verhüllen, damit es mir Niemand raubte: als wenn ich es allen verbergen müßte, dieses liebe Geheimniß, damit es nur recht Dein bliebe, guter Odo, und mein.

Mein' ich doch, ich liebte Dich jetzt erst recht, da ich Dich doch vorher mehr zu lieben glaubte, als Alles. Aber vormals hatte ich Dich allein; jetzt hab' ich Dich auch und noch ein Wesen zwischen uns, das Du und Ich, mein und Dein ist; und wie wir uns vordem jedes in dem Herzen des andern suchten, so finden wir uns jetzt in einem dritten Herzen, in der Liebe zu einem Geschöpfe zusammen, das unser Kind seyn wird.

O du allbeglückende Liebe, laß mich dieser Seligkeit theilhaft werden!

Sieh, mein Odo, jetzt werd' ich recht inne, daß die Liebe vor der Kenntniß ihres Gegenstandes vorausgeht; ja, daß es gar keine Liebe geben würde, ohne dieses Vorherahnden, ohne dieses unbegreifliche Vermissen eines unbekannten Wesens, für das ich mich mit Lust meines Selbst entäussere, das ich mit meinem eigensten Wesen durchdringe, von dem mein eigenstes Wesen durchdrungen wird. Mag dieses Wunder gewirkt werden, wie es will; genug, es ist; und es ist mir, als ob ich es jetzt besser verstände, ob ich

es gleich nur glaubend ergreife, und ohne es fassen und begreifen zu können.

Ich muß schließen, wie ich angefangen: Du lieber, böser Mann, warum mußt Du nun gerade jetzt abwesend seyn?

* * *

Den 15. Junius.

Vielen herzlichen Dank, mein guter Mann, für Deinen lieben Brief. Ich hatt' es wohl gedacht, daß Du Dich jetzt noch ein wenig mehr nach mir sehnen würdest; und wenn es wahr ist, daß die Gedanken der Liebe, wie treue Boten, aus einem Herzen in das andere gehen, und es auch ohne Worte bewegen können, so muß sich ja wohl Deine Sehnsucht auch in dem meinigen regen. Die Wahrheit ist, daß ich Früh und Abends, und wieder Abends und Früh, und in jeder Stunde des Tages und der Nacht an Dich denke, und daß, was ich auch thun mag, immer der Gedanke an Dich, Dein Bild, mein Odo, darneben oder dahinter steht. Wie schön, wenn Du nun selbst wieder an die Stelle des Bildes treten wirst; wenn meine Arme nicht mehr nach einem Schatten haschen, meine Gedanken nicht mehr auf das Ungewisse hin zu Dir flattern, sondern sich an Dein Ohr und an Deine Seele legen, und Antwort fordern, und Antwort empfangen!

Du willst wissen, ob ich mich wohl fühle? Freilich fühl' ich mich wohl, denn mein Herz ist vergnügter als je. — Magst Du immerhin lächeln; ich muß

es Dir doch sagen. Wenn mir zu einsam ist, und ich doch gern froh seyn will, nehm' ich den Korb mit dem niedlichen Kinderzeug auf die Knie, den mir die alte Tante an unserer Hochzeit schenkte, und ich damals vor Erröthen kaum ansehen konnte. Den mustere ich dann durch, und freue mich — ach so kindisch darüber; drücke auch wohl dieß und das an mein Herz, und die Thränen kommen mir vor Freude in die Augen. Und dann denke ich wieder recht lebhaft an Dich, mein Odo, und an Deine Wiederkehr, und an alle die goldenen Tage, die wir zusammen gelebt haben. — —

* * *

Den 28. Junius.

Ich erhielt Deinen letzten Brief gegen Abend, eben da ich Henrietten erwartete. Da wollt' ich einmal sehen, was ich wohl über mich selbst vermöchte, und legte ihn uneröffnet hin, damit wir ihn zusammen läsen. Aber wie er so auf dem Tische vor mir lag, griff ich so oft darnach, wie ein Kind nach einem verbotenen Naschwerke; und eh' ich es mich versah, war er offen, so daß ich eben mitten im Lesen war, als Henriette hereintrat.

Wirst Du wohl böse, mein Odo, wenn ich Dir sage, daß ich mir die Augen mehr als einmal trocknen mußte, als wir zusammen die Stelle lasen, wo Du Dich anklagst über das, was Du Deine Verstocktheit nennst? — Deine Verstocktheit? — Weißt Du auch, was Du schreibst, und an wen?

Ich habe oft gehört, daß die Reichen am ungenügsamsten sind, und darum Goldmacherei treiben. Sind das aber nicht die, von denen geschrieben steht, daß sie in Versuchung fallen? Hüte Dich vor Versuchung, mein verstockter, mein gefühlloser Mann!

Kennt ihr euch wohl, ihr Männer, die ihr so viel außer euch seyd; in fremde Geschäfte, fremde Gedanken, fremdes Wissen so vertieft, daß ihr vergeßt und verlernt, eure eigne Tiefe auszumessen? Wann ihr dann einmal einen Blick auf euch thut, so ist er wie von der Seite, oder auch durch ein Telescop, das, wie man es eben wendet, den Gegenstand entweder viel zu groß, oder viel zu klein zeigt. Darum seyd ihr oft so kleinmüthig und verzagt ohne alle Noth, und ein andermal wieder so hoch hinaus über alles Maas, immer im Kriege mit euch selbst, und darum so oft auch im Krieg mit andern.

Glaube mir, Lieber, glaube Deinem Weibe, das Dich ruhiger betrachtet und darum besser kennt, als Du Dich selbst — jene Verstocktheit, deren Du Dich anklagest, ist in Deinem Kopfe, nicht im Herzen. Wohl hab' ich Dein Auge trocken gesehen bei so manchem Ereignisse des Lebens, wo wir Weiber gar nicht aus den Thränen kamen, ob wir es gleich lange vorher gesehen, lange vorher besprochen hatten, und es als ein ganz natürliches, unvermeidliches, ja wohl wünschenswerthes Ereigniß betrachten mußten. Ruhig und thränenlos sahst Du oft in die Tiefe der Gräber; aber nie hab' ich Dein Auge trocken gesehen, wenn es sich von der Erde zu dem Himmel wendete,

bei großen Opfern, edeln Thaten und erhabenen Gedanken.

Da dacht' ich immer und denk' es noch, das Herz des edeln, des wahrhaften Mannes ist für den gemeinen Weltlauf zu groß, für dieses ewige, unveränderliche, mechanische Treiben der Natur, die in ihrer täglichen Arbeit so unendlich viel Stoff verbraucht, um unendlichen Stoff wieder von sich zu geben! Wahrlich, es ist kaum der Mühe werth darauf zu achten. Wozu der ewige Jammer über Flucht der Zeit, verblühende Frühlinge und schwindende Leben? Und doch können wir Weiber das gar nicht lassen, ob wir schon wissen, daß die Katarrakten von Thränen, die wir so leicht dahin weinen, gar bald durch ein ganz gewöhnliches Geschäft, einen Putz vielleicht, oder eine Ueberraschung gehemmt und getrocknet werden können.

Und ist nicht auch das eine recht gute und herrliche Einrichtung der Natur? Wären wir gebohren, die Welt zu regieren, wie ihr Männer es seyd, wozu wäre dann diese leichte Erregbarkeit, dieses schnelle Ergreifen eines Gefühls? Doch nicht so sollt' ich fragen, sondern vielmehr: Würde mit dieser leichten Erregbarkeit nicht alles verdorben werden? Wir wissen das wohl, und der feste, aufrecht stehende, thränenlose Mann, dem der Sturm nur die Locken verwirrt, nicht den Sinn; der den Freund neben sich fallen sieht in der Schlacht und nur sagt: „Auch Du, Guter?“ und vorwärts dringt, den Feind schlägt, und am Abend den Helm mit Lorbeeren und Cypressen

umschlingt; der sein Theuerstes opfert, damit das Höhere gerettet werde; der sein Gefühl dem Willen unterwirft, und bei der Nachricht von dem in der Schlacht gefallenen Sohne, mit heiterer Andacht das begonnene Opfer vollbringt, nur den Kranz aus den Locken ziehend, und dann sagt: ich wußte, daß er sterblich gebohren war.“ — Der Mann, der so die freie Brust den Pfeilen des Schicksals entgegensetzt, ohne Murren und Thränen — nur der ist in unsern Augen ein Mann, und seines Nahmens und unserer Ehrfurcht werth. Solche Ansprüche machen wir nicht. Aber das leicht zerfließende Herz des Weibes, dieses schnelle Eingehen und Austreten aus dem Gefühl, diese zärtliche Anhänglichkeit an das Gegenwärtige, und was der Einbildungskraft gegenwärtig scheint — diese unversiegbare Quelle von Schmerzen und Freuden, aus der es sich bei den unendlichen Sorgen der mütterlichen und häuslichen Sorgen erquickt — was möchte sie dem Manne nützen? oder wie könnte — um auch das zu sagen — das Gesetz der Natur ohne diese Schwachheit des Weibes, in der seine Stärke liegt, in Erfüllung gebracht werden? —

Also kein Anklagen weiter; alles ist gut, so wie es ist.

Du hättest heute unsere Henriette sehen sollen. Sie trug ihr Aennchen auf dem Arme, als sie kam, und das blasse Kind sah aus dem rothen Shawl wie eine weiße Rose heraus. „Sieh nur,“ sagte die glückliche Mutter, „wie ihr die Bäckchen sich wieder färben. Leise zwar erst; aber es wird schon besser

kommen. Da das böse Fieber vorüber ist, erholt sie sich bei den schönen, warmen Tagen recht sichtbar.“ Und dabei erzählte sie mir noch einmal, wie groß ihre Sorgen gewesen um das Kind; wie sie es schon fast verloren gegeben, und Tag und Nacht bei ihm aufgesessen. Und dabei herzte und küßte sie es, und weinte zugleich über die vorige Angst und die jetzige Freude.

Erst als das Alles vorüber war, und wir uns recht satt geküßt und geplaudert hatten, lasen wir Deinen Brief andächtig und ungestört mit einander, und der kleine Engel sah mit seinen schwarzen Augen bald mich, bald die Mutter an, und lächelte, als ob er alles verstände.

Am Abend kam Albert, seine Frau abzuholen. Er war in Geschäften auf dem Lande gewesen, und erzählte uns, er habe versucht ein Ehepaar auszusöhnen, das einige Jahre in ziemlichem Frieden zusammen gelebt. Da sey der Frau eine kleine Erbschaft zugefallen, die, bei kluger Anwendung, das Geschäft des Mannes recht sehr hätte verbessern können. Aber die Frau sey nicht dazu zu bewegen gewesen, und habe überhaupt angefangen, geizig zu werden und den Herrn zu spielen. Darüber sey ihnen nun der Unfrieden über den Kopf gewachsen, so daß sie sich schlechterdings scheiden wollten. „Ich habe viele Worte verloren, setzte er hinzu. Hätten sie Kinder gehabt, so wäre alles leicht gewesen, und die Verkehrtheit wahrscheinlich nie so eingerissen.“

Indem Albert dieß sagte, erwachte Aennchen, das

die Mutter bisher unter dem Shawl versteckt gehalten hatte. Leise zog sie das Tuch von dem blonden Köpfchen weg, und da das Kind den Vater erblickte, streckte es gleich die kleinen Aermchen nach ihm aus. Und nun hatten sie wieder ein Wesen mit dem Kinde, daß es eine Freude war. —

Doch genug für heute. Schon lange winkt mir mein Bett, und der Abendstern sieht mir gerade zum Fenster herein, und ich sende ihm noch einige freundliche Blicke zu, in der Hoffnung, daß Du vielleicht auch dahin aufsiehst und an Deine Amande denkst.

Den 29. Junius.

So eben komme ich von einem Besuche von der Oberforstmeisterin zurück, den ich gestern mit Henrietten verabredet hatte, und ich habe nur noch so viel Zeit, ein wenig mit Dir zu lachen, ehe der Schlaf mich in seine weichen Arme nimmt.

Du weißt, der Besuch war lang versprochen, und immer aufgeschoben. Einmal mußte er schon abgelegt werden, und so fuhren wir heute nach Tisch zusammen hinaus.

Wir mochten der armen Frau wohl einen großen Schrecken machen. Als der Wagen nach dem Hause wendete, sahen wir sie durch die Fensterscheiben blicken, und dann schnell zurückfahren. Wir schickten unsern Diener hinein, um uns anzumelden; es dauerte ein Weilchen, eh' er zurückkam; und während dem hörten wir Thüren schlagen, und mancherlei Bewe-

gung im Hause. Jetzt trat ein Jäger an unsern Wagen, und ersuchte uns auszusteigen; die gnädige Frau würde gleich erscheinen. In dem Zimmer sahen wir noch Spuren der Flucht. Ein Shawl auf der Erde; auf der Fußbank ein umgestürzter Strickkorb, der seinen Inhalt auf den Boden ausgeschüttet hatte; auf und unter den Stühlen ein Chaos der mannichfaltigsten Dinge; eine Jagdtasche und Hirschfänger auf dem offnen Clavier; über dem Spiegel die Hornfessel, an die der Knabe ein hölzernes Pferdchen gebunden hatte; in den Fenstern Arznei- und andere Gläser, Tabacks-Pfeifen und ein Stock; ein Hut mit bestaubtem Federbusche auf den Ofen gestülpt; aufgeschlagene Bücher und Schreibereien mit Halsbinden und anderm Geräth vermischt. Man ließ uns Zeit alles zu mustern; denn noch erschien Niemand. Zwar kamen die Kinder von Zeit zu Zeit, und sahen neugierig zu der halbgeöffneten Thür hinein; aber wenn wir sie anreden wollten, schlugen sie sie schnell wieder zu, und liefen davon. Endlich trat das Stubenmädchen zu einer Seiten-Thür herein, entschuldigte ihre gnädige Frau, die eben im Ankleiden begriffen gewesen, und machte zu ihrem baldigen Erscheinen Hoffnung; zugleich raffte sie von der Erde zusammen, was sie konnte, und warf und stopfte es in eine gemeinsame Truhe, die beim Oeffnen eine überquellende Fülle mannichfaltigen Inhaltes verrieth. Nach einigem Verzuge erschien endlich die herzensgute Frau mit unendlichen Entschuldigungen über ihr Verweilen, die angetroffene Unordnung und dergleichen, und mit nicht

wenigern Freudensbezeugungen über unsern eben so angenehmen als überraschenden Besuch. Nachdem dieses abgethan und der Sopha abgeräumt war, sprang sie mit ihrer Lebhaftigkeit von einer Frage auf die andere; sprach von Allem und von Nichts; klagte über die Zeiten und das Gesinde; befahl die Kinder herein zu bringen; fing an Caffee einzuschenken; vergaß es wieder über einen genähten Kragen, den sie uns zeigen wollte und nicht finden konnte; schalt auf die Kinder, die alles vertrügen, und so fort. Jetzt kamen die Kinder herein; recht hübsche gelbe Lockenköpfchen mit großen blauen Augen; aber gewaschen — so so; die Strümpfe herabhängend; die Knöpfe der Jacken zur Hälfte abgerissen. An dem seidenen Capot der ältesten Tochter war der rechte Ermel halb ausgerissen. „Aber, mein Gott, Julchen, was ist denn das?" rief die Mutter, als sie es gewahr wurde. „Ja," sagte das neunjährige Kind, „der Schlüssel zur Commode war nicht da; weil aber der Zipfel vom Kleide heraushing, zog es Philippine daran, und da ging der Ermel entzwei. Es thut aber nichts, man kann es wieder zunähen." In diesem Augenblicke stieg der Oberforstmeister an der Treppe vom Pferde. „Da kömmt Dein Vater, Julchen," rief die Mutter bestürzt und trieb das Kind von sich; „geh' geschwind, daß er es nicht sieht." Das Kind entkam mit Noth; der alte Herr trat herein, und kaum hatte er uns begrüßt, als er nach einer Rechnung fragte, die er auf dem Tische liegen gelassen. Sie war nirgends zu finden. Der alte Herr brummte erst leise,

dann lauter und immer lauter. Die arme, geängstete Frau lief hin und her. Alles wurde herbei gerufen, befragt, ausgezankt. Umsonst. Die chaotische Truhe wurde umgestürzt, wieder angefüllt, und nochmals umgestürzt. Abermals umsonst. Die Gewitterschläge wurden immer heftiger, und jetzt stürmte der Alte hinaus, wo er sich weniger Zwang anzuthun brauchte, um die Haussuchung fortzusetzen; und bald hörten wir den Wiederhall seiner donnernden Stimme, und ein Kindergeschrei dazwischen, wie bei der Erscheinung des Knecht Ruprecht. Die Rechnung fand sich zuletzt stückweis auf dem Hofe, wo Junker Karl sie zum Schweife eines fliegenden Drachen verwendet hatte. Das unmäßige Geschrei des Knaben verkündigte uns aus der Ferne den Ausgang der tragischen Begebenheit.

Ich wollte mich anfänglich über die arme Frau ängstigen; aber als ihr Mann die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte, war sie wieder so heiter und sprach so unbefangen über tausenderlei Dinge, die ihr in buntem Wirrwarr durch den Kopf gingen, daß ich wohl sah, diese Ereignisse gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen des Hauses. — Wir hielten uns jetzt nicht lange mehr auf, da ja jeden Augenblick ein neues Gewitter sich zusammenziehen konnte; und nachdem wir noch einige Gänge durch den wüsten Küchengarten gemacht hatten, wo wir einen Zug welscher Hühner fanden, die sich recht gütlich thaten, setzten wir uns wieder ein, und kehrten bei dem schönsten Himmel nach Hause zurück. — —

Amande an Odo.

Den 5. Julius.

Deine Hipparchia oder wie ich sie nennen soll, lieber Odo, ist hier gewesen und wieder abgereist, und noch stehen einige unserer Herrn mit ihren Telescopen, und verfolgen den Weg, den dieser Phönix nahm, der nur in Flammen lebt, dieser bunte Paradies-Vogel, der nirgends ruht, sondern immer wie ein duftiger Farbenstraus durch die Luft zieht. Sieh, ich bin auch ganz poetisch geworden. Aber auch zwei ganze Tage lang hab' ich, mein gebietender Herr, um Deiner Empfehlung Ehre zu machen, meiner Eitelkeit zugemuthet, sich von den Strahlen dieses Meteors demüthig ausscheinen zu lassen; aber so ganz und gar, daß ich erst jetzt wieder anfange, einiges Licht um mich her zu sammeln. Auch unsern andern Frauen geht es nicht besser. Wir flattern alle noch ganz verdutzt umher, wie die Vögel bei einer Feuersbrunst.

Ich war eben aus der Kirche nach Hause gekommen, als sie in den zierlichsten Reisekleidern, hoch geschminkt, den Spitzenschleier zur Hälfte gelüftet, bei mir eintrat, und mir Deinen Brief und Grüsse brachte. Darf ich es sagen, Odo? Aber so oft ich diesen lieben, frommen, zärtlichen Brief lese, muß ich bei mir denken: „ihr theuern Friedens- und Liebes-Worte, wie seyd ihr in solche Hände gekommen? Hätte mein Odo an diesem Wesen Gefallen gehabt? Unmöglich!“

O gewiß, nur als eine Merkwürdigkeit hast Du sie uns zugesandt; so als ein Cabinets-Stück, das man freilich nicht alle Tage sieht; als einen Phönix, wie gesagt, der auf seinem Flammenwagen über den Städten einherzieht, damit die großen und kleinen Kinder die Hände nach ihm ausstrecken und rufen sollen: Mir, mir den bunten Vogel!

Ich hatte einige Frauen und Männer zu mir eingeladen, von denen ich hoffte, daß sie die Ehre unsers kleinen Abdera retten könnten. Die Männer kamen wie gewöhnlich spät; und die Unterhaltung schleppte ziemlich, so lange wir Frauen allein mit ihr waren. Sie griff in kein Gespräch recht ein; antwortete nur mit nothwendiger Höflichkeit, und jener trocknen Mäßigung, die sich für bessere Zeiten spart. Ihr ganzes Wesen schien durchkältet; ihre Blicke irrten bedeutungslos umher; ihr Mund öffnete sich langsam; sie war einer Person gleich, die sich nur mit Mühe wach erhält. So ging es, bis Albert mit seinen Brüdern hereintrat und noch einige andere Männer. Jetzt kam Leben in den magnetischen Schlaf. Die gesunkenen Muskeln erhoben sich; die Schleussen der Beredtsamkeit gingen auf; Zung' und Auge war gleich regsam. Wie eine geübte Clavierspielerin griff sie auf dem neuen Instrumente mannichfaltige Accorde, um die rechte Stimmung zu finden, und in kurzem war das Conzert in vollem Gange.

Doch das ist nicht das rechte Bild. Es war mehr eine Academie, wo die Männer durch hingeworfene Worte ein Thema aufgaben, das unsere Virtuosa

nach ihrer Weise ausführte. Ein Gespräch war es nicht. Denn über die Einreden der Männer, die etwa hier und da fielen, wehte der stürmende Flug ihrer Rede rasch und kühn hinweg, daß bald, wie in einer Sandwüste, keine Spur mehr zu sehen war. Sie sprach schnell, und wenn sich die Gedanken auch eben nicht im engsten Zusammenhange hielten, so fehlte es doch den Worten nicht am verbindenden Cement. Nur wenn sie ein kühnes Paradoxon ausgesprochen, oder den Sinn auf die subtilste Spitze getrieben hatte, hielt sie ein wenig inne, und sah mit fragenden Blicken umher. Mir war es dann immer, als müßt' ich den Männern eine Trompete reichen, um die Fanfare anzustimmen.

Am folgenden Tage ging es noch besser. Ich war zu einer zahlreichen Gesellschaft bei Frau von Camoran eingeladen, und unsere Virtuosa hatte die Gefälligkeit, dort an meiner Seite erscheinen zu wollen. Diesesmal war sie vom Anfange an und schon beim Hinfahren so voll herablassender Güte gegen mich, daß sie mich sogar über ihren Putz zu befragen würdigte, der in der That sehr ausgesucht und von der neuesten Form war. Als ich ihr meinen Beifall darüber bezeigte, war sie so artig zu sagen, sie verachte diese müßigen Verzierungen von ganzem Herzen; aber sie halte es für Pflicht, der flachen Meinung der Menge wenigstens in diesem Punkte nachzugeben.

Der Ruf von ihrem Erscheinen hatte sich schon verbreitet; die meisten Personen der Gesellschaft waren neugierig, sie zu sehen und zu hören; wie ge-

wöhnlich aber zog das Spiel stärker an als der Geist, und es blieb nur ein kleiner Kreis übrig, in dem sich auch, unverdienter oder unverschuldeter Weise Deine demüthige Frau befand. Die Hauptperson aber war der Malteser, den sie gleich vom Anfang an auszeichnete und zu sich zog. Nach seiner Art warf er einige Paradoxen hin, um deren Schicksal er sich nicht zu bekümmern schien, und die er, wenn es sich so traf, mit entgegengesetzten vertauschte; alles mit dem scheinbaren Froste, der seine Eitelkeit umpanzert hält. Und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht eben diese Eisrinde war, die sie anzog, und die sie, was es auch immer kosten möchte, zu schmelzen entschlossen war.

Und es gelang wirklich. Sie manövrirte mit so vieler Geschicklichkeit, schmiegte sich seinen kecksten Behauptungen mit solcher Leichtigkeit an, und wußte allem, was ihm zu entfallen schien, einen solchen Werth zu geben, daß er immer mehr und mehr aufthaute, und ordentlich verliebt wurde, so wie ein Horb eben verliebt werden kann. Jetzt begann ein Wetterleuchten des Witzes, wie ich nicht leicht gesehen habe. Feuerräder rollten, Leuchtkugeln stiegen auf; es war ein Funken- und Feuer-Sprühen gegen einander, daß man ganz geblendet wurde. Erleuchtet wurde dabei freilich nichts weiter, als die Eitelkeit derer, die sich und uns das Feuerwerk gaben. Oft kamen mir auch ihre so weit hergeholten, so wunderbar sich kreuzenden Gedanken vor, wie jene Pulverfrösche, die platzend und krachend, recht wunderlich umherspringen, fast immer nach einer andern Richtung hin, als man erwartet

hatte, und immer ohne Zweck und Absicht. Ich mußte oft in mich hineinlachen über das tolle Spiel; und doch war es wieder nicht lächerlich, weil die Narrheit mit einem so frostigen Ernste getrieben wurde, und für baare und ächte Weisheit gehalten seyn wollte.

Zu behalten war von dem Schnack nicht viel; nur einiges ist mir so zufällig hängen geblieben. So sagte sie unter andern, nachdem Horb sie auf den rechten Weg der Ruchlosigkeit gebracht hatte: Es gefalle ihr ungemein, daß man die Frömmigkeit, mit der es in den Kirchen nicht recht mehr fort wolle, auf das Theater verpflanze. Das geschmacklose Einerlei eines sogenannten Gottesdienstes, wo die Gemeinde durch einander schreye, um sich dann bei einer geistarmen Predigt durch Schlafen zu erholen, habe sich unter Leuten von höherer Bildung nicht mehr erhalten können. Vom Theater her gewinne auch das Alte einen neuen Anstrich. Und ob es nicht ungemein pikant sey, auf denselben Bretern heute die gottseligste Mystik predigen, morgen die aufgeputzteste Schlüpfrigkeit scherzen zu sehen? Auch der Contrast der spielenden Personen, wenn z. B. eine büssende Magdalene von einer recht sündhaften vorgestellt werde, sey hier noch anziehender, als im Trauerspiele. — Für diesen Contrast, meine Gnädige, fiel der Malteser ein, sorgen auch die Prediger; die geistliche Maskerade, die Ihnen so pikant scheint, ist in der Kirche gar nicht so ungewöhnlich, wie man sagt. — Schön, schön, sagte sie, leise in die Hände klopfend, nous voilà donc dans le tems des mystères. — Auch la fête des

änes haben wir wieder, setzte Horb mit trockener Bitterkeit hinzu.

So ging es eine gute Zeit fort, und noch tanzen mir die Irrlichter jener Abende vor den Augen, doch ohne mich zu äffen oder zu verführen; denn ich liege ganz ruhig dabei in dem Fenster, und lasse den Teufel seinen Spuck treiben nach Herzenslust. Du glaubst mir wohl, daß ich gar keine Mißgunst gefühlt, daß ich mir auch nicht einen Augenblick gewünscht habe, so ein großer Geist zu seyn, der die Systeme der Philosophie mit fester Hand abwägt, und vom Kantianismus und Spinozismus spricht, als hätte sie Zeitlebens statt der Cornette einen Doctorhut getragen. Bei einer solchen kühnen Prüfung sagte sie unter andern: Sie neige sich täglich mehr zum Spinozismus hin, und würde sich gar nicht scheuen, wenn sie zu voller Ueberzeugung gelangt sey, ihn frei zu bekennen. „Die Wahrheit über alles, setzte sie hinzu; und dann ein Platz in dem Pantheon der Frauen ohne Vorurtheil.“ — „Wenigstens im Dictionaire des Athées“ sagte Albert.

Die anderen Frauen hier, wenigstens die, mit denen ich umgehe, denken ziemlich so wie ich, und kümmern sich wenig um die sophistischen Spinneweben, in denen keine Mücke hängen bleibt. Nur die kleine Seemund, die auch gern auf die Stelzen der Philosophie steigt, hüpfte einigemal auf ihrem Sitze in die Höh', und rief aus: O wie schön! wie geistreich! ah mon dieu que cela est sublime, ah quil est beau d'être philosophe! — Dafür erhielt sie auch

einige Blicke von der Präsidentin der Academie; und heute hat sie schon zu mir geschickt, ob ich ihr nicht Spinoza's Werke aus Deiner Bibliothek leihen könnte.

Ich, mein guter Odo, hülle mich recht gern in meine Unwissenheit, und sage ganz leise zu mir: Lieber eine gute Frau seyn, und künftig eine gute Mutter! — Und kann man nicht beides seyn, ohne das, was sie Philosophie nennen? — Sage mir das, Odo.

* * *

Den 10. Julius.

Jetzt eben ist die Sonne zur Ruhe gegangen; die leise Dämmerung deckt den Tag schon zu, und die Nacht steht hoch und hehr im Abend am Himmel. Ich aber sitze noch auf und sehe dem frohen und wehmüthigen Tage nach, der nun hinter die Berge getreten ist, und sende meine Gedanken von neuem zu Dir; und da die Gedanken an Dich, mein Odo, so leicht zu lauten Gesprächen werden, so ist mir die Feder, ich weiß selbst nicht wie, in die Hand gefallen, und das Papier liegt vor mir und ich schreibe, eh' ich noch daran gedacht habe, an Dich zu schreiben. Aber gesprochen habe ich den ganzen Tag mit Dir; und mich recht gesehnt nach Dir; auch wohl ein Thränchen geweint. Schmäle nur nicht! War es doch der erste Geburtstag, wo Du fern von mir warst! — Doch meinem Herzen standest Du nicht fern, und es war mir den ganzen Tag, als wenn ich den Arm

um Deinen Nacken werfen und Dich fragen müßte: Warum so stumm, lieber Mann? — Doch auch eine Sprache wußt' ich dem stummen Bilde zu geben — Du errāthst schon wie. — O wie dank' ich Dir, Du guter, guter Mann! — Aber ich muß Dir nur den ganzen Tag beschreiben, um mit meinen Gedanken in Ordnung zu kommen, wie er anfing und endigte, damit ich ihn noch einmal feyere und Du mit mir.

Ich erwachte früh und war schnell in den Kleidern. — Er könnte ja kommen, dachte ich, mit mir selber scherzend, wie damals, da Du als Bräutigam vor Aufgang der Sonne kamst, und mich im Garten erwarten wolltest, und mich schon auf dem Hügel fandst, die Sonne erwartend und Dich. — Wer lebt sich nicht gern in den Brautstand zurück? Du warst ja jetzt auch, wie damals, nicht bei mir, und die Ferne (zürne nur nicht) machte Dich mir wieder zum Bräutigam. Daß Du aber darum nicht meinst, mir recht oft davon fliegen zu müssen, um von der poetischen Täuschung Nutzen zu ziehen! So ist es nicht gemeint. Sonst zieh' ich alle Strahlen, mit denen Dich meine Einbildungskraft so freigebig ausstattet, Dir wie Schwungfedern aus, und zwinge so meinen Phönix in seinem Neste und unter meiner Pflege zu bleiben.

Wie vor drei Jahren also war jetzt auch mein erster Gang nach dem Garten, ohngefähr in gleichem Anzuge, weiß und blau, nur noch etwas sorgfältiger eingewickelt. Ueber dem Himmel hing ein grauer Schleier; die Vögel saßen noch auf ihren Nestern,

ohne zu singen, und die schlafenden Blumen athmeten noch nicht. Still und leise schlich der Morgen heran, als ob er sich scheue, den Schlummer der Natur zu stören. Ich ging rasch die Stufen hinauf, und setzte mich mit dem Gesichte nach der Heerstraße hin, auf der Du vor acht Wochen — mein Gott, welche lange Zeit! — von hinnen gezogen warst; und ich hatte kaum meinen Platz eingenommen, als sich der Himmel erhellte, und das leise Sonnenlicht die Gipfel der höchsten Pappeln begrüßte. Der düstere Schleier über mir zerriß, und fiel in zarten Tropfen zur Erde. Ein goldenes Meer fluthete in Morgen, und als die Sonne in königlicher Herrlichkeit ihren Wagen bestieg, erhob sich ihr gegenüber ein Regenbogen, wie eine Ehrenpforte, und spannte sich über die Landstraße aus, auf die meine Blicke geheftet waren, während mein Herz sich wie von sehnendem Erwarten hob, ob Du nicht kommen und einziehen wolltest durch das herrliche Thor. Aber da Du nicht kamst, und der Triumphbogen seine siebenfarbigen Lampen wieder auslöschte, schickt' ich Dir meine Wünsche zu, und recht herzlichen und innigen Dank für all' die Freude, die Du mir in diesen drei Jahren und früher so reichlich bereitet hast. Deine ernste, stille Liebe stand jetzt groß und rührend vor mir. Meine Augen floßen über, und ich sank nieder in Demuth vor der ewigen Güte, die mir, ohne mein Verdienst, so vieles Gute gegeben, die mir Dich gegeben, mein Odo, die Dein treues und edles Herz mir zugewendet, und als die Hoffnung schon fast er=

storben war, Alles so glücklich zu unserm Vereine geleitet hat. — Was wär' ich ohne Dich? was wäre aus mir geworden, da eine so tiefe Liebe — um so tiefer, je stiller sie war — in meinem Herzen Wurzel geschlagen hatte? wenn ich Dir hätte entsagen, wenn ich alle meine Wünsche — denn alle waren in Einem enthalten — vor dem Throne der Allmacht, stumm und thränenlos, aber in mir selbst verzagend, hätte niederlegen müssen? Nun ist alles anders. Statt trauriger Entsagung ist mir eine überschwengliche Fülle der Freude geworden. Nicht zu trösten hab' ich mein Herz, sondern zu warnen, nicht um Kraft zum Dulden darf ich Gott bitten, sondern um Demuth, um Dankbarkeit, um treues Erkennen seiner unendlichen Güte.

Jetzt wollt' ich wieder in's Haus zurück, um mir Arbeit zu holen; da kamen meine vier kleinen Schülerinnen in weißen Kleidern, mit Kornblumen-Kränzen in den Haaren, und die älteste ging voran mit einem großen, bunten Kranze in der Hand, der mir bestimmt war, und brachte einen wohlgesetzten Glückwunsch vor, und die andern riefen alle mit: „Glück, Glück, zum Geburtstage! noch viele, viele Jahre!" und dabei hingen sie sich alle an meine Hände und an mein Kleid, hüpfend und jubelnd. — Auch unsere alte Justine kam jetzt, und brachte einen großen Kuchen, den sie mir heimlich gebacken hatte, „damit ich doch auch etwas hätte, sagte sie, da der Herr nicht da wäre." Und auf dem stattlichen Kuchen steckte — o wie groß war meine Freude! — leicht in Papier

geschlagen, Dein lieber Brief, der so eben im Hause abgegeben war.

Nun hatten wir alle etwas; die Kinder Kuchen — ich, Deinen Brief. O wie oft hab' ich ihn gelesen und wieder gelesen! Er hat mich den ganzen Tag nicht verlassen, und, wie sich so eine Erinnerung an die andere knüpft, las ich zugleich auch Deine andern Briefe, und das geheime Kästchen stand lange offen vor mir. So ging der Morgen schnell vorbei, und da es Mittag war, ließ ich mir in der Laube decken; und da stand auch ein Stuhl für Dich mir gegenüber, und auf Deinem Platze lag Dein Brief. So blieb ich ganz allein, und doch auch nicht ganz allein, und ich hätte auch Niemanden bei mir haben mögen, — selbst Henrietten nicht, so sehr ich sie liebe. Es gibt Zeiten, wo man das Herz so voll hat, so voll von Freude und Wehmuth und Sehnsucht, daß es auch die leiseste Berührung scheut. Da sitzt man denn gern allein, so ganz still über sich selbst, und ist recht innerlich glücklich; und wenn da eines dazu kömmt und spricht, so ist es wie beim Schätze graben; gleich ist die Herrlichkeit dahin. Du kennst das, Odo.

Nach eingenommenem Mahle, dem die aufmerksame Justine eine Lieblingsschüssel zugesetzt hatte, zog ich um, und erhob mich nach dem kühlen Schatten des Dickichts, wo meine Arbeit schon an dem Brunnen bereit stand. Nachdem ich dort mit dem Kranze, den mir die Kinder geschenkt, das Denkmal Deines unvergeßlichen Vaters geschmückt hatte, umhing ich alles umher und mich selbst mit den schönern Krän=

zen der Erinnerung, und saß da recht wie Petrarcas Laura an der kühlen und frischen Quelle, in meinem umschlossenen Thale; und die schönen Blüthen der Vergangenheit wirbelten auf mich herab, und deckten mein Herz ganz ein und zu. Und zu gleicher Zeit öffnete mir die Zukunft ihre Blumenkelche, und ich erbaute mir aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein Paradies voll Liebe und Seligkeit.

Indem ich so träumte und die Nadel nur mechanisch fortbewegte, hörte ich fahren. Es hielt an der Hausthüre, und eine schlimme Ahndung überfiel mich. Glücklicherweise war Justine in der Nähe. Ich schickte sie schleunigst nach der Thür und befahl ihr, wenn es nicht jemand sehr Bekanntes wäre, mich zu verleugnen. O glückliches Ahnden! der Oberforstmeister mit seiner Frau und der Jagdjunker waren vorgefahren, um mich mit nach der Fasanerie zu nehmen. Justine hatte versichert, es werde mir sehr leid thun; aber ich sey ausgegangen; vielleicht eben nach der Fasanerie.

Ich mußte über mich selbst lachen. Hatte ich nicht ordentlich vor Angst gebebt, bis meine Iris mit der Nachricht von ihrer schlau erfundenen Nothlüge zurückkam, und die Bangigkeit, die ich schon vor dem Eindringen eines lästigen Besuches fühlte, in Freude verwandelte? Gestört war ich indeß doch. Mein poetisches Gewebe war durchbrochen, wie das künstvolle Netz einer Spinne vor mir, das in eben dem Augenblicke eine lästige Wespe durchriß; und ich mußte, wie

sie, mein Geschäft von vorn beginnen; was doch nicht so gut gelang, als das erstemal.

Jetzt nahte der Abend; die Wärme hatte nachgelassen, und ich verließ mein heimliches Gebüsch, um wieder auf den Hügel zu eilen, und die Sonne noch einmal zu grüßen, die sich in dem grünen Schleier der Bäume vervielfältigte, und ihre zitternden Blätter mit Gold und Purpur färbte. Auf der Heerstraße war alles lebendig. Wagen und Reiter zogen heim; der Staub wirbelte hoch empor; aber Du, mein Odo, warst nicht unter den Heimkehrenden.

Nun tauchte sich die Sonne in den Purpur, den sie um sich her ausgegossen, und die Stille kam wieder, und wiegte die Welt ein, wie ein müdes Kind.

So ist mir dieser Tag vergangen, fern von Dir und doch mit Dir.

Wenn Du schreibst: „Der Flug der Zeit überrasche Dich oft, und mehr jetzt als sonst; und es komme Dir vor, als drängten sich die bedeutenden und angestrichenen Tage des Lebens immer enger zusammen," so bin ich, seit Deiner Abwesenheit, in einem entgegengesetzten Fall. Ueberhaupt aber theile ich dieses Gefühl nicht. Seit ich Dich habe, mein Odo, bin ich wie ein Kind, das in seiner Wiege schlummernd, mit dem Strome fortschwimmt, und wenig weiß von Morgen und Abend, Neu-Mond und Voll-Mond, Tag- und Nacht-Gleiche, und der übrigen Calender-Noth. Ich freue mich auf den Morgen, wie ich mich auf den Abend freue, und lebe so recht eigentlich in den Tag hinein, ohne zu zählen, wie

viele Tage und Jahre hinter mir liegen. Erst seitdem Du meinen Händen entschlüpft bist, zähle ich — vorwärts und rückwärts, und rechne mit dem Calender. — Aber das ist hoffentlich bald vorbei, und dann kömmt alles wieder in das vorige Un-Geleis.

Mag also immerhin die Zeit fliehen, wie sie, trotz dem Jammer der Menschen, thut; es soll mich nicht grämen. Dankbar will ich aus ihren Händen nehmen, was sie mir bringt; aber was sie mir auch nehmen mag, Eines kann sie mir doch nicht rauben, meine Liebe zu Dir. Mit dieser hab' ich alles; denn ich habe auch die Deinige durch sie; und Du vergibst mir schon jeden andern Verlust, die frische Farbe, das blonde Haar, und was sonst noch die harte Hand des Alters im Vorübergehen von unsern Schmetterlings-Flügeln streift. Gewiß Du thust es. Oder gäb' es auch in der Liebe ein Alter? Nimmermehr. Weiß ich doch von Bergen, die ein ewiger Schnee bedeckt, und doch glüht in ihren Busen ein unauslöschliches Feuer. So, hoff' ich, soll es mit uns auch seyn. Glaube mir, ich kann mich oft recht in die Zeit vertiefen, wo wir beide alt seyn werden, und grau, und uns nicht mehr um die Welt bekümmern, noch die Welt sich um uns. So ein Zusammenleben von Philemon und Baucis, und — so ein Zusammensterben, mein Odo! —

Mein Licht geht zu Ende. Ich muß eilen, wenn ich Dir noch gute Nacht sagen soll. Nun also eine stille Nacht, Lieber, und ein heiteres Erwachen. Noch

einmal Dank für Deinen lieben Brief und Deine herrlichen Wünsche.

* * *

Den 12. Julius.

Die kleinen Unbequemlichkeiten, die mein Zustand nun eben mit sich bringt, dürfen Dich nicht beunruhigen, lieber Odo; sie sind, wie gesagt, klein, und auch wenn sie größer wären, würden sie durch die Freude über ihre Veranlassung reichlich aufgewogen. Was für ein schöner Ausdruck „in der Hoffnung seyn" oder „guter Hoffnung seyn!" Es liegt alles darin, was das Herz eines Weibes vor Freuden hüpfen macht. Das ist Eins. Dann hab' ich noch ein zweites, das mir auch nie fehlschlägt; ich setze mich hin, an Dich zu schreiben. Sind nur einmal meine Gedanken im Gange, so umwickeln sie mich wie ein weinendes Kind, dem man nur etwas vorsingen darf von Vater und Mutter, und gleich ist es still. So bist Du mir nicht nur in der Nähe ein Lehrer, sondern auch in der Ferne ein Arzt. Kein Wunder fürwahr. Bist Du mir nicht Alles in Allem?

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, die Ferne mache große Menschen größer, wie die Sonne am größten scheint, wann sie am weitesten entfernt ist. Das mag von denen wahr seyn, die man nur bewundert, ohne sie zu lieben; Du aber erscheinst mir überall gleich. Ich will Dir gar nicht verbergen, daß ich mich oft in Gedanken recht schüchtern vor Dir beuge; aber

dann erhebst Du mich gleich wieder mit Deiner Liebe; und wenn ich mich so an Dir hinaufgerankt habe, so kann ich wieder recht stolz herab sehen, weil Du es bist, der mich hält. Mit dieser Erhebung denk' ich an Dich, Du magst mir nah' oder fern seyn; aber es ist mir jetzt, als liebte ich Dich noch mehr als sonst — weil ich jetzt auch noch die Sehnsucht auf die Wagschale der Liebe lege.

Wie schrecklich muß es doch seyn für eine gutgesinnte Frau, an einen Mann gekettet zu seyn, den sie weder achten, noch lieben kann, und so fortgeschleppt zu werden, wie Orlandos edles Roß an dem Fuße des wahnsinnigen Herrn! Gewiß ist das unter allen Prüfungen die größte und schrecklichste! und mich dünkt, daß ein Mann, der seines Verstandes nicht gänzlich beraubt ist, schon darum vor dem Laster fliehen müßte. Von welchem großen Mann war es denn, daß man gesagt hat, er lasse sich nicht einmal vor seinem Kammerdiener gehn, weil er immer vor dem Angesichte des Ruhmes zu stehen glaube? Noch schöner, dünkt mich, wäre es von einem Manne zu sagen, er lasse] sich auch vor seiner Frau nicht gehn, weil er immer vor Gottes Angesicht stehe. — Sich denen verächtlich zu machen, denen man ein Vorbild seyn soll — Entsetzlich!

Wenn ich so ein armes Weib sehe, das an einen Wüstling geschmiedet ist, so geh' ich mit Jammer an ihr vorüber, und es kann mir durch die Seele gehen, wenn ich mir ihre angstvollen Tage denke, ihre durchweinten Nächte, alle Schaam, die sie fühlt für einen

Mann, der ihr Ehre bringen sollte, und die doppelt und dreifache Noth, die sie hat, um nur immer nach Kräften zurecht zu rücken, was er verwirrt hat! Welche Prüfung ist das! Und ist es wohl ein Wunder, wenn ihr da oft die Geduld nicht ausreicht, oder sie sich, wie das auch wohl geschieht, ähnlicher Unordnung ergibt? Dann geht so ein ganzes Hauswesen zu Grunde; alle Zucht verschwindet; die Kinder verwildern . . . . allen Verbrechen ist dann die Thüre geöffnet. Es ist ängstlich zu denken.

Da erinnere ich mich eines Haushaltes bei uns, der auch so am Abgrund hing, wo aber doch noch zu rechter Zeit Hülfe von oben kam. Der Mann hatte sich dem Spiele und Trunk ergeben, und alles ging rückwärts, wie natürlich. Die Thränen seiner Frau waren umsonst; was er am Morgen versprochen hatte, war am Abend vergessen; und so gut sein Gemüth von Natur war, so schwach war es auch. Doch gab die Frau ihre Hoffnung nicht auf, und betete Tag und Nacht, und legte allen ihren Kummer in Gottes Hand. Da geschah es nun eines Abends, wo der Mann nach Hause ging, er im Vorbeigehen durch die Fensterscheiben seiner Stube sah, und sein Weib erblickte, die auf den Knieen lag, heiße Thränen vergießend, und ihre zwei kleinen Kinder knieeten neben ihr, und weinten auch, da sie die Mutter so weinen sahen. Wie er das gewahr wurde, ergriff es ihn wunderbar; er entblößte sein Haupt, und blieb so vor dem Fenster stehen, bis sie drinn mit Beten fertig waren. Dann erst trat er hinein, und sein Weib grüßte ihn recht

freundlich; er aber war still und in sich gekehrt. Nachdem er aber eine Weile im Winkel gesessen hatte, sagte er: „Mutter, ich will morgen zur Kirche gehen.“ Das war lange nicht geschehen. Da sagte die Frau noch freundlicher: „Das wird schön seyn, Heinrich. Es ist so morgen unser Hochzeittag und Miekchens Geburtstag; und die Kinder freuen sich darauf, geputzt in die Kirche zu gehen. Wenn Du aber mitgehst, sind sie noch Eins so vergnügt.“ Da reichte er seinem Weibe die Hand, und es kamen ihm Thränen in die Augen; aber er sagte nichts weiter.

Den andern Tag gingen sie alle zur Kirche.

Da traf es sich nun, daß der Pfarrer über die Worte predigte: „Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren.“ Das ging dem Manne sehr zu Herzen, weil er so lange Gottes Wort nicht gehört hatte. Auch dacht' er wieder an das Gebet seiner Frau und Kinder, und als der Prediger einigemal mit Nachdruck sagte „in dem Munde der Kinder und Säuglinge hat sich Gott Ruhm bereitet“ da vergoß er heiße Thränen, und nahm sich ernstlich vor, sich zu bekehren und alle Sonntage zur Kirche zu gehen.

Von der Zeit an ward es sichtbar besser mit ihm, und mehr als einmal hab' ich seine Frau erzählen hören, wie sie recht Gottes Finger in der Besserung ihres Mannes gesehen habe. Er entwöhnte sich von seinem vorigen Umgange, sah nach dem Hauswesen, war in der Arbeit emsig, hielt seine Kinder zum Guten an und war selbst wie ein Kind. — —

Da dacht' ich dann immer, gute Weiber können

doch also auch gute Männer machen. Warum sollten sie nur schlimm durch sie werden, wie ja auch nur allzuoft geschieht? Kann also nicht das Weib des Mannes Engel seyn, sein guter und böser, je nachdem ihr Sinn ist?

Ich habe viel auf das Wesen der Eheleute geachtet, um daraus Nutzen für mich zu ziehen, und es ist recht mein Bestreben gewesen, den Quellen des Unfriedens nachzuspüren, der in so vielen Ehen herrscht. Von großen und wüsten Lastern will ich nicht sprechen; sie bringen überall die Hölle auf Erden; aber in vielen Ehen, wo jede Partey für sich recht gut scheint, ist doch das Ganze voll Widerwärtigkeit. Da hab' ich denn in den meisten Fällen gefunden, daß das, was die Menschen von einander hielt, ein unverständiger Hochmuth war. Hartnäckiges Bestehen auf dem eignen Willen, oft in recht armseligen Dingen, Rechthaberei und Eigensinn zogen sie zuerst aus einander; und war einmal ein Zwiespalt da, so säte leicht der Feind Unkraut hinein. Nun wurde dem Manne sein Haus verhaßt, und er ging auswärts seinen Neigungen nach; die Frau forderte gleiches Recht. So wurde in Kurzem das Böse mächtig in ihnen, und das Böse wuchs ihnen über den Kopf. Ist es aber nicht schrecklich, wenn da Zwiespalt herrscht, wo, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, die allergrößte Einigkeit und Innigkeit herrschen sollte?

Wenn mir der Himmel eine Tochter schenkt, so hab' ich mir meinen Erziehungsplan schon entworfen, und ich hoffe, daß Du ihm Deine Unterschrift nicht

versagen wirst. Das meiste ist darin auf den einfachen Grundsatz unserer Alten gebaut: „Bete und arbeite.“ Beides zusammen und ungetrennt. Ich will aber, daß sie für das Haus arbeite, nicht für den Prunk. Ein Mädchen, das gelernt hat, die Hände fleißig zu regen, und mit Freuden sieht, daß sich der Kasten mit seiner Aussteuer füllt, wird gewiß auch ein treues und emsiges Weib; und man darf nicht lachen, wenn es bei jedem Stück Linnen, womit es den Vorrath vermehrt, an die künftige Wirthschaft denkt. Ich werd' es ihm auch nicht verdenken, wenn es alle Abend mit dem Gedanken einschläft „Guter Gott, mache eine rechtschaffene Frau aus mir, und schenke mir einen guten Mann, und recht fromme Kinder!“

Aber siehe nur, wie ich da einmal die Feder laufen lasse! zürne nur nicht, und gönne abwesend meinen schriftlichen Plaudereien die Geduld, die Du zu Hause meinen mündlichen gönnst. Wie ich es nur so lange ertragen mag, Deine Stimme nicht zu hören! Wenn man sich selbst sieht, so bedeutet es nahen Tod, sagt man. Aber wenn man den Geliebten, den Mann, das zweite Ich in der Abwesenheit sieht; was bedeutet das? Nicht wahr, ein verdoppeltes Leben? — Nun sieh, Dein Platz ist auch jetzt nicht leer, und ich sehe manchmal von der Arbeit verstohlen in die Höhe, ob Du auch nach mir blickst. Ich hörte einmal von einem Manne, dem die Geliebte gestorben war, und der sie nun immer vor Augen sah. Seine Freunde wollten ihn heilen, fanden eine ähnliche Per-

son auf, und brachten sie plötzlich in seine Nähe. Da rief er erblassend aus: Bisher sah ich Eine; jetzt Zwei — und sank todt zur Erde. — Du magst es immer darauf versuchen. Setze Dich nur recht bald selbst an die Stelle, wo jetzt Dein Bild sitzt; und dieses Bild soll ganz still in mein Herz zurückkehren, während ich Dich, mein zweites, ja mein einziges Leben, in die Arme schließe, und von aller Sehnsucht genese.

Du magst immer ein wenig stolz seyn, mein Odo; den Mann ziert ja der Stolz. Wie vor dem leeren Throne ihres fernen Monarchen Höflinge an Festtagen den Rücken beugen, so beugt sich mein Herz täglich und stündlich vor Deinem leeren Throne, und ich huldige Dir abwesend, als ob Du mir nahe wärest. Aber freilich denken und fühlen jene nichts bei ihrem eiteln Reverenz; aber in meiner Brust, mein Odo, ist ein ganzes liebendes Volk, das dem fernen Gebieter mit frommen Wünschen huldigt und ihn mit heißer Sehnsucht zurückruft.

* * *

Den 15. Julius.

Gestern, mein lieber Mann, hab' ich einen recht herrlichen Tag gehabt.

Albert hatte mich gebeten, seine Frau zu ihrem Hochzeittage zu überraschen, und mit ihm nach Mainau zu fahren, wo sie seit dem Anfange des Monats badet und Brunnen trinkt, und da ich im Grunde nichts zu versäumen hatte, sagte ich es ihm recht gerne zu.

Wir machten uns früh auf, um die Gute noch schlafend zu überraschen, und ihr Bett mit den Blumen zu bestreuen, die Albert bei mir mitnahm. In unserm Wagen hatten wir noch vier von seinen Kindern; das Kleinste, mit zwei andern der jüngern ist bei der Mutter. Es war ein Leben in dem Wagen, und eine Fröhlichkeit! Der Morgen war köstlich, und überall schlief alles noch dem Sonntag entgegen.

Unterwegs sprach Albert von nichts, als von seiner Frau. Es war mir rührend, den ernsten Mann, der sich sonst um wenig als um seine Geschäfte kümmert, an der eilften Feier seines Hochzeittages mit der Wärme eines Bräutigams von seiner Henriette sprechen zu hören. Er schien recht glücklich zu seyn, mir ihre unvergleichlichen Tugenden rühmen zu können, ihre Ordnung in Allem, so ohne lästige Pedanterei; die Ruhe, mit der sie Alles vollbringe; die Klarheit, mit der sie auch das Mühsamste entwirre; die köstliche Gleichförmigkeit ihrer Laune; die Heiterkeit endlich, mit der sie alle Pflichten einer Mutter und Hausfrau erfülle, und unvermerkt alle Mühe und Sorgen der Hausverwaltung von ihm nehme und sich aufbürde. Er wußte alles mit Beispielen zu belegen, und die Augen gingen mir über, als er meine beiden Hände faßte und sagte: „Nach zehn Jahren danke ich Gott wie in dem ersten, und immer inniger und inniger, daß er mich mit einer solchen Frau beschenkt, und mich durch sie so unbeschreiblich glücklich gemacht hat.“ Ich drückte ihm dafür die Hände mit so herzlicher Dankbarkeit, als ob er mich selbst

so gelobt hätte; und wahrhaftig solche Worte aus Alberts Munde klingen wie eine Lobrede auf das ganze weibliche Geschlecht. Ich sagte ihm das, und er war bewegter, als ich ihn je gesehen habe. Er sprach dann noch Manches über die Weiber mit Gefühl und Einsicht; auch über die Verkehrtheit und Ungerechtigkeit der Männer, die sehr nachsichtig gegen sich selbst, und sehr streng gegen ihre Frauen, oft Unmögliches verlangten, und dadurch die Eintracht und den Frieden der Ehe vernichteten. Dann kam er wieder auf die Seinige, und sagte mit noch größerer Wärme: „Wenn eine schöne Frau, die aller Liebe werth, treu und fest an Mann und Kindern hält, mit einem Gemüthe, das jede gefällige Erscheinung freudig aufnimmt, und doch keiner unterliegt, mit einer Reinheit, die alles um sie her heiligt; wenn eine solche Frau, die durch ihr bloßes Daseyn schon erfreut und bessert, nicht ein Ebenbild Gottes ist, was ist es denn? Oder wo gibt es etwas, das den alten Ausspruch der Schrift vollkommener rechtfertigt, als eben ein solches Weib?“

So kamen wir schnell und angenehm zu dem Birkenwäldchen. Hier stiegen wir aus und ließen den Wagen einen andern Weg nehmen. Die Blumen wurden in Körbchen von den Kindern getragen. Wir schlüpften durch die Gartenthür hinein; aber ach! — schon waren Henriettens Fenster geöffnet, sie war eben so früh mit den Kindern aus den Federn gewesen als wir, und machte schon ihren Spaziergang. Die Kinder waren eben noch unter den Händen des Mäd-

chens, und jubelten in ihren Kittelchen dem Vater und den ältern Geschwistern entgegen. Julchen sprang gleich an mir hinauf und vertraute mir, daß sie der Mutter einen dicken, dicken Kranz von Blumen gewunden hätten, der würde vor der Laube aufgehängt, wo die Mutter frühstücke. „Aber daß Du mir ja nichts sagst“ setzte sie hinzu, und hob drohend ihr Fingerchen auf. Während dem stand Mathilde, die ein Jahr älter ist, vor uns am Stuhl, auf den sie ihre Aermchen gestützt hatte, und mit dem braunen Lockenköpfchen in den Händen, sahen ihre schwarzen Augen recht verständig zu uns herauf, als ob sie fragen wollte: Nun was meint ihr? Wird es nicht schön so? —

Es dauerte nicht lange, so waren die Kinderchen marschfertig; auch Aennchen, das nun eben gehen kann; alle in weißen Kleidern; jedes einen Blumenkranz auf dem Kopfe und einen in der Hand. So zogen wir nach dem Garten. Der große mystische Kranz wurde an dem Eingange der Laube befestigt, und wie er schwebend da hing, sagte Julchen ganz schelmisch: „da kann Mutterchen nun gar nicht hinein.“ Dann wurde der Tisch mit Rosen bestreut, und ein schöner Korb voll von Zierblumen in die Mitte gesetzt, an dessen Henkel ein Papierstreifen flatterte mit schönen Versen von Albert. Wie nun alles geordnet war, begaben wir uns in einen Hinterhalt in das Gebüsch, ganz nah' der Laube, indem wir die Kinder vor uns hielten, die vor freudigem Erwarten zappelten.

Ach es ist doch ein seliges Wesen mit so einer kleinen Schaar! Wenn ich ein solches Heer um mich denke, das mein wäre, so krausköpfige, rothbäckige Schelme mit schwarzen Augen, wie die Deinigen, Odo! Liebe ich schon die fremden so, was würde es erst mit den Meinigen seyn! — Es ist wohl schön, wenn sich zwei Eheleute an den Händen halten, und der Funke des Gefühls und der Liebe so von einem zu dem andern schlägt, hinüber und herüber. Aber wenn man noch so ein Dutzend kleine warme Händchen mit anfassen kann, und der Strom der Liebe durch alle diese Herzen und Hände pulsirt.... Was geht da darüber?

Es währte nicht lange, so kam Henriette in Gedanken vertieft, wie es schien, und sie stand schon fast vor der Laube, ehe sie die ganze Anstalt sah. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zu halten; alles sprang auf aus dem Versteck, und umringte die Mutter, die Frau, die Freundin. Man hörte nichts als „Du guter, lieber Mann" — „ihr lieben, theuern Kinder" — „Du geliebtes Weib" — und es war eine Freude und ein Herzen und Küssen von dem ersten zu dem letzten, daß einem die Augen übergingen. Jedes brachte jetzt sein Kränzchen und hing es der Mutter an den Arm; das einjährige Aennchen aber hielt das Seinige fest, und da es die Mutter aufnahm, drückte es ihr den blauen Kranz auf das blonde Haar, schlang ihr dann die Aermchen um den Hals, und drückte sie fest, fest an sich. Nun traten wir aus den Vorhallen in den Tempel selbst und zu dem eigentlichen Altar.

Alberts Verse wurden gelesen, die Blumen des Korbes wurden ausgepackt, und auf dem Boden kam ein Miniaturbild von Henriettens Bruder zum Vorschein, das sie sich lange gewünscht, und Albert für diesen frohen Tag bestellt hatte. Henriette war überrascht, entzückt. Sie liebt ihren fernen Bruder sehr, und hat ihn seit mehrern Jahren nicht gesehen. Und das Bild war so gut gelungen „zum Sprechen" sagte sie, und „zum Küssen" und dabei küßte sie ihren guten Mann.

Nach dem Frühstücke führte uns Henriette im Garten herum, und zeigte ihrem Manne manches, was sie schon selbst gepflanzt hatte. Alles stand gut und frisch. „Henriette hat eine glückliche Hand," sagte Albert, „alles geräth ihr," und dabei sah er auf Aennchen, das der Mutter noch auf dem Arme saß, und ihr das blonde Engelsköpfchen an die Schultern drückte, und wie ein kleiner, Glück verkündender Friedensbote einen weißen Lilienstengel in den Händen hielt. Die übrigen Kinder schwärmten im Garten umher, jagten und versteckten sich, und hier und da guckte so ein freundliches Gesichtchen aus dem Busche heraus, und rief, „nun so sucht mich doch!" Ein großer bunter Schmetterling vereinigte sie einige Augenblicke zu einer gemeinschaftlichen Jagd, bis er über den Zaun entflog; aber das größte Fest machte ein Haase, der sich auf einem Kohlbeete im Winkel des Gartens gedrückt hatte, und jetzt durch das Geschrey der Kinder aufgetrieben wurde. Mit unglaublichem Jubel wurde er durch den ganzen Garten ver=

folgt, bis auch er einen Ausweg fand, und durch den Zaun in das Feld fuhr, nach einer Baumschule hin, die ihm ein sicheres Versteck zu bieten schien. Aber ach, der Gärtner, der hier arbeitete, erlegte das arme Thier, und die Kinder drängten sich nun trauernd um die Leiche, und meinten, es hätte sich lieber von ihnen fangen und füttern lassen sollen. Julchen aber hob ihr Händchen gegen den Gärtner auf und sagte: „Du garstiger Mann, hast das arme Thier tod macht, daß es nun gar nicht so hübsch springen kann.“

Lache mich immer aus, lieber Mann, daß ich Dir das alles so ausführlich erzähle. Du mußt es mir schon einmal zu gute halten. So lebe ich den frohen Tag noch einmal durch, und Du hättest Dich ja auch gefreut, alles das lebendig zu sehen, was uns wohl auch auf der Leinwand als bloßer Traum der Einbildung gefällt. Solche Kinder-Gruppen, und so herrliche Menschen, wie diese, und so ein bunter, duftender, mit allen Regenbogen-Farben übersponnener und durchwebter Armida-Garten, und darüber das klare, blaue Zelt mit seinen goldnen Flatter-Wölkchen — wär' es nicht ein anmuthiger Albano? — Und nun das Alles nicht bloß Farben und Kunst, sondern lebendige, warme Herzen, und die liebe, reine Natur! Ich sage Dir, Odo, es war köstlich.

Der Mittag kam schnell herbei; wir aßen im Garten unter einer Art von Zelt. Niemand hätte sich in das Zimmer einsperren mögen. Deiner wurde fleißig gedacht; und als Albert Deine Gesundheit trank, brachte jedes von der kleinen Schaar sein Gläschen

und stieß mit mir an. Henriette hatte Aennchens Kranz in den Locken behalten, und sah, trotz der zahlreichen Nachkommenschaft, schön und blühend aus, wie eine Braut. Und so glücklich! — O mütterliche Liebe! o Du köstliche Gabe Gottes, die Du wie die Rosen auf Dornen wächsst, und eben darum so hold in das Leben lächelst! Warlich, Odo, es ist eine rührende Freude, so eine glückliche Mutter und Gattin zu sehen, mit all den Kleinen wie Blumen um sie her; jedes anders und doch jedes so hold in seiner Art, und ihre Sorge für Alle, und ihre Freude an jedem!

Albert beging den frohen Tag durch mannichfaltige Erinnerungen aus der ersten Zeit seiner Liebe, und baute eine ganze Reihe von Ehren-Pforten und Triumph-Bogen über seine Frau auf, alle von so zartem Gewebe und mit so herrlichen Blüthen seines tiefen Gemüthes geschmückt, daß keiner königlichen Braut ein schönerer Weg gebaut werden könnte. Sie sah ihn dankbar an und erwiederte wenig mit Worten. Einmal sagte sie: „Wahrhaftig, mein guter Albert feiert seine eigenen Triumphe, und steht wie begeistert vor seinem eignen Werk. Oder bin ich etwa nicht, was ich etwa bin, durch ihn allein?“

Während wir so zusammen saßen, recht herzlich vergnügt, und die Nachtigallen von den Zweigen neugierig auf uns herunter sahen, und der blaue Himmel durch das Gitterwerk der Bäume hereinschaute, tönten einige Waldhörner aus dem Gebüsch, in das sie der wackere Gärtner versteckt hatte, und die herr-

liche Weise von „Nun danket alle Gott“ wehte uns über die Blumen her an. Da fielen wir uns alle um den Hals, und weinten vor Freude, und auch die kleinsten Kinder schienen durch die frommen Töne gerührt, und drängten sich zu, und stiegen Vater und Mutter auf die Knie, und küßten ihnen die Thränen ab. Es war eine Seligkeit ohne Gleichen!

Den ganzen Nachmittag hallten die Töne der Andacht, der Liebe und Freude in unsern Herzen wieder. Jedes sprach von dem, was ihm das theuerste war, mit aufgedeckter Brust. Wir waren uns alle näher gebracht, alle einander befreundeter geworden. Jetzt entdeckte ich auch Henrietten in einem einsamen Augenblicke meine frohen Hoffnungen, und die Freude der Guten war fast nicht geringer als die Meinige. Und nun knüpfte auch die Theilnahme des Geheimnisses ein neues Band.

Wie nun der Tag sich senkte, und das milde Auge des Abendsternes aufging, trennten wir uns, mit dem Bilde des freudevollen Tages, und mit gegenseitigem Danke für den gemeinsamen Genuß. Jetzt da es zum Einsteigen kam, erfuhren die ältern Kinder, daß sie die Nacht bei der Mutter schlafen, und den folgenden Morgen im Wagen abgeholt werden sollten. Das war ein neues Fest. Und so fuhren wir unter dem fröhlichsten Durcheinander der glücklichen Kinderschaar ab.

Wir fuhren schnell. Albert war still; auch ich war es. Jedes horchte auf den Nachklang des Tages in seiner Brust, und dachte an das, was ihm das

Liebste war. Wohin mich meine Gedanken zogen, mein Odo, will ich Dir zu errathen überlassen.

Wie es doch aber nie an Gegensätzen fehlt! Als wir in die Vorstadt kamen, sahen wir bei einem der Gartenhäuser ein Zusammenlaufen von Menschen, und als wir nach der Ursache frugen, hörten wir, die Baronin R. habe sich zum Fenster herabgestürzt, und sey eben schwer verwundet aufgehoben worden. Ich hörte diesen Namen zum erstenmal; Albert kannte sie. Er erzählte mir, sie sey zuerst an einen wackern Edelmann verheirathet gewesen, der in der Residenz von seinem Vermögen gelebt. Hier habe sie sich sehr bald einem unordentlichen Leben ergeben, und sey endlich, auf einer Untreue von ihrem Manne ergriffen, von ihm geschieden worden. Sie hatte hierauf einen ihrer frühern Liebhaber, einen Offizier, geheirathet, ohne ihre Lebensart zu ändern, bis auch dieser zweite Mann sie verließ. Nach dieser Zeit zog sie hierher. Die Dürftigkeit, in die sie sich versetzt sah, mochte ihr Gewissen erweckt haben. Sie wurde schwermüthig, und glaubte sich von ihren Männern und Kindern verfolgt; und so mochte sie wohl in einem solchen Anfalle von Wahnsinn die letzte schreckliche That an sich verübt haben.

So waren wir mit einemmal aus unsern Träumen von Paradiesen und Unschuld in die gräßliche Verwirrung des Lebens geworfen! Ich hatte Mühe, mich von der häßlichen Geschichte zu befreyen, und noch im Schlafe setzte ich mir aus den contrastirenden Erscheinungen des Tages ein wunderbares Chaos von

Himmel und Hölle zusammen, das sich aber zuletzt in den anmuthigen Traum einer Wasserfahrt auflöste, die mit flatternden Wimpeln über einen spiegelhellen See zu einem Ufer ging, auf welchem Du standest und mich mit offenen Armen erwartetest. Nun erwachte ich heiter und froh, zählte die Tage bis zu Deiner wahrscheinlichen Rückkehr, und setzte mich dann zum Schreiben nieder. Dieß ist ja auch eine Fahrt mit fliegenden Wimpeln zu Dir, mein Odo, und auch ein Traum, wo Bilder und Worte die Wirklichkeit ersetzen müssen! Lebe wohl, Du Guter, und laß mich bald hören, daß Du gesund und vergnügt bist.

* * *

Den 20. Julius.

Bald wirst Du glauben, mein guter Mann, daß ich in meiner Einsamkeit recht unordentlich werde, wenn ich Dir schreibe, daß ich schon wieder aus war. Aber sieh mir immer ein wenig nach. Die Tage sind so schön, und das Haus kömmt mir ohne Dich bisweilen so einsam vor! Ich nahm also Alberts Vorschlag, ihn und seine Frau zur Generalin Berg zu begleiten, ohne große Umstände an. Und wahrhaftig es hat mich nicht gereuet. Ich habe einen recht frohen und belehrenden Tag da zugebracht.

Und vor dem Wegfahren hatte ich noch eine große Freude — Etwas, das ich seit acht Tagen entbehrt hatte — Deinen Brief. Glaube nicht, daß ich schmäle oder schmolle, wenn Du auch bisweilen einen Posttag

überspringst! Weiß ich doch, wie leicht das dem Beschäftigten wiederfährt! Wär' es doch mir fast selbst neulich so gegangen, mir, der Geschäftlosen! — Freilich will es dann nicht immer an Sorgen fehlen; und ich bilde mir mancherlei ein — wie es so geht — meist das Schlimmste am ersten. Wenn ich aber auch ein Weilchen schlimm geträumt habe, so faß ich mir ein Herz, und werfe mich in mein Vertrauen zu dem, der Dich und mich in seiner liebenden Obhut hält; und dann werd' ich wieder ganz still; froh wohl gar. So ging es mir vorgestern. Ich hatte mich ganz einsam in mein Kämmerchen gesetzt, und dachte an Dich, und rechnete, wie lange Du wohl noch ausbleiben könntest, und kramte in Deinen Briefen. Und da mir das Herz vor Sehnsucht schwer wurde, und immer schwerer, und ich dabei seufzen mochte, war es mir als ob ich Dich seufzen und mit mir sprechen hörte. Es wurde mir wunderlich bang. Sieh, da fiel mir ein Blättchen in die Hand, worauf Du geschrieben hattest: „Du gleichest dem Töpfer, der sich ein Bild von Erde macht, dann vor ihm niederfällt, es anbetet und davor bebt. Laß die Bilder Deiner Einbildungskraft ihren Weg ziehen, und wenn sie Dich necken, so geh' keck auf den Spuck los, und Du magst sicher glauben, daß er zerfließt, eh' ihn noch die Mitternachts-Stunde zerstört." Das waren recht Worte zur guten Stunde. Ich drückte das Blättchen an meine Brust, faltete beide Hände darüber, und sagte in meinem Herzen: „Ewige Liebe, beschütze ihn!" — Dann ging ich so ruhig zu Bett wie ein Kind. Und

als ich die Augen aufschlug, und der Tag heiter durch die Gardinen schien, waren alle Sorgen verschwunden, und ich konnte Gott mit recht inniger und ungetrübter Freude danken. Gegen sieben Uhr kam Albert angefahren, und überbrachte mir Dein Briefchen, das er dem Boten beim Aussteigen im Hause abgenommen hatte. — Meinen herzlichen Dank für Deine freundlichen Worte und Deine guten Nachrichten. Was Du mir aufträgst, soll pünktlich besorgt werden. Möchtest Du doch auch einen so heitern Morgen gehabt haben, als Du mir gemacht hast, und möge Gott Dir die zärtliche Liebe vergelten, die ich Dir jetzt, so fern von Dir, nur mit Gedanken und dankenden Worten erwiedern kann!

Mit meinem Briefchen im Strickbeutel und meiner Freude im Herzen, fuhr ich nun mit Albert nach Mainau, seine Frau abzuholen. Sie stand unter der Gartenthür, wie ein Madonnenbild in der Blende, mit Aennchen auf dem Arme, die mit beiden Händen nach dem Vater verlangte. Auch die andern Kinder waren herbeigesprungen, da sie den Wagen rasseln hörten. Wir mußten aussteigen, es half nichts. Mathilde hing sich an den Vater, Julchen aber, die mir ihre Gunst geschenkt hat, an meine Hand, und wir wurden in den Garten gezogen, und mußten die Beete der Kinder, ihre Gärtchen in dem Garten, sehen, und es war so vieles zu erzählen und zu zeigen, daß wir gar nicht fertig werden konnten. Endlich mußten wir doch scheiden; aber auch da wir eingestiegen waren, und der Wagen fortrollte, hörten wir

noch lange das Rufen: „Lebt wohl, lebt wohl! Adieu! — Kommt bald wieder!“ hinter uns her.

Der Weg geht eine Strecke zwischen Kornfeldern hin, dann an der Seite eines Baches durch eine Art von Thal, das sich nach Morgen zu in eine fruchtbare Ebene öffnet. Hier hatten wir hier und da lichte Birkenhölzchen zur Rechten, zwischen denen sich herrliche Wiesen, wie Sammtstücke, hinzogen. Alles war belebt; wir grüßten rechts und links, und viele blühende Gesichter lächelten uns unter gelben Strohhüten an. Bei einer der schönsten Wiesen fragten wir, wem sie gehöre. Dem Herrn General, antwortete ein junger Bursche. „Welchem General?“ fragte Albert. Der Bursche sah uns gedankenlos an. — „Von Berg“ sagte ein älterer Mann, jenem zu Hülfe kommend. — „Vortrefflich! — So sind wir ja schon in Freundes Land.“ — Etwas weiter hin gingen einige Fischer vor uns her mit Netzen auf den Schultern und einem schweren Gefäße voll Fische. — „Wem gehören diese Fische?“ fragten wir. Der Frau Generalin. — „Und der niedliche Maierhof da drüben über dem Gebüsch?“ — Er gehört zu dem Gute der Frau Generalin. — Jetzt mußte ich an den Marquis von Carabas und seinen gestiefelten Kater denken; und die Erinnerung an das Mährchen machte uns alle lachen. — Die Gegend wurde immer schöner. Eine Felsenwand erhebt sich zur Rechten mit Epheu wie einem Netz überstrickt; aus allen Ritzen dringt das Gebüsch hervor; wilde Rosen und Genist, und üppiges Farrenkraut hängt an allen Seiten herab; sammt-

nes Moos bekleidet die grauen Wacken, zwischen denen sich Bäche wie Silberfäden ergießen und rauschend und schäumend in die Wiesen verlieren, die zur Linken prangen; und oben ein Kranz von Bäumen, die auf ihren weißen Füßen am Abhange zu tanzen scheinen, und neugierig auf uns herabhingen, während die Luft in ihren zarten Locken spielte. Auf der andern Seite breitet sich die reiche Ebene aus, mit schwellendem Hügel gemischt, mit Wiesen und Fruchtfeldern üppig bekleidet, von den Krümmungen des Flusses durchrankt, der hier und da aus dem grünen Gebüsch blinkt; freundliche Dörfer überall mit Gärten und Bäumen umhüllt, und am äußersten Rande das blaue Gebirg, das diesen Claude-Lorrain mit einem magischen Rahmen umgibt. Als wir uns an dem herrlichen Anblicke recht ergötzt hatten, machte uns Albert auf die nächsten Felder aufmerksam, durch die wir auf einem schönen und bequemen Wege fuhren. „Jetzt sind wir recht eigentlich in dem Gebiete des Marquis von Carabas, sagte er. Hier waltet überall der Geist der wackern Frau, die Sie gleich werden kennen lernen. Denn sie ist es, die, während ihr Gemahl bei seinem Regimente bleiben muß, diesen weitläuftigen Besitzungen vorsteht, und der Schutzgeist der ganzen Gegend ist." — Mit Bewunderung sahen wir jetzt, daß alles umher mehr einem Garten, als einem Felde glich. — Albert erzählte mir nun, wie diese seltene Frau bei ihrer Verheirathung das Gut, das sie jetzt bewohne — den Stammort des Bergischen Hauses — in großem Verfall ge-

funden. Seit einer Reihe von Jahren war es von keinem seiner Besitzer bewohnt, sondern Verwaltern und Pachtern zur Bewirthschaftung überlassen worden. Mit jedem Jahre verminderte sich der Ertrag, und ihr Gemahl, statt, wie seine Vorfahren, als ein freier Edelmann von seinem Einkommen zu leben, sah sich fast auf den Gehalt seiner Stelle beschränkt. In den ersten Monaten seiner Ehe brachte er einmal seine junge Gemahlin auf dieses vernachläßigte Gut. Sie sah mit Erstaunen den Umfang der Besitzung; hörte mit noch größerem den geringen Vortheil, der daraus gezogen wurde, und, der Landwirthschaft nicht fremd, beschloß sie, obgleich noch sehr jung, durch eigene Verwaltung diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie theilte ihrem Gemahl diesen Vorsatz mit, der ihn anfänglich belächelte, da aber nicht viel dabei zu wagen war, seine Einwilligung zu einem Versuche gab. Die Zeit des Urlaubs, den ihr Mann auf ihre Bitten hier zubrachte, wurde von der thätigen Frau benutzt, um sich mit dem Umfange des Gutes, seinen mannichfaltigen Theilen, der Art von Wirthschaft, welche die Gegend mit sich brachte, und mit den Einwohnern ihrer Dörfer bekannt zu machen, die durch die lange Abwesenheit der Guts-Herrschaft, durch die Untauglichkeit eines trägen und bestechlichen Gerichtshalters, und das schlechte Beispiel eines gewissenlosen Pfarrers fast eben so verwildert waren, als das Gut selbst. Nachdem sie sich die vorläufigen Kenntnisse, so weit es nur möglich war, verschafft hatte, übernahm sie das schwere Geschäft der Ver-

waltung selbst, nicht ohne Bangigkeit, wie sie oft sagte, aber mit festem Vertrauen auf den Beistand des Himmels, der ihr hier einen so würdigen Wirkungskreis angewiesen habe. Ihre ersten Schritte that sie mit dem Beirathe eines erfahrenen Landwirthes aus der Nachbarschaft, der ihr gutes Gesinde zuwieß; und da im Herbste das Getraide in gutem Preise war, und die Ernte reichlich ausfiel, sah sie sich im Stande, die bedeutenden Ausgaben zu decken, welche die ersten verbessernden Einrichtungen forderten. Dieß stärkte ihren Muth, und da ihr Gemahl sah, wie viel er ihrer Klugheit verdankte, so gab er ihr in Allem freie Hand. Jetzt entfernte sie auch den Gerichtshalter, und besetzte seine Stelle durch einen redlichen und gewissenhaften Mann, den sie gut besoldete, und dafür verpflichtete, die Streitigkeiten der Bauern, so viel möglich, in Güte zu schlichten, und überhaupt dem Unfrieden lieber zuvor zu kommen, als ihn zu strafen. Glücklicherweise starb auch der Pfarrer, und sie vertraute seine Stelle ihrem Jugendlehrer an, der ganz Eines Sinnes mit ihr war, und theils durch sein Beispiel, theils durch Lehre, Ermahnung und Rath die verwilderten Sitten seiner Gemeinden allmählig verbesserte. Wo die geistlichen Mittel nicht ausreichten, wo eine Wirthschaft ganz verfallen und auch durch den besten Willen der Eigenthümer nicht herzustellen war, da griff die Gutsbesitzerin ein, streckte Früchte, Geräthschaften, auch wohl Zugvieh vor, und indem sie die Trägern und Unordentlichern zur Wiedererstattung des Geliehenen anhielt, den Fleissigen

aber es meist erließ, machte sie in kurzem den Fleiß zu einer herrschenden Tugend ihrer Unterthanen, und es war bald in allen ihren Dörfern keine Hand, die sich nicht emsig und mit segensreichem Erfolge rührte.

So weit hatte Albert erzählt, als unser Wagen unter den Linden am Schloßthore hielt. Wir schickten hinein, um uns anmelden zu lassen, und als wir auf die freundliche Antwort ausgestiegen waren, sahen wir unter dem vorspringenden Dache des Vorhauses Frau von Berg im Gespräch mit einigen Männern, die ihr aufmerksam zuzuhören und mit Bescheidenheit zu antworten schienen. Als wir in den Hof herein getreten waren, wendete sie sich nach uns um, und kam uns mit leichtem und gefälligem Anstande einige Schritte entgegen, um uns zu bewillkommen. Sie war in einfachem Hauskleide, das ihrem feinen Wuchse knapp anlag; ein großer Strohhut, mit einem grünen Bande unter dem Kinne befestigt, bedeckte ihr zierliches Köpfchen, das braune Locken umschatteten, und wir sahen jetzt das anmuthige Gesicht einer Frau von einigen vierzig Jahren, von gesunder Farbe und einem klaren, lebhaften Auge, das uns schon aus der Ferne freundlich begrüßte. Albert und seine Frau wurden als Bekannte mit Freude aufgenommen; ich, mit etwas mehr Umständlichkeit, aber doch mit so einfachen Aeußerungen des Wohlwollens, daß ich mich sogleich einheimisch fühlte. Nachdem die erste Bewillkommung vorüber war, bat sie um die Erlaubniß, ihr kleines Geschäft mit den wartenden Leuten abzumachen. „Es sind Hausväter,“ setzte sie entschuldi-

gend hinzu, „aus dem benachbarten Dorfe, die wegen meiner Angelegenheiten hierher gekommen sind. Ich darf sie nicht zu lange von ihren Geschäften zurück halten. Unser Freund hier wird indeß die Güte haben, Sie in den Garten zu führen.“ Dieß wurde auf die unbefangenste Weise gesagt; sie selbst ging bis zu der Thüre des Gartens mit, und verließ uns hier mit der Versicherung, in wenigen Minuten nachzukommen.

Recht angenehm und erfreulich war der Eindruck, den die Gestalt und das Benehmen der Frau auf mich gemacht hatte. Es war etwas so Harmonisches darin. Ich äußerte das gegen Albert. „So ist sie immer, sagte er, und diese Harmonie, die in Allem herrscht, was sie thut, ist der reine Wiederklang ihres Innern. Ihr Verstand ist nicht von außerordentlichem Umfange, aber von einer seltenen Klarheit; und da sie von dem lebendigsten Eifer beseelt ist, immer das Rechte zu thun, und keine Mühe scheut, sich von dem Umfange einer Pflicht, eines Geschäftes, auf das genaueste zu unterrichten, so geht sie mit sicherm Schritte immer auf das Ziel los, das sie sich gesteckt hat. Sie hat sich eben dadurch, und durch ihre große Aufmerksamkeit auf Alles eine seltene Fertigkeit in Geschäften erworben, so daß sie immer noch Zeit übrig behält, die sie auf die Erziehung ihrer Kinder und auf ihre eigne Belehrung und Bildung wendet. Rechnen Sie zu dem Allen noch das beste Herz und eine einfache, prunklose Frömmigkeit, so werden Sie das Bild unserer Wirthin so ziemlich vollständig haben.“

Während Albert dieses sagte, waren wir zwischen den Blumenbeeten hin in den Küchengarten eingetreten. Es war eine Freude zu sehen, wie der weite Raum abgetheilt und mit den schönsten Gemüsen aller Art bedeckt war! Nirgends Unkraut; jedes Plätzchen benutzt! Wir standen noch und freuten uns über den Anblick, als Frau von Berg zu uns kam, sich noch einmal entschuldigte, und uns einlud, sie zu dem Gebüsche zu begleiten, das den Baumgarten umgibt, und gegen die Hitze des Tages eine angenehme Zuflucht gewähre. „Hier wollen wir unter meinen alten Linden frühstücken, und dann, wenn es Ihnen gefällig ist, zu meinen guten Eltern gehen, die ich von meinem angenehmen Besuche habe unterrichten lassen."

Im Gebüsch ist ein gar herrlicher Platz. Uralte Linden umgeben ihn. Das dichte, weite Laubdach der gewaltigen Zweige überschattet einen bequemen Sitz, hinter dem sich an verschiedenen Stellen üppige Rosenbüsche erheben, bis zu dem Laube der Bäume hinauf, so daß hier und da die Blüthen aus den grünen Linden-Zweigen hervorschauen, als ob sie daran gewachsen wären. Wir hatten hier kaum Platz genommen, als ein nettes Frühstück erschien, an dem zwei der Töchter des Hauses Theil nahmen, Mädchen von gesunder Farbe, denen man es ansah, daß sie die Luft nicht scheuten, das Ebenbild ihrer Mutter, bescheiden und aufmerksam. Es möchte schwer seyn, liebenswürdigere Kinder zu sehen, und eine sorgsamere Mutter, eine glücklichere Mischung von

Ernst und Freundlichkeit, und überhaupt einen Haushalt, in dem mit so weniger sichtbaren Bewegung so viel geleistet wird. Ich bemerkte unserer Wirthin, wie viele Freude wir bei dem Anblicke ihrer schönen Besitzungen gefühlt, und wie wir uns das Geheimniß gewünscht hätten, einer so ausgedehnten Wirthschaft mit solchem Erfolge vorzustehen. „Dieses Geheimniß, antwortete sie mit ungesuchter Bescheidenheit, wie Sie es zu nennen belieben, ist das einfachste von der Welt: Jede Sache zu ihrer Zeit zu thun; nichts, was heute geschehen muß, auf morgen zu verlegen; bei jedem Geschäfte mit aller Aufmerksamkeit zu seyn; nichts gering zu achten, aber doch immer das Kleinere dem Größern unterzuordnen. Im Anfange ward mir das freilich schwer; aber da der Himmel meine ersten Bemühungen segnete, gewann ich immer mehr Lust an der Sache, und die Uebung brachte die Erfahrung mit. Ich bin nun einmal so gemacht, setzte sie hinzu, daß ich das Glück, das Andere in Bequemlichkeit und Ruhe suchen, in der Geschäftigkeit finde, und ich habe die Freude zu sehen, daß derselbe Geschmack unter den Einwohnern meiner Dörfer immer allgemeiner wird. In keinem Bergischen Dorfe gibt es jetzt einen Müssiggänger; und seitdem die Neigung zur Arbeit herrschend geworden, sind die meisten Laster verschwunden, die sonst hier, wie anderwärts, einheimisch waren. Niemand hat weniger zu strafen nöthig, als mein Gerichtshalter; Prozesse sind selten; desto häufiger Kauf, Handel und Bau. Glauben Sie aber auch ja nicht, daß ich Alles allein

thue, fuhr sie scherzend fort. Meine gute alte Mutter trägt Sorge für den Garten; mein Schwiegervater für die Forste und die Jägerei; auch meinen Kindern sind kleine Departements angewiesen, in denen sie sich üben, und mit denen sie bisweilen wechseln müssen. Durch diese einfache Organisation meines kleinen Staates wird vieles erleichtert; und da ich mich gewöhnt habe, früh aufzustehen, so reicht der Morgen meist vollkommen hin, die gewöhnlichen Geschäfte auf die Seite zu bringen. Der Nachmittag ist dann weiblichen Arbeiten und mütterlicher Unterhaltung gewidmet; der Abend aber versammelt uns alle beim Thee, und es fehlt nie an einem guten Buche, oder an einer angenehmen Gesellschaft, an einem erheiternden Gespräch."

So fragten wir mehreres mit Theilnahme; und unsere freundliche Wirthin beantwortete alles mit Klarheit ohne Anmaßung. Jetzt sahen wir von weitem die beiden Eltern einen Gang herabkommen, im Gespräch begriffen; der alte Herr mit festem Tritt, obschon etwas gebeugtem Rücken; die Mutter unserer Wirthin am Stock, aber mit lebhafter Bewegung der freien Hand. Wir standen alle auf, ihnen entgegen zu gehen. Die Kinder waren voran gehüpft; Frau von Berg stellte uns vor. Wir wurden herzlich begrüßt; Henriette nach ihren Kindern, Albert nach seinen Geschäften, ich nach Dir befragt. Dann kam die Reihe an andere Bekannte. Wir mußten viel erzählen — und die lieben alten Leute waren so heiter, Tochter und Enkelinnen so aufmerksam und doch so

zwanglos um sie bemüht, daß es eben so erfreulich als rührend zu sehen war. Auch dieser Familienverein gab, wie alles hier, ein Bild der Eintracht und Ordnung.

Der Morgen und Mittag gingen gleich heiter hin. Mehr als einmal wurde unsere treffliche Wirthin abgerufen. Wenn auch mitten im Gespräch, hörte sie doch jedesmal die kommende Bothschaft ohne Mißmuth an; mit heiterer Miene kehrte sie zurück, und fast jedesmal spann sie ohne Zwang den abgebrochenen Faden des Gespräches weiter fort. Zu meinen großen Geschäften, sagte sie einmal nach einem solchen Wiederkehren, gehört das Friedenstiften unter den Eheleuten. Jetzt eben ist es mir gelungen, ein Paar auszusöhnen, wo jedes für sich brav und gut, aus einer gewissen Sprödigkeit des Wesens sich dem andern nicht hinlänglich fügen mag. Die Klagen, die sie gegen einander führen, betreffen die armseligsten Dinge von der Welt, über die ich sie endlich selbst zum Lachen brachte; so daß sie mir zuletzt versprachen, es noch sechs Monate mit einander anzusehen, und binnen dieser Zeit keine Klagen gegen einander zu führen. Ich bin überzeugt, setzte sie hinzu, daß sie sich noch recht gut werden vertragen lernen; aber das erste Jahr hat immer seine großen Schwierigkeiten. Sonderbar ist es, daß die Männer immer bei mir ihre Klagen anbringen, und das meiste Zutrauen zu mir haben, die Frauen aber sich meist an den Pfarrer wenden." Solche praktische Bemerkungen machte sie oft in dem Laufe des Gesprächs; und

wenn mir der Himmel einmal ein Gut zu verwalten gibt, so werde ich, mit Deiner Erlaubniß, bei Niemanden anders, als bei Frau von Berg in die Schule gehen. Daß wir recht gute Freundinnen geworden sind, kannst Du mir glauben. Beim Abschiede wurden wir sämmtlich zu einem ländlichen Feste eingeladen, das am Ende der Heu-Ernte auf dem Edelhofe gegeben wird; und wir sagten es freudig zu. Vielleicht bist Du, liebster Odo, bis dahin zurück, und begleitest uns dann, wie denn die Einladung Dich auch ganz ausdrücklich mit umfaßte.

Bei der Rückfahrt wurden wir von einem Gewitter überrascht, das aber doch noch schnell genug vorüberging, nachdem es eine ziemliche Masse Wasser herabgegossen hatte. Ein rascher Wind vertrieb das Gewölk, und trocknete, was naß geworden war, wieder ab. Die Luft war heller geworden, der Himmel klarer; die Sonne trat in größerer Pracht hervor, und schoß breite Strahlen auf die erquickte Erde; und als sie sich zum Untergange neigte, den Rand des zarten Gewölkes berührend, das die Berge wie ein lockiges Haar bekrönte, breitete sie goldene und purpurne Schwingen aus, und senkte sich mit wunderbarer Herrlichkeit in das krause, glühende Wolken-Meer. Wir drückten uns die Hände bei dem köstlichen Anblicke; recht selig über den herrlichen Beschluß des Tages, den wir so heiter durchlebt hatten.

Als wir gegen Mainau kamen, hörten wir schon den Jubel von Alberts Kindern, die wartend am Eingange des Dorfes saßen, und nun in den Wagen ge-

nommen wurden. Jedes hatte jetzt eines der Kinder auf dem Schooße, und um die Freude zu verlängern, wurden sie bis zu dem Birkenwäldchen mitgenommen, wo Henriette ausstieg, und mit ihrer kleinen Schaar zu Fuß nach Mainau zurückkehrte.

So endigte dieser Tag und meine lange, lange Beschreibung. Und wie vieles hab' ich doch nicht geschrieben, was ich Dir in der mündlichen Erzählung sicher nicht geschenkt hätte. Nun es ist darum nicht vergessen. — Komm nur bald zurück, guter Mann, und meine Feder, die jetzt in ununterbrochener Bewegung für Dich ist, soll dann einer langen, langen langen Ruhe genießen. Dann wird auch die gute alte Ordnung in unser Haus zurückkehren. Du siehst, wie wenig Widerstand ich thue, wenn man mich zur Unordnung verleitet; denn Jedermann will mich zerstreuen und wegen Deiner Abwesenheit aufheitern. Seit einigen Wochen rückt meine Stickerei nur wenig vor, theils aus dem angeführten Grunde, theils — weil ich andere Dinge zu thun habe. O wenn Du kömmst, mein Odo, sollst Du einen ganzen Vorrath des niedlichsten Kinderzeugs sehen! Ich bin doch nicht unfleissig gewesen. Komm nur bald, bald, bester Mann!

* * *

Den 26. Julius 1795.

Wie vergnügt ich heute aufgestanden, wie froh gestern zu Bett gegangen bin! Ich habe die halbe Nacht vor Freude kein Auge geschlossen, und die andere

Hälfte so anmuthig und heiter geträumt, ob ich gleich jetzt kein Wort mehr von meinen Träumen weiß. Du magst wohl auch darin vorgekommen seyn. Aber gleich viel! Hab' ich Dich doch nun bald wachend wieder. Laß sehen, wie lange es noch ist. — Acht Tage noch. — Eine lange Zeit. Und in dieser langen Zeit keinen Brief weiter; es müßte denn seyn, daß Du mir auf der Reise schriebst, was ich nicht glaube. Aber von mir sollst Du diesen Brief noch unterwegs finden, und er soll Dir erzählen, wie wohl ich bin, wie ich mich auf Deine Rückkehr freue; wie ich mit meinen Gedanken Dir entgegenziehe; erst bis M.; dann rückwärts von Station zu Station, wie mein rechnender und messender Finger auf der Landcharte.

Recht betrübt saß ich gestern Abend in meinem Kämmerchen, und hörte dem Sturm zu, der gegen die Fenster braußte, und dem Regen, der den ganzen Tag auf dem Dache gerasselt hatte. Es war schon über die gewöhnliche Zeit, und ich hatte noch keinen Brief. Warum er nur nicht schreibt? dachte ich. Und dann holte ich alle Möglichkeiten zusammen, um mich selbst zu täuschen, und wenn ich es recht weit gebracht zu haben glaubte, kam doch immer wieder die alte Frage dazwischen. Da pochte etwas an die Thür; ich fuhr zusammen, und der Briefträger trat herein, mit seinem gewöhnlichen: „Da bring ich einen Brief vom Herrn Gemahl.“ — Nun zankte ich mich selbst über mein Zweifeln aus, und setzte mich bei meiner Lampe zurecht, um mit Andacht zu lesen. Vom Regen und Sturm hört' ich nichts mehr. Ich war ganz bei Dir,

und mein einziger Kummer war, daß ich mich so allein freuen mußte, und Du nicht neben mir saßest, damit ich Dir Deinen Brief vorlesen könnte. Die alte Justine wurde aber herauf beschieden, und ihr mitgetheilt, was ich unmöglich allein auf dem Herzen behalten konnte. Gewiß, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geschaffen, was auch einige Männer davon sagen mögen. Zur Abwechselung mag es seyn, etwa wenn man so einmal in sich hinein denken will, wie die Nachteule. Aber Lachen und Weinen, froh und betrübt seyn — das geht allein gar nicht recht. — —

Eben war Henriette hier, die heut' einmal von Mainau hereingekommen ist. Ich konnte ihr meine frohe Nachricht mittheilen; aber sie erzählte mir, was ich kaum glauben konnte, daß die Mutter unserer guten Frau von Berg nicht mehr ist. Wie mich der Tod der muntern alten Frau erschreckt hat, die ich vor wenigen Tagen noch so lebensfroh sah! Auch den Tag darauf war sie wie gewöhnlich beschäftigt gewesen, und beim Abendessen fast noch heiterer als gewöhnlich. Da an demselben Tage ein armes lahmes Weib auf dem Hofe gewesen, das vom Schlage getroffen, nicht mehr ohne fremde Hülfe gehen konnte, äußerte die heitere Greisin, ihr größter Kummer würde seyn, wenn es ihr begegnete, durch ein langes Krankenlager und körperliche Hinfälligkeit den Ihrigen zur Last zu fallen. Ihr Wunsch sey ein schneller Tod; sie sey immer bereit, aus dieser Welt zu scheiden, wenn Gott sie rufen wollte, und sie möchten nur nicht erschrecken, wenn sie eines Morgens nicht wie-

der erwachen sollte. Dem alten Herrn von Berg waren bei diesen Worten Thränen in die Augen gekommen; doch sagte er scherzend: „Fein wäre es doch nicht, wenn Sie so ohne Abschied hinweggehen wollten. Mich sollten Sie es wenigstens wissen lassen. Noch gefällt es mir ganz wohl in der Welt, und die Neige im Glase des Lebens hat einen eignen Wohlgeschmack, zumal wenn sie einem von so lieben Händen gereicht wird. Indeß der Tag der Abreise kömmt einmal doch; und mit wem möchte ich lieber reisen als mit Ihnen, gute Mama?" — Da faßte Frau von Berg die Hände der guten alten Leute, und sagte: „Ich denke, Gott soll uns noch lange in diesem friedlichen Verein zusammen lassen. Wir sind ja noch alle so wohl auf. Warum sollten wir an das Scheiden denken?" Nun, wie Gott will! sagten die beiden Alten zu gleicher Zeit. Dann wurde noch mancherlei gesprochen über denselben Gegenstand, alles mit Heiterkeit und einem frommen gottergebenen Sinn, bis man sich zur gewöhnlichen Zeit trennte. Die beiden ältesten Töchter begleiteten die Großmutter wie gewöhnlich, und als sie sich ausgezogen hatte, betete sie mit ihnen, und die Kinder erzählten, die Großmutter hätte so rührend und innig gebetet, und Gott mit großer Freudigkeit und heller Stimme ihr Leben und Sterben empfohlen; und sie hätte recht verklärt dabei ausgesehen. Hierauf sey sie, wie gewöhnlich, ohne Hülfe in ihr Bett gestiegen. Die Kinder aber waren noch aufgeblieben, um kleine Arbeiten für eines ihrer Geschwister fertig zu machen. Nach einer

Stunde etwa wird die alte Frau etwas unruhig; ihre Großkinder sehen nach ihr, und finden sie ohne Sprache; und als Frau von Berg herbeigerufen wird, empfängt sie nur noch den letzten Händedruck und die letzten *Blicke* ihrer Mutter, die wenige Augenblicke *nachher* schmerzlos und mit heiterer Miene starb. — So wurde der fromme Wunsch der guten Frau recht wunderbar erfüllt. Das ganze Haus ist tief betrübt, aber Niemand mehr, als ihr alter würdiger Freund, dem die zärtlichste Aufmerksamkeit seiner Schwiegertochter den Verlust der Genossin seines Alters nicht vergessen machen kann. Es sey ihm immer, sagt er, als ob ihm seine alte Freundin die blasse Hand aus dem Grabe biete. — Frau von Berg blieb sich auch hier gleich. Sie beschickte die Leiche selbst, und indem sie Ströme von Thränen vergoß, entfiel ihr doch kein klagendes Wort; vielmehr tröstete sie ihre Kinder, die mit ganzer Seele an der Großmutter hingen, und ermahnte sie, nach dem Beispiele ihrer guten Mutter zu leben, um einst auch eines so schönen und leichten Todes gewürdigt zu werden. „Hat Gott sie nicht recht sichtbarlich geliebt, sagte sie, indem er ihren *letzten* Wunsch erfüllte, und sie ohne Schmerzen fast mitten in ihrem letzten Gebete hinwegnahm? Warum *sollten* wir klagen? Hätten wir ihr ein langes Siechthum wünschen mögen, um uns leichter trösten zu können? Und wollen wir es besser wissen als die göttliche Weisheit?"

So erzählte mir Henriette, und ich nahm mir das alles recht zu Herzen. Ich will Dir nicht verbergen,

daß mich jetzt wohl öfter noch als sonst Gedanken des Todes beschäftigen, und daß ich mit ihnen das allzublendende Licht meiner Freude umflore. Und warum sollt' ich nicht, da ich einer so wichtigen Zeit meines Lebens entgegengehe? Wär' es fromm, wär' es vernünftig, sie unbedachtsam zu erwarten, oder mir die Gefahr zu verbergen, die die lang ersehnte Freude mir bringen kann? Wie eng ist hier Tod und Leben verknüpft! wie nah steht die erste Wiege neben der letzten! Glaube darum nicht, daß ich traurig und trübe in die Zukunft sehe, oder geflissentlich schwermüthige Gedanken nähre. Keineswegs. Ich bin fast immer heiter und selbst gleichmüthiger als sonst, wenn schon körperlich reizbar genug. — Warum überhaupt die Gedanken des Todes so weit von uns bannen? Ist es nicht eine eitle Mühe, da er ja doch durch alle Pforten des Lebens hereinblickt, und immer um desto mehr erschreckt, je weniger wir seiner gewärtig waren? Ich bin früh mit ihm befreundet worden, und so weit ich nur zurück denken kann, habe ich die frohesten Stationen meines Lebens, ja jeden heitern und glücklichen Tag mit Todtenkränzen behangen, und jede meiner Freuden, wie einen lächelnden Engel mit einem Füllhorn voll Blumen an mein Grab gestellt, und hier hoff' ich sie wieder zu finden, wenn mich Gott den letzten Schritt aus den Gefilden des Lebens thun läßt. Vielleicht ist er noch weit entfernt — wenn in diesem kurzen Leben überhaupt etwas weit ist — und wir mögen uns noch eines langen Zusammenseyns erfreuen, und frohe Kinder mögen um uns

aufblühen, und diese Engel einst die Lebensmüden an Einem Tage, in Einem Grabe, zum langen Schlafe betten. — Laß mich immer mit diesem Gedanken spielen, guter Odo, und glaube mir auf mein Wort, daß er mich nicht verstimmt. Komm nur bald — und Du sollst sehen, wie heiter meine Stirn ist, wie herzlich ich mich freuen kann, und was für lange Plane ich spinne. — Könnt' ich doch recht viele Küsse in diesen Brief legen, der vier volle Tage früher bei Dir seyn wird, als Du bei mir. Wär' es Dir möglich, mich den Tag Deiner Ankunft wissen zu lassen, so käm' ich Dir einige Stunden entgegen. — Doch das wird nun nicht gehen. — Aber wenn die Zeit kömmt, so zieh' ich in das grüne Eckstübchen, von wo aus ich die Landstraße sehen kann, und setze mich mit meiner Arbeit an das Fenster, und dann soll gewiß kein Wagen unbemerkt heranrollen, bis der eine, lang gewünschte kömmt, den ich mit freudigem Herzklopfen begrüßen darf.

Amande an Henriette Albert.

Den 12. November 1799.

Wie ich Deine Nähe immer schmerzlicher vermisse, meine gute Henriette! Glaube mir, es vergeht kein Tag, wo ich nicht an Dich denke, mich mit Dir unterhalte, mich nach Dir sehne. Das waren doch glückliche Tage, wo wir uns so nahe waren, wo

wir uns fast täglich sahen, alle unsere großen und kleinen Freuden uns mittheilen, mit einander über einen Weihnachten, eine Haube oder dergleichen zu Rathe gehen, und uns immer mit dem Gedanken des baldigen Wiedersehens trennen durften! Nun ihr weggezogen seyd, kömmt mir die Stadt oft wie ausgestorben vor; es ist nichts, was mich anzieht; ich mag nirgend hingehen, weil ich Dich nirgend finde; und wüßt' ich nicht, daß Du in G. zufrieden bist, ich würde noch betrübter seyn. Gestern spielte mein Karl um mich her mit dem Pferde, das Du ihm geschenkt hast; es war ein recht ausgelassenes Treiben und Peitschen. Auf einmal ließ er das Spielwerk stehen, kam zu mir gelaufen, und auf meine Kniee gestützt fragte er mich: aber warum kömmt denn die Pathe Albert gar nicht? — Ich sagte ihm, die gute Pathe wäre jetzt weit, weit von hier. Und dabei kamen mir die Thränen hell über die Wangen, daß mich der Knabe mit großen Augen ansah. „Nun, sagte er darauf, so will ich zu der Pathe hinreiten.“ Und nun setzte er sich wieder auf sein Roß, und das Treiben ging ärger als vorher.

Das ist nun eben wie mit dem meisten Thun auch der großen Menschen. Viel Treiben mit Planen und Hoffnungen, um das zu vergessen, was ihnen in der Gegenwart nicht ganz recht ist. Und am Ende sind diese Plane auch nur so ein hölzernes Roß, auf dem wir uns herumbewegen, ohne nur einen Schritt weiter zu kommen.

Da hatte ich mir auch mit Odo mancherlei aus-

gedacht, was wir auf den Sommer in unserm Hause anders einrichten wollten. Ein Bau sollte unternommen werden, um noch eine Erweiterung des Wirthschaftgebäudes zu erhalten; und durch eine Veränderung der Treppe hätte auch ich ein Zimmer mit Alcoven neben Odo, und eine noch freundlichere Aussicht gewonnen, als ich jetzt habe. Der Riß war fertig, alles war mit dem Baumeister besprochen; und schon war mein Mann im Begriff, die nöthigen Bestellungen des Bau-Materials zu machen. Wir waren recht glücklich auf unserm hölzernen Pferd. Und damit ich gar keine Beschwerde dabei hätte, wollte mich Odo mit den Kindern zu Dir schicken. „Du hast es der guten Albert heilig versprochen, sagte er; und da schickt es sich gerade recht gut. Wenn zu Ende des Winters alles angefahren wird, so kann der Bau in vier Wochen vollendet seyn, und Du ziehst dann gleich ein.“

Wie froh mir das in das Herz klang! Nie hab' ich den Ablauf des Winters mit solcher Sehnsucht erwartet. Die ersten Frühlingstage sollten mir die Vorboten einer großen Freude seyn. — Und nun ist das Alles nichts. Der Riß ist eingepackt und verschlossen; die Bestellungen werden nun nicht gemacht; der ganze Plan ist aufgegeben. Es ist nicht mehr die Rede davon, ein Versprechen zu erfüllen, das bei unserer Trennung mein bester Trost war. Wie ungewiß ist doch alle menschliche Berechnung! wie wenig ist auch selbst dem Mäßigsten gewiß! —

Als wir uns heiratheten, waren wir in recht gu-

ten Umständen. Wir hatten mehr als wir brauchten; auch eine größere Familie hätte mit Anstand von unsern Einkünften leben können. Aber in diesen letzten Jahren ist ein Verlust auf den andern gefolgt. Zuerst ging mein kleines Vermögen in dem T. Bankerut fast ganz hin; im folgenden Jahre büßten wir wiederum bei der ***ischen Anleihe ein; und jetzt sind wir durch den Fall des R. Hauses, wo mein Mann ein ansehnliches Capital hatte, auf ein Viertheil unserer Einkünfte zurückgebracht. Wir müssen uns auf alle Weise einschränken, und es wird vielleicht nicht einmal möglich seyn, unser jetziges Haus zu behaupten. Doch hat sich Odo hierüber noch nicht bestimmt. Er weiß, wie sehr mein Herz an dem Garten hängt, und gewiß um meinetwillen mehr, als um seinetwillen, würde er diesen Besitz gern erhalten wollen. Da muß ich mich denn nun freilich sehr zusammen nehmen, um meine Wünsche nicht allzu laut werden zu lassen; und dabei fehlt mir Deine Gegenwart gar sehr. Ich will nicht stärker scheinen, als ich bin, und so will ich Dir gern gestehen, daß mich diese Veränderung unserer Lage wohl bisweilen eine Thräne kostet. Deine Gegenwart würde mir größere Stärke geben; ich würde eher in's Gleichgewicht kommen; mein getroster Muth würde früher zurück kehren. Doch hoff' ich auch so noch obzusiegen, wie es auch immer kommen mag, und mich nicht von einem Schicksale überwältigen zu lassen, das, wie herb es auch seyn mag, doch in Vergleichung mit so vielen andern Möglichkeiten, noch immer sehr erträglich ist.

Odo ist oft recht niedergeschlagen. Er sitzt den ganzen Tag und rechnet, und ist dann Abends so einsylbig, daß mir das Herz ganz schwer wird. Manchmal gelingt es mir denn aber doch, ihn mit Hülfe der Kinder aufzuheitern, und dann ist mir zu Muth, als ob ich einen großen Sieg gewonnen hätte, und meine Kraft wächst durch den Erfolg. Aber immer geht es nicht. Ich darf es mich auch nicht merken lassen, daß ich es auf seine Erheiterung anlege; sonst wird er noch düsterer, oder thut sich eine Gewalt an, die mir weh thut. Mit Dir, Gute, würde mir das alles leichter werden.

Schreibe mir bald, theure Seele, und melde mir recht vieles Gute von Dir, Deinem Manne und Deinen herrlichen Kindern. Küsse die lieben, fröhlichen Geschöpfe vielmals in meinem Nahmen. Du glaubst nicht, wie ich mich nach Deinen Briefen sehne, und wie ungeduldig ich jeden Posttag erwarte, der mir Nachricht von Dir bringen kann.

An Dieselbe.

Den 28. April 1800.

Mitten in der Verwirrung, in der ich jetzt lebe, meine geliebte Henriette, kann ich doch nicht unterlassen an Dich zu schreiben, damit Du nicht glaubst, ich sey krank. Ich träumte diese Nacht, Du suchtest mich ängstlich in Deinem Garten, und riefst mich; und über dem Rufen wacht' ich auf, und konnte

nicht wieder einschlafen. Da ist es nun nach dem Aufstehen mein Erstes, daß ich mich an eine ledige Ecke des Tisches setze, um mit Dir, Du theure und geliebte Freundin, bis die Kinder erwachen, zu plaudern.

Seit drei Tagen ist das Oberste bei mir zu Unterst gekehrt. Wir haben entbehrlich gewordenes Geräth verkauft; und da ist ein Hin- und Hergehen der Käufer und Träger, und ich muß überall bei der Hand seyn. Ist das vorbei, so geht es an das Ausziehen, wobei wieder des Kramens und Ordnens kein Ende ist. Niemand ist dabei vergnügter als die Kinder. Die kommen durch so ein Zerstören und Durcheinanderwerfen eben recht in ihr Element.

Einige der ältern Möbeln habe ich als Andenken meiner Mutter doch erhalten. Von dem schönen Mahagoni-Schreibtisch aber hab' ich mich trennen müssen. Es war in unserer künftigen Wohnung kein Platz dazu. Es hat mir Schmerzen gemacht. Auch die meisten Kupferstiche und andere Bilder sind verkauft; nur etwa ein Dutzend der Besten haben wir zurückgestellt, und die sollen Odos Zimmerchen zu einer kleinen Bilder-Galerie machen. Vieles ist schon recht artig darinne aufgeputzt. Uebermorgen schlafen wir zum erstenmal dort; mein Mann aber soll das Haus nicht eher betreten, als bis Alles geordnet ist. Ich denke, es soll ihn erheitern, wenn er aus aller der Wirthschaft hier in die neue, reinliche Wohnung tritt. Der erste Eindruck thut da viel. Oft ist er gar zu trübe, und ich fürchte fast, er ist es um meinetwillen. Dar-

um geb' ich mir auch alle Mühe recht heiter zu seyn, und scherze oft mehr, als mir um's Herz ist. Doch muß ich auch dabei mich vorsehen; denn oft ist er für den Scherz allzu weich.

Unter der Hand hab' ich in diesen Tagen einige Abschiedsbesuche gemacht. Da kam ich auch zu der armen Sophie Wiesand, die seit einigen Monaten an einem schleichenden Fieber langsam stirbt. Ich hatte sie lange nicht gesehen, und wahrhaftig ich fuhr zusammen, als ich die vormals so blühende Gestalt blaß und abgezehrt in ihrem Krankenstuhle sah. Sie hatte meine Ueberraschung bemerkt und sagte in Beziehung darauf: „Ich habe mir schon seit mehreren Wochen den Spiegel nicht mehr reichen lassen; die Personen, die die Güte haben, mich zu besuchen, lassen mich in ihren Augen die Zerstörung lesen, die die Krankheit in mir macht. Sie hat nur noch wenig zu thun übrig.“ Ich setzte mich zu ihr, frug und tröstete, so gut ich konnte; aber gegen meine Ueberzeugung, und vielleicht auch gegen die ihrige. Doch ist ihr Aug' noch sehr hell; ihr Geist wie immer; ein leises Roth spielt noch dicht unter den Augen auf ihren Wangen. Auch die liebenswürdige Anmuth ihrer bessern Zeit ist noch nicht von ihr gewichen. Ich hatte im Treibhause einen Strauß für sie mitgenommen. Sie nahm ihn freundlich und dankbar an: „Diese Blumen sollen mich in mein Grab begleiten,“ sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Ich habe mich immer an Blumen gefreut, fuhr sie fort, und in meinem Garten konnte ich bei dieser Beschäftigung die Welt und

Alles vergessen. Mit welcher Sehnsucht hab' ich diesem Sommer entgegengesehen! Ich hoffte, er sollte mir Genesung bringen. — Nun, was er mir bringt, ist auch ein Genesen." Da sie diese traurigen Worte mit ruhiger Fassung sprach, hielt ich meine Thränen nur mit Mühe zurück; aber ganz in ihr Schicksal ergeben schien sie doch nicht. Ihre forschenden Blicke schienen tröstende Worte zu fordern. Ich sprach meine Wünsche als Hoffnungen aus, und da mich ihr Zustand sehr rührte, und ich ihr das nicht verbergen konnte, so schien sie Freude über meine Theilnahme zu fühlen, und drückte mir mehr als einmal recht dankbar die Hand.

Wie störend war mir in diesem Augenblicke das Hereinflattern des Mannes, der, nach einigen flüchtigen Worten an seine Frau, sich mit mancherlei Fragen an mich wendete, den Verlust der angenehmen Nachbarschaft beklagte, mir zum Einzuge in die neue Wohnung Glück wünschte, sich meinem Manne angelegentlichst empfehlen ließ, und so wieder verschwand, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein nichtiges, hohles, in Weltformen verlohrenes und aufgelößtes Wesen zurück zu lassen. — Gleich darauf kam noch anderer Besuch, und ich entfernte mich mit der traurigen Ueberzeugung, diese liebenswürdige Frau zum letztenmale gesehen zu haben. Ihre leidende Gestalt steht mir immer vor Augen, und daneben ihr blühendes Bild, wie sie noch vor wenigen Jahren war, die Freude aller, die sie kannten; von mancher beneidet, doch von den meisten geliebt. Kein Wun=

der, daß es ihr schwer wird, aus einem Leben zu scheiden, wo sie so viele Freude um sich verbreitete. Ach und wie ist dieses Scheiden selbst so hart! wie wird so langsam jeder einzelne Faden zersägt, bis endlich auch der letzte mühsam und zögernd reißt!

Warum muß ich mit einem so traurigen Bilde schließen? — Aber es wird schon ganz lebendig in der Schlafkammer meiner Kleinen, und da habe ich auf das Schreiben keine Gedanken mehr. Nun, das ist ja doch wieder etwas heiteres. — Sobald ich aus meinem jetzigen Gewirr heraus bin, erhältst Du wieder einen Brief. Bis dahin, Theure, lebe wohl. Schreibe mir bald und viel. Ein Brief ist freilich kein Besuch; aber er ist doch der einzig mögliche Ersatz, und wahrhaftig, ein recht erfreulicher, wenn er Gutes bringt. Grüße und küsse alle Deine Lieben von mir.

An Dieselbe.

Den 9. Mai.

Seit acht Tagen, liebe Henriette, bin ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, und obgleich auf weniger als auf die Hälfte des vorigen Raumes beschränkt, doch immer noch bequem genug. Wie vieles ist nicht überflüssig für das Bedürfniß in einem Haushalte, wie unser voriger war! und wie unendlich viele Menschen begnügen sich mit weniger, als ich jetzt habe, und sind vergnügt! Auch ich will es seyn. Ist

nur Odo erst wieder ganz in dem vorigen Gleis, so soll, denk' ich, mit Gott Alles gut gehen. — —

Sehr schwer wurde mir freilich das Herz, als es nun dazu kam, daß wir unser liebes Haus verlassen sollten. So viele theure Erinnerungen! das Andenken so schöner und glücklicher Tage! die heitere Aussicht! der Garten mit so vielen lieben und traulichen Plätzchen! Alles das sollte nun nicht mehr mein seyn; ich sollte es zurücklassen, vielleicht ohne es je wieder zu sehen! — Aber was war zu thun? Der neue Besitzer drängte; in den entlegenern Zimmern wurde schon für ihn gearbeitet; und als in den letzten Tagen der Verkauf unserer Geräthschaften und die Vorbereitungen zum Auszuge angefangen hatten, wurde ich allmählig in meinem eigenen Hause — freilich auch nicht mehr mein eigen — ganz fremd. Das half auch. Und da nun alles ausgeräumt war, durchlief ich noch einmal die ausgeleerten Zimmer, dann zum Garten hinab, zu jeder theuern Stelle, auf den Rosen-Hügel, unter die große Laube, in das Gebüsch und zu dem heimlichen Sitze, wo wir am Vorabende Deines Weggehens noch eine so wehmüthige Stunde hatten. Ich weinte mich noch einmal recht satt, und ich hätte mich wohl so bald nicht losgerissen, wenn mich Odo nicht gerufen hätte. Nun trocknete ich mir die Augen, so gut es gehen wollte, und wir gingen zusammen in das neue Haus — schweigend freilich und ohne uns anzusehen. Auch ihm war das Herz allzuvoll.

Als wir auf die Brücke kamen, hüpfte uns Karl

schon entgegen, und hing sich dem Vater an die Hand, und in der Hausthüre stand meine Justine mit Ida auf dem Arme, und das Kind streckte beide Hände nach mir aus. Da war doch alles vergessen über dem süßen Willkommen. Wie könnte auch in einem Mutterherzen der Schmerz gegen das Lächeln eines Kindes wiederhalten? Ich nahm den kleinen Engel auf den Arm; Karl führte den Vater im Hause herum; alles stand schon recht ordentlich nach der vorhergemachten Anordnung. Mein Mann fand jetzt auch alles viel besser und wohnlicher. Ich führte ihn nun selbst in sein Zimmerchen ein. Es ist ganz mit Bildern behangen; am Fenster der Schreibtisch; etwas weiter unten das Piano; gegenüber der Sopha. Er fand alles gut, heiter und bequem. Da war ich wieder froh, ihn so zufrieden zu sehen.

Neben der Stube meines Mannes ist eine schmale Schlafkammer, gerade groß genug, um neben zwei großen Betten auch die der Kinder aufzustellen. Karl freute sich sehr über das seinige, und daß er zwischen Vater und Mutter schlafe. „Da brauch' ich mich gar nicht zu fürchten, sagte er, und wenn ich des Nachts aufwache, so kann ich gleich fühlen, ob der Vater und die Mutter da ist.“ — Dann kömmt mein Stübchen, und auch an diesem eine ausgeweißte Kammer mit einem Fenster nach dem Garten unsers Nachbars. Aufgemacht darf das Fenster freilich nicht werden; aber ich sehe doch in das Grüne hinein, und gerade um das Fenster wölben sich zwei Silberblüthen-Bäume, und die Blumentrauben hängen wie Kränze dar-

um her. An dieser Stelle hab' ich mir ein Tischchen eingerichtet, und ich kann im Sommer hier recht bequem sitzen und arbeiten.

Auch ein eigenes Gärtchen hab' ich mir eingerichtet, zwar nur ein schwebendes; aber waren die Gärten jener alten Königin nicht auch schwebend? Vor dem Saalfenster nach Morgen zu, haben etwa zwei Dutzend Töpfe Platz, in denen ich mir eine artige Blumen-Flor halten kann. Das ist dann doch auch etwas. Unser Philipp zwar, der sonst sein Wesen in dem großen Garten hatte, und dort immer auf neue Anlagen und Einrichtungen sann, schüttelt gar sehr den Kopf bei diesen Semiramis-Gärten, die er kaum seiner Aufmerksamkeit werth hält, indem er meint, es käme doch dabei nichts rechtes heraus. Ueberhaupt ist dieser der Unzufriedenste im Hause. Er klagt über zu viele müssige Zeit; er sey ein altes, unnützes Hausgeräth, und was dergleichen mehr ist. Ja manchmal hadert er recht mit dem Himmel, daß er ihn so lange leben lasse. — Es ist wohl wahr, daß er uns jetzt ziemlich unnütz ist. Aber hätten wir den alten treuen Diener, der uns vom Vater zugeerbt ist, der meinen Mann noch auf den Armen getragen, hätten wir ihn verabschieden können? Gestern ist ihm endlich eingefallen, um doch etwas zu thun, wie er sagt, sich Geräthe zu Papp-Arbeiten anzukaufen, und heute sitzt er dabei und schneidet zu, und mißt und klebt zusammen, als wenn er um das tägliche Brod pappte. So wird er mir auch schon wieder heiter werden.

Meine Justine hingegen ist schon jetzt recht vergnügt. Sie setzt ihren Stolz darein, alle Arbeit allein zu bestreiten, und sie hat sich ordentlich wieder verjüngt, seitdem sie keine Gehülfen mehr hat. Sie hört auch nicht auf die helle, bequeme Küche zu preisen, und das geräumige Waschhaus daran — ob sie gleich das Alles sonst viel schöner hatte — aber eben als ob sie mich trösten wollte; und es gibt nichts, womit sie mir Freude zu machen glaubt, was sie nicht thäte. Ist es nicht ein Glück, so gute Leute um sich zu haben? — Noch einige Wochen und wir sind alle eingewohnt, und dann wahrscheinlich eben so glücklich in unserer Beschränkung, als wir früher bei einem größern Wohlstande waren. —

Die arme Sophie W. ist vorgestern gestorben. Schmerzlich rissen die letzten Fäden ihres verkümmerten Daseyns. Sie sah sich recht eigentlich sterben, denn ihr Bewußtseyn blieb klar bis zum letzten Augenblicke. Sie wird sehr beklagt. Auch in ihrem Hause ist ein großes Wehklagen, ob sie schon während ihres Lebens wenig Freude da hatte, und die Schwester ihres Mannes, die ihr alles nur mögliche Ungemach zufügte, kann nicht aufhören, den Umfang und die Tiefe ihres Schmerzes mit Worten zu schildern. Das ist nun das Leben so vieler Menschen. Ein Betrügen hinüber und herüber, ein Repräsentiren und Heucheln, selbst an dem Sarge, der doch wohl am ersten Wahrheit und Aufrichtigkeit predigen sollte! Aber es ist nur allzu wahr, daß die schlimmsten Tauben die sind, die nicht hören wollen; und was mag es helfen, so

harten Herzen Propheten zu senden? Es ist doch nur ein Predigen in der Wüste, und ich möchte eher glauben, daß sich Felsen und Bäume nach dem Worte der Wahrheit wenden, als daß jene Hartöhrigen am Herzen die Stimme der Liebe und des Todes hören und verstehen könnten. —

Ich muß Dich verlassen für heute. Tausend Grüße an alle die Deinen. Karl küßt die gute schöne Pathe. Du glaubst nicht, was mir der Knabe für Freude macht! Doch warum solltest Du es nicht glauben, da Du selbst so viele Freude an Deinen Kindern hast? Küsse sie alle die holden Engel in meinem Nahmen.

Den 26. December 1800.

Ich glaube nicht genug eilen zu können, liebste Henriette, um Dir zu schreiben, daß wir uns alle Gott Lob wohl befinden, damit Du nicht durch frühere Nachrichten von dem, was unser Städtchen betroffen, unsertwegen in unnöthige Besorgniß geräthst. Dem Himmel sey es gedankt, wir sind bei diesem großen Unglücke frei von Gefahr und Schaden geblieben. Möchte ich dasselbe auch von unsern armen Mitbürgern sagen können, und möchte das Elend, das ich täglich vor Augen sehe, mich nicht immer von neuem an die Schrecknisse erinnern, die uns in der Nacht vor dem heiligen Abend umringten. Die ganze Seite der Stadt, wo wir sonst wohnten, von der Annen-Kirche bis an die Bleichen liegt in der Asche,

und von der ganzen Reihe von Hütten, die dort an der Wiese hinauf liegen, ist nur die letzte erhalten worden. Also die ärmsten Leute ohne Obdach in der strengsten Jahreszeit, und die meisten ihrer geringen Habe beraubt, also ohne Kleider und Nahrung. Das Feuer brach gegen Mitternacht, da alles noch im ersten Schlafe lag, mit gewaltiger Wuth aus; mehrere Menschen werden vermißt. Wir waren glücklicherweise noch auf, da Odo mir vorlas. Die Kinder wurden sogleich aus den Betten genommen und angezogen; mein Mann und Philipp eilten zu Hülfe; ich entwarf meinen Rettungsplan im Falle die Flamme uns näher käme. Aber Odo schickte mir bald Nachrichten, die für uns beruhigend waren; das Feuer hatte sich ganz nach der Abendseite gewendet, und da liegt denn nun auch unser ehemaliges Haus über die Hälfte in Schutt und Asche. Erst als der Tag anbrach, kam mein Mann zurück, um sich umzuziehen; er war ganz durchnäßt und mit Asche bedeckt. Eine Stunde darauf schickte er mir durch Philipp drei Kinder, die zwischen den brennenden Häusern mit Lebensgefahr umherirrend nach ihren Eltern geschrieen hatten. Eines davon ist seitdem wieder von den Eltern abgeholt worden; aber zwei sind mir noch geblieben, arme kränkliche Geschöpfe, die fast nackt den Flammen entronnen waren. Gegen Mittag hörte das Feuer auf, und nun sah man erst den ganzen Umfang des Elends. Es mußte Hülfe geschafft werden für die vielen, aller Mittel beraubten Abgebrannten, und da kamen mir meine kleinen Vorräthe für

das Fest gut zu statten. Von einem Christabend war natürlich nicht mehr die Rede; fast der ganze Kleidervorrath der Kinder mußte geleert werden. Jedes gab her, was es nur immer entbehren konnte, und doch wie wenig war das bei der Menge der Bedürfnisse! — Wie das Alles die Thätigkeit meines Mannes in Anspruch genommen hat, kannst Du Dir vorstellen. Seine ganze Kraft, ja, alle seine Heiterkeit scheint zurückgekehrt. Während wir im Hause für die Abgebrannten backen und kochen und zusammen nähen, was wir finden, ist er beschäftigt, die Dürftigen unterzubringen, Mittel von allen Seiten herbei zu schaffen, und in der allgemeinen Verwirrung Ordnung zu machen. Er ist die Seele des Ganzen. Jedermann wendet sich an ihn, und er weiß für Alles Rath. Ich biete mit Freude zu Allem die Hand, und Odo's Glaube an meine Anstelligkeit scheint ordentlich gewachsen. Er zieht mich oft zu Rath, und vertraut mir manches an, was er selbst nicht sogleich bestreiten kann. Sieh das macht mich recht stolz, und noch mehr glücklich als stolz. Oder gäb' es eine größere Freude auf Erden, als von einem solchen Manne geachtet zu seyn?

Meine Kleinen gedeihen auch recht wundersam. Karl fängt schon an zu lesen, und bringt oft mit Selbstzufriedenheit sein Buch auf meinen Schoos und liest die Sylben mit großem Eifer zusammen. Daß man ihm hilft, mag er nicht leiden. So lebhaft er ist, so folgsam ist er doch, und die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit, oft mitten im wilden Spiel, bringen

mich oft zu Thränen, oft auch zum Lachen. Bisweilen thu' ich auch wohl beides zugleich. Jetzt erst fühl' ich recht, wie man sich um eines andern Wesens willen seiner selbst so ganz entäußern kann, und wie man erst durch diese Entäußerung recht glücklich wird. Auch meines Mannes Gefühl ist das, und alle Strahlen unserer Liebe brennen in diesem Einen Punkte, in der Liebe zu unsern Kindern, zusammen. Auch Ida ist gar lieb und hold. Seitdem sie anfängt zu sprechen, sieht sie so klug in die Welt, und horcht so verständig auf jedes fremde Wort! — Wie man aber oft wunderlich ist! Wenn ich mich so recht innig an den geliebten Wesen freue, fährt es mir bisweilen durch den Sinn, ob ich nicht mein Herz gar zu sehr an sie hänge. Kann das Herz einer Mutter zu sehr an ihren Kindern hängen? — —

Odo verlangt mich; ich muß schließen. Wann werden wir wieder einmal recht von Herzen mit einander plaudern, wie in der vorigen, guten Zeit? — Ach ich darf gar nicht daran denken. — —

Den 14. Januar 1801.

Allmählig fängt es an ruhiger bei uns zu werden; die alte Ordnung kehrt wieder zurück, und ich darf, ohne beständige Unterbrechungen zu fürchten, wieder an Dich, meine geliebte Freundin, schreiben. Dein letzter, lieber Brief hat mir sehr wohlgethan, und gerade weil er in die Verwirrung, in welcher

wir lebten, ein so schönes und stilles Bild von Heiterkeit und Ruhe stellte. Wie kann ich Dir sagen, wie innig mich das gerührt hat? Möge Dir Gott das Alles auch in der Zukunft erhalten, dieses Zusammenstimmen Deiner äußern Lage mit Deinen innern Verhältnissen, diese Freude an Deinen herrlichen Kindern, diese ungetrübte Eintracht mit Deinem trefflichen Manne, und dabei die glückliche Heiterkeit Deines Wesens, die all das Glück so recht zu genießen weiß, und es zum Theil eben erst schafft! — Oft wenn ich den Schmerz über unsere Trennung noch nicht besiegen kann, und mir bei diesem und jenem Anstoße, am meisten aber so recht mitten in einer innigen Freude, Deine Nähe fehlt, so danke ich doch Gott, sie mir eine Reihe von Jahren hindurch gegönnt zu haben. Laß mich d„s immer aussprechen; es ist mein wahrstes und innigstes Gefühl. Oft bist Du, meine Henriette, das Licht und der Stern gewesen, der meinen Weg erleuchtet und meine Schritte gelenkt hat. Mein guter Wille hätte mir nicht genügt. Aber da kam zuerst Deine Erfahrung meiner Ungewißheit zu Hülfe. Du nahmst mein Vertrauen so freundlich auf; meine Zuversicht wuchs; Dein heiterer heller Sinn erweckte den Meinigen. Und wenn ich jetzt mit einem freiern Blick in die Welt schaue, wenn ich mich in meinen Verhältnissen mit größerer Sicherheit zu bewegen weiß, wem bin ich es schuldig, als Dir, als Deiner Nähe, und Deinem Beispiele? Aber glaube mir, ich bin auch gewiß dankbar dafür. Ich habe Dich immer in Augen und im Herzen, und

es vergeht kein Tag, wo ich Gott nicht für das Glück Deiner Freundschaft danke.

In unserm Hause ist jetzt wieder ein ganz heiteres Leben. Seit dem Brande hat Niemand Zeit gehabt an sich selbst zu denken, und während jedes so viel mit andern zu thun hatte, sind wir einander alle, ich weiß nicht wie, näher gerückt und unentbehrlicher geworden. Philipp selbst, der wortkarge, ist mit einem Mal, als ob ihm ein Glück wiederfahren wäre, ganz beredt geworden. Er hat meinem Manne treffliche Dienste geleistet, und sonst auch jedem, wo sich Gelegenheit fand. Da er gerade eine Kiste seiner zierlichen Papparbeiten, womit er sich in müßigen Stunden beschäftigt, zum Neujahrsmarkt in die Residenz geschickt hatte, hat er den ganzen Erlös davon zur Unterstützung der Abgebrannten verwendet, und wo er sich sehen läßt, begegnen ihm freundliche Gesichter dankbarer Schuldner. Seine vorzügliche Sorge wendet er auf die Kinder, und er verschneidet, was er entbehren kann, zu den nöthigen Kleidungsstücken für die armen Kleinen. Auch meine zwei Waisen hat er ganz unter seine Obhut genommen, als ob sie seine eignen Kinder wären. Justine kann jetzt gar nicht aufhören, ihn zu preisen, und vergibt ihm sein in sich gekehrtes Wesen und seine Sarcasmen auf die weibliche Geschwätzigkeit, die ihr sonst immer ein Anstoß waren. Wie diese selbst aber mir in diesen Wochen beigestanden und Alles erleichtert hat, ist kaum zu sagen.

Von meinem trefflichen Odo hab' ich Dir schon

geschrieben, wie sehr seine Thätigkeit in Anspruch genommen worden ist. In den ersten Tagen, nachdem das Unglück geschehen war, sah ich ihn kaum, und immer nur auf wenige Augenblicke. Auch dankt ihm hier Jedermann die schnelle Wiederherstellung der Ordnung und die wirksamen Anstalten, die für das Unterbringen und die Erhaltung der armen Leute getroffen worden sind. Am Sylvester-Abend hatt' ich ihn endlich, wie es mir denn auch nach Weiberrechte gebührte, einmal wieder, und wir saßen recht froh und heimlich zusammen, und gedachten, wie in voriger Zeit, des Jahres, das uns eben den Rücken kehren wollte. Dankbar ließen wir alles Gute vor unsern Augen vorüberziehen, was es uns gebracht und erhalten hatte, und immer fiel bald diesem, bald jenem etwas neues ein, dessen wir uns zu freuen hatten. Es war ein recht seliger Abend. Immer ging es bei mir nicht ohne Thränen ab; aber es waren die erquickenden Thränen der Freude, die wie ein frischer Thau auf das Herz fallen, und so recht in Gott vergnügt machen. Meine Kinder lagen in ihren Betten in der Ecke des Zimmers; die Zeit glitt über sie hinweg, ohne daß ihre Schwingen sie berührten; sie schliefen so leise aus der Gegenwart in die Zukunft hinüber! Als es Mitternacht schlug, stand ich mit Odo vor ihnen. Ihre Wangen glühten; Karl zog einigemal die Augenbraunen zusammen, als ob er zürnte; Ida lächelte. Wir sahen sie lange an; dann uns, dann sie wieder. Die Freude der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft mischte sich in unsern

Herzen. Es war ein Vorgefühl des Himmels; solche Fülle der Freude; Alles so nah' um uns, in uns; so eng beschränkt, und doch so reich, so unendlich reich!

Wir sprachen noch lange über das, was glücklich macht, und waren ganz einig, daß wir jetzt, ob schon in weit beschränktern Verhältnissen, doch nicht minder glücklich wären als ehedem. „Es ist ein gar gemeiner und thörichter Wahn, sagte Odo unter andern, daß der Mensch glaubt, sein Glück nach dem Umfange der Gegenstände messen zu müssen, die er als die seinigen umfaßt, ob er schon täglich gewahr werden kann, daß nichts sein ist, als was er im Herzen trägt. Ich träumte sonst auch, fuhr er fort, von solcher Größe, und um den an sich gemeinen Gedanken zu veredeln, knüpfte ich Plane von politischer Wirksamkeit und Weltverbesserung an, die, so meint' ich, auf einem hohen Standpunkte von Reichthum und Ansehen unfehlbar gelingen müßten. Der erfahrungslosen Jugend erscheint Alles, was in der Ferne liegt, groß, und weil sie von der Höhe ihrer Hoffnungen über alle Unebenheiten des Weges hinwegsieht, leicht auszuführen. So ging es mir auch. Und als mich Erfahrung und Weltkenntniß allmählig von jener Hoffnung herabzog, und auf den rauhen Boden der Wirklichkeit stellte, ward ich zuerst ganz schwermüthig, als ob mir etwas Wesentliches entrissen wäre, und ich klagte die Welt und die Menschen an, die keinen Sinn für das Große hätten, und die Gelegenheit es zu thun, muthwillig verabsäumten. Diese Klagen sind vielleicht nicht ganz ungerecht; aber

es ist thöricht, über die Unthätigkeit anderer zu trauern, während man selbst die Hände in den Schoos legt. Ein jeder, wie hoch er auch stehe, kann doch nur das recht thun, was ihm zunächst liegt; und es ist nie der Umfang dessen, was einer treibt, sondern die fromme Gewissenhaftigkeit, mit der er es treibt, was ihn zufrieden und glücklich macht. Die Ereignisse der Zeit stellen mich immer mehr auf diesen Weg, und ich erkenne immer deutlicher, daß die meisten umfassenden Unternehmungen, wie gut sie auch gemeint und berechnet seyn mögen, anders erfolgen müssen, als sie gemeint waren, und oft, für die Beschränktheit unsers Blickes wenigstens, mehr Uebel als Gutes hervorbringen. Ist es nicht also frömmer und gewissenhafter, uns an unsere nächsten Umgebungen zu halten, die wir allenfalls noch überschauen können, und hier, wo wir unsers Erfolges gewisser seyn dürfen, unsere Kräfte mit redlichem Eifer anzuwenden? Was ist denn groß oder klein vor Gott? Gewiß nicht das, was nach unserm elenden Maasstabe dafür gilt. —

Indem Odo so sprach, rief Karl im Schlafe mit ängstlicher Stimme: „Vater, Vater, zu Hülfe! das böse Pferd,“ und schlug dabei mit den Armen um sich. Ich stand auf, deckte ihn zu, und er schlief wieder so ruhig als vorher. — Glücklicher Kindersinn! sagte Odo. Ist aber der erwachsene Mensch nicht auch so, nur daß seine Zustände etwas weiter von einander liegen? Was ihn jetzt ängstigt, wovor er flieht, was ihn vielleicht niederwirft — wie lange währt es, und er hat es vergessen, und schläft auf dem Pfühle

seiner Sorglosigkeit fort, als ob nichts geschehen wäre. Und wenn es einmal zum rechten Erwachen kömmt, werden wir nicht dann die schweren Träume belächeln, die uns in dem, was wir Leben nennen, geängstigt haben?“

Alles, was Odo sagte, war mir wie aus dem Herzen genommen. Ich habe oft über das Loos der Frauen nachgedacht, das so eng und beschränkt ist. Stolze Männer belächeln es oft; auch hab' ich große Geister unter den Weibern gekannt, die über Mangel an Raum in der Anwendung ihrer Kräfte klagten. Mir ist mein Loos immer recht glücklich vorgekommen. Wenn man sein Haus eingerichtet, Mann und Kinder besorgt hat, und nun so ganz einsam und still bei einem armseligen Geschäft sitzt, das aber auch geschehen muß, und das armselige Geschäft nun seiner Vollendung naht, und so immer eines nach dem andern, so kann man doch wahrlich recht selig in sich seyn, so daß man nichts anders wünscht, als daß es nur eben so fortdauern möchte. Du kennst das, Henriette, und fühlst es, wie ich. Wenn ich am Schlusse des Tages meine Arbeit noch einmal mit zufriedenem Blicke durchgemustert und in mein Körbchen gelegt, wenn ich dann noch einmal nach meinen Kindern gesehen und sie der Obhut Gottes empfohlen habe, dann geh' ich so ruhig zu Bett, als ob die Welt mein wäre, und steh' am Morgen eben so ruhig wieder auf, um denselben Kreis zu durchlaufen, und so immer fort. — Ob wohl der Held, der jetzt die Erde mit seinem Nahmen und seinen Siegen erfüllt, einen

Theil dieser Ruhe fühlt? — Was meinst Du? Es mag herrlich seyn, bis zum Schwindeln, so siegbekrönt einher zu gehen. Aber ist man glücklich dabei? Macht man glücklich? Und sind wohl die Tedeum auf blutigen Schlachtfeldern die Abendlieder und Opfer, die Gott wohlgefallen? Sieh', da kannt' ich eine Pfarrwittwe in unserer Gegend, eine hochbejahrte Frau, die uns bisweilen in dem mütterlichen Hause besuchte, die schien mir glücklicher, als alle Helden der Zeit und der Vorzeit, von denen ich je gehört und gelesen habe. Sie hatte ihren Mann, nachdem sie ihm das zehnte Kind geboren, nach einer musterhaften Ehe, an den Folgen einer epidemischen Krankheit verlohren, der ihn sein Beruf ausgesetzt hatte. Ihr Vermögen war sehr beschränkt, und das älteste ihrer Kinder erst funfzehn Jahre alt; aber sie verlohr den Muth nicht. Da sie selbst eine gute Erziehung genossen hatte, so erzog und unterrichtete sie auch ihre Töchter selbst, und als ihre Söhne die Schule besuchten, wachte sie über ihren Fleiß, und brachte sie bald so weit, daß sie wieder andern Kindern Unterricht ertheilen konnten. Eben so unterrichteten die ältesten Töchter ihre jüngern Geschwister, und auch, mit Hülfe der Mutter, andere Kinder aus der Stadt; und es war in diesem Hause, so wenig als in einem Bienenstaate, irgend Jemand, von früher Tageszeit bis spät in die Nacht, unbeschäftigt. Alle Hände mußten sich regen, und doch waren alle Gesichter heiter und blühend. Die rastlose Mutter waltete über Allem, und war allen ein Beispiel unverdrossener Thätigkeit. Oft

war sie in großer Bedrängniß, wie sie zu erzählen pflegte, aber ihr Vertrauen auf Gott hielt sie aufrecht, und indem sie mit gewissenhafter Treue ihrem mütterlichen Berufe oblag, sah sie ihr Bemühen in ihren Kindern gesegnet. Ich bin jung gewesen, sagte sie oft, wenn sie von ihren Schicksalen erzählte, und bin alt worden, und nimmer sah ich den Rechtschaffenen verlassen, noch seine Kinder um Brod betteln. — Ihre fünf Söhne studirten und genießen noch jetzt, in und außer dem Vaterlande, Ansehen und Ehre; ihre fünf Töchter sind an rechtschaffene Männer verheirathet, und sind eben so musterhafte Frauen geworden, als ihre Mutter war. Diese, obgleich oft von ihren Kindern eingeladen, bei ihnen zu wohnen, verließ doch nur selten, und immer nur auf kurze Zeit, ihren Geburtsort, wo sie großer Achtung genoß, ihrer Haushaltung vorstand, und sich bis in ihre spätesten Jahre mit der Erziehung und dem Unterrichte ihrer Enkelinnen beschäftigte. In ihrem achtzigsten Jahre starb sie nach einer leichten Krankheit in den Armen von zweien dieser Enkelinnen, die ihr mit rührender Zärtlichkeit anhingen. Nur selten war sie während ihres langen Lebens krank gewesen, hatte keines ihrer Kinder durch den Tod verlohren, und wurde von mehr als funfzig Söhnen, Enkeln und Urenkeln zu Grabe begleitet. War diese Frau nicht glücklich zu nennen? oder war ihr Verdienst kleiner vor Gott, als das Verdienst eines großen Staatsmannes, der ja auch nicht viel mehr thun kann, als das Leben und Treiben der Menschen in dem Gleise

der Ordnung zu halten? Gewiß nicht. Es ist ja doch immer nur der Sinn, mit dem jeder das Seine thut, worin das Gute liegt; und das Scherflein der Wittwe war Gott angenehmer als der Reichen Ueberfluß. Wahrhaftig, das Lob der Frauen ist nicht zu verachten! —

Ich muß aber wohl endlich meiner Plauderei ein Ziel setzen. Aussprechen kann ich mich doch nicht mit Dir — also für das nächstemal. Lebe wohl, Du Gute, und küsse Deine Kinder von mir; Julchen aber zweimal. — Mit mir ist es jetzt nicht ganz recht. Ich fühle oft gegen Abend eine flüchtige Hitze, wie Fieber, bisweilen stärker, bisweilen schwächer, wie meine Mutter in dem letzten Jahre ihres Lebens. Doch bin ich munter dabei, und auch der Arzt scheint nicht besorgt zu seyn. — Noch einmal, lebe wohl. Alle die Meinigen grüßen herzlich.

Den 16. April 1801.

Ganz verlassen und einsam sitze ich hier neben dem Bette meines armen kranken Karl, um mich durch Schreiben zu zerstreuen oder zu sammeln, wie Du es nennen willst. Mein Mann ist vor acht Tagen in Angelegenheiten der Stadt nach der Residenz gereist, und ich bin hier mit meiner Justine ganz allein, und ängstige mich um den lieben Knaben, vielleicht mehr als recht und vernünftig ist. Gleich am zweiten Tage nach Odo's Abreise klagte er sich, und war — wie es bei lebhaften Kindern zu seyn pflegt, gleich sehr hin=

fällig. Ich fürchtete ein Scharlachfieber; und so war es auch. Nun ist der Friesel noch nicht recht heraus, und das Fieber stark. Er schläft viel, und bisweilen, wenn er die Augen aufschlägt, sieht er mich so fremd an, daß ich glaube, er kennt mich nicht. — Wie mich das Alles ängstigt! Und die Abwesenheit meines Mannes dazu! Und daß ich auch Dich, Du Gute, und Deinen Trost entbehren muß!

Ida ist noch ganz wohl auf, aber ich fürchte, sie wird der Ansteckung nicht entgehen. Wäre nur Odo hier! Ich wage noch nicht, ihm etwas zu schreiben, um ihn nicht vergeblich zu beunruhigen und seine Geschäfte zu stören. Sein Herz hängt an den Kindern, wie das meinige.

Ich rechne etwas auf ihre kräftige Gesundheit — aber ach, was sind solche Rechnungen? Hab' ich sie nicht so oft bei andern getäuscht gesehen? — Der Arzt ist geschickt und sorgsam; er ist unser Freund; er liebt die Kinder. Ich darf also keine Vernachläßigung fürchten. — Und doch — Dir darf ich es wohl vertrauen, wie ich in meinem Innersten bebe, wenn sich mir der schreckliche Gedanke aufdrängt, und immer wieder aufdrängt. Ich weiß, daß ich Gott vertrauen, daß ich Alles in die Hände der ewigen Liebe legen sollte. Ach ich bitte Gott, mir dieses Vertrauen zu geben; aber ich habe nicht den Muth, ihm mein Schicksal anheim zu stellen. Ich kann nicht sagen „Vater, Dein Wille geschehe!“ das Wort erstirbt auf meinen Lippen, und wandelt sich in Bitten um die Erhaltung des Theuersten, was wir haben.

Könnte das Herz der ewigen Liebe zürnen über die Angst einer Mutter? Doch such' ich mich aufzurichten, und so lang' ich am Tage um den armen Kranken beschäftigt bin, und Ida mir zu thun gibt, vergeß' ich mich wohl. Aber wenn alles im Hause schläft, und ich so allein in dem dunkeln Zimmer bei der Lampe sitze, und jeden hastigen Athemzug des fieberglühenden Kranken höre, und nur einzelne verworrene Laute des Träumenden die tiefe Stille unterbrechen, ach, da bin ich meines Kummers nicht Herr, und ich kann stundenlang über seinem Gesichte hängen und spähen und zittern.

Den 17. April.

Ich mußte vorige Nacht die Feder weglegen; der Knabe wurde so unruhig. Ich gab ihm einigemal ein und setzte mich an sein Bett, um ihn zu beobachten. Einmal schlug er die trüben Augen auf, fragte nach seinem Vater, schlang dann seine heissen Arme um meinen Nacken, und drückte mich an sein glühendes Gesicht. Gleich darauf schlief er wieder ein, und seitdem hat er sich nicht wieder ermuntert. Ach und denke Dir mein Schrecken — seit einer Stunde ist aller Friesel verschwunden. —

Und nun zeigt sich auch bei Ida der Anfang des Fiebers, und sehr heftig.

Ich habe Mühe mich aufrecht zu halten; meine Knie sinken unter mir ein. Bete für mich, für die Rettung meiner Geliebten, und für meinen Mann.

Den 18. Nachts.

Ach, meine geliebte, meine einzige Freundin. Gott hat mein Gebet nicht erhört. — Hart, hart bin ich darnieder geworfen. — Eine kinderlose Mutter — und noch kaum so glücklich. — Kein Trost — überall Tod. Ach und Odo ist fern! Mein armer, armer Mann! — Ich kann nicht mehr schreiben. Gott erhalte Dich und die Deinigen.

Amande an Odo.

Den 19. April.

Lies, mein geliebter Mann, dieses Blatt, das mir an einem dieser Tage unter dem schriftlichen Nachlasse meiner Mutter in die Hände fiel: *)

„Als einst Assa am Sabbath in der Schule lehrte, geschah es, daß seine beiden Söhne, die vom Felde kamen und auch nach der Schule eilten, in einem angeschwollenen Strome ertranken. Sie waren jung und schön und des Gesetzes kundig, und bei Gott und Menschen beliebt. Die Knaben wurden gefunden und der Mutter gebracht. Da weinte die Mutter über ihnen und trug sie auf den Söller, legte sie auf ein Bett, und deckte ein weißes Tuch über sie und betete bei ihnen, bis es Abend ward. Und als die Sonne unterging, kam Assa heim und sein Weib ging ihm entgegen,

*) Die folgende Erzählung war von der Hand der Mutter Amandens geschrieben.

und als er sie gegrüßt hatte, sprach er: wo sind meine Knaben, daß ich sie segne? Und das Weib antwortete: Sie sind zur Schule gegangen, um das Wort des Herrn zu vernehmen. Er aber sagte: Wie sagst Du, daß sie zur Schule gegangen, da meine Augen sie doch nicht gesehen haben? Da schwieg das Weib, und reichte ihm einen Becher Weines, daß er tränke und den Herrn lobe. Und als er getrunken und gelobet hatte, sprach er wiederum: Wo sind meine Knaben, daß sie auch von dem Weine trinken, und Gott ihren Schöpfer preisen? Da sagte das Weib: Sie werden nicht weit seyn; aber iß und trink und sey wohlgemuth.

Und als Assa gegessen hatte, und fröhlich war in seinem Gott, trat sein Weib vor ihn und sprach: Rabbi, gib mir Antwort auf meine Frage. Jüngst kam ein Mann zu mir und gab mir zwei Perlen, daß ich sie ihm aufhübe, und heut kömmt er wieder und verlangt sie zurück. Soll ich sie ihm geben? — Da sah der Rabbi sie zürnend an und sagte: Will Assa's Weib sich bedenken, ob es wiedergebe, was es empfangen? Denke an das Gebot des Herrn, nicht zu begehren, was nicht Dein ist. Und das Weib antwortete: Ich weiß das Gebot, aber aus Deinem Munde wollte ich's hören, und nicht wiedergeben ohne Dein Wissen.“

„Und als sie so gesprochen hatte, führte sie ihn hinauf zu dem Söller, und weinte bitterlich. Und da Assa sie um die Ursache fragte, zog sie das Tuch von den todten Knaben hinweg. Da weinte auch Assa

laut, und jammerte und zerriß seine Kleider. Das Weib aber wendete sein Antlitz weg, und ergriff die Hand des Mannes und sprach: Hast Du nicht gesagt, daß man wiedergeben müsse, was man empfangen? Sieh', der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie zurückgefordert. Sollen wir murren? — Da fiel Assa ein, und hob seine Hände zum Himmel und sprach: Der Nahme des Herrn sey gelobt! Und beide gingen und lobten Gott!"

* * *

Was Du hier gelesen, geliebter Mann, laß es Dich nicht wundern. Laß uns vielmehr auch, wenn ein Unglück uns treffen sollte, sagen: Der Nahme des Herrn sey gelobt. Haben wir Gutes empfangen, sollten wir nicht auch das Böse annehmen? Wir wollen es annehmen mit stiller Ergebung — wenn es auch das Schmerzlichste wäre.

Das Schmerzlichste! — Ahndet Dir, guter Odo, was uns geschah? Soll ich es aussprechen? Hab' ich nöthig, es auszusprechen? Oder sagt Dir Dein bebendes Herz, was wir verlohren? — Ach es sagt Dir nicht Alles. Muß ich es Dir sagen? muß ich zum Boten dieses Unglücks erkohren seyn?

Du verließest eine so glückliche Mutter — selbst so glücklich durch Deine Kinder! — Mit frohem Herzen schiedest Du, auf kurze Zeit nur, und mit frohen Hoffnungen. Ach wie schrecklich sind diese Hoffnungen zerstört!

Sie starben an meiner Brust, glühend von Fieber. Meine Gebete konnten sie nicht erhalten; meine Thränen konnten sie nicht erwecken. Ach diese süßen Blumen verwelkten an meiner Brust. Lächelnd schlummern sie nun neben einander und harren des Tages, der sie zu einem neuen Leben erwecken wird. Ach warum darf ich nicht neben ihnen schlummern, und in meine Arme sie nehmen und so vor Gott treten?

Ich kann Dir nicht mehr schreiben. Unser Freund, unser Arzt übernimmt das Uebrige. Es wird Dich trösten — wenn hier etwas trösten kann — seine Fürsorge und den Antheil zu sehen, den er an unserm großen Unglücke nimmt. — Ich bin wohl — wenn man in so tiefer Betrübniß es seyn kann. Ach ich will alles in mir zusammen suchen, was mir Kraft geben kann — wenn Du nur erst bei mir bist. — O mein Odo — o Du mein Alles, jetzt mehr als jemals mein — da ich außer Dir nichts, nichts mehr habe.

Amande an Henriette.

Den 12. Mai 1801.

Dein Brief, meine innig geliebte Freundin, hat mich unaussprechlich erquickt. Er hat die Quellen meiner Thränen von neuem eröffnet, und diese Thränen haben mir wohlgethan. Deine Liebe hat sich mit der Herbigkeit meines Schmerzes gemischt, und die tiefe, brennende Wunde gekühlt, die mir der Tod gerissen hat; und so oft ich jetzt meines Verlustes ge-

denke, steht Dein Bild vor mir, wie ein tröstender Engel, und deutet mir hinauf zu dem, von dessen Liebe das Leiden, wie das Gute kömmt. Ich kann jetzt wieder mit mir selbst sprechen; ich kann beten; und wenn auch Thränen meine Worte ersticken, so fühl' ich doch jedesmal das drückende Band des tiefen, stummen Schmerzes gelüftet, das um meine Brust gelegt ist. Habe Dank auch für diese Wohlthat, Du Gute! Gott vergelte Dir in dem frohen Gedeihen Deiner Kinder die Fülle der Liebe, die Du mir, der Kinderlosen, erzeigst. — Auch Odo hat Deinen lieben Brief gelesen. Als er mir ihn wiedergab, zog er mich schweigend an seine Brust, und lag lange in meinen Armen, sein Gesicht an meine Schultern gedrückt. Dann sah er auf, die Augen voll Thränen, faßte meine Hand, und sagte mit wankender Stimme: Sollen wir gegen Gott streiten, Amande?

Seitdem gewinnt der kräftigere Wille sichtbar in ihm die Oberhand. Er ist wieder zu den gewohnten Geschäften zurückgekehrt; er liest mir wieder vor, wie ehedem; er spricht mehr, und wenn auch unsere Unterhaltung oft die schwermüthige Farbe der Trauer hat, oder durch die schmerzlichen Erinnerungen, die sich freilich oft auch bei der leisesten Veranlassung vordrängen, unterbrochen wird, so löst doch das Wort die Wurzeln des Schmerzes allmählig los, die sich bei dem tiefen Schweigen immer tiefer und tiefer senkten. Ich will Dir gern gestehen, daß ich mir bis dahin noch allzu wenig Gewalt angethan, daß ich mich der Heftigkeit meines Jammers vielleicht allzusehr

überlassen hatte. Wie schwach ist ein Weib! aber ach wie grenzenlos unglücklich ist auch eine Mutter, die — ach! ich kann es nicht ausschreiben. Jetzt richtet mich doch Odo's Beispiel ein wenig auf, und ich suche alle Reste zertrümmerter Kraft in mir zusammen, um nicht durch mein Trauern das Seinige immer von neuem aufzuwecken. Die Aufmerksamkeit, die ich auf ihn richte, mein Spähen nach seiner Miene und seinem leisesten Lächeln trennt mich von mir selbst, und verschleiert die blassen Todesbilder wenigstens von Zeit zu Zeit. Bannen kann ich sie nicht. Würd' ich es wollen, wenn ich es könnte? Ach es ist ja der einzige Trost, der mir übrig geblieben, das Bild dieser holden Engel in meinem Innern zu beschauen, und jede Freude, jede Hoffnung, die mir ihr kurzes Daseyn gab, in meinem Herzen aufzuheben.

Wie ich die Tage hingebracht, in denen mich mein bitteres Schicksal getroffen, will ich nicht sagen. Kaum weiß ich es selbst. Die wenigen Zeilen, die ich, mit möglichster Fassung, an meinen Mann schrieb, hatten meine ganze Kraft erschöpft. Ich konnte nichts sprechen noch denken. Ein ungeheurer Abgrund lag vor mir offen; ich mußte unablässig hinabschauen; alle meine Gedanken gingen in Einem Worte zusammen. Auch weinen konnt' ich nicht, bis der Sarg geschlossen war, der beide umfaßte; — aber dann versiegten meine Thränen wieder, und ich sah nur das Grab, das sie aufgenommen, und den Hügel, der die Lust meines Lebens und alle meine Hoffnungen in sich barg, vor meinen starren Blicken. So vergingen acht Tage,

die schrecklichsten Tage, furchtbarer als Tod. — Da kam Odo zurück. Es war spät am Abend. Als der Wagen an der Thüre hielt, erschrack ich so heftig, als wär' ich mir eines schweren Verbrechens bewußt, das jetzt aufgedeckt und bestraft werden sollte. Meine Füsse zitterten; meine Knie brachen unter mir zusammen; ich vermochte nicht ihm entgegen zu gehen. So fand er mich neben meinem Bette niedergesunken. Nur die Arme konnte ich nach ihm ausstrecken, und er stürzte an meine Brust. Lange vermochte keines das andere anzusehen. Da aber Odo meine Hülflosigkeit sah, faßte er mich mit seinen Armen, und setzte mich nieder; lag dann lange vor mir auf den Knieen und verhüllte sein Gesicht. Es waren schreckliche Augenblicke. Endlich ermannte er sich, setzte sich neben mich, faßte meine Hände, und sprach mit bebender Stimme von unserm Verlust. Ich hatte nur wenige Worte. Unsere Herzen waren zerrissen.

So ging ein großer Theil der Nacht hin; an Schlaf war nicht zu denken. Ach der Anbruch des Tages war nicht minder schrecklich. Immer pflegte mein Mann den Knaben zu wecken, ihn aus dem Bette zu nehmen und zu mir zu führen; oft auch erwachte Ida um dieselbe Zeit; dann nahm er auch diese auf den Arm, und brachte beide, und an seiner Hand und von seinem Arm herab riefen sie mir ihr „Guten Morgen" zu. — Ach es war kein Augenblick, der uns nicht an unsere Verlassenheit mahnte! — Und ist nicht noch jetzt die tiefe Stille um mich her eine immer erneuerte Erinnerung an die Stille des Grabes? Ist

mir nicht jedes Ueberbleibsel meiner Lieben, ihr Spielwerk, ihre Kleider, wie ein entseelter Leib, über dem ich Thränen vergießen muß? Alles, alles umher erscheint mir wie ein großer Gottesacker, auf dem wir arme Eltern die Schatten unserer Kinder suchen, und die Ruhestätte bestellen, die uns neben sie betten soll. Ach, ein geliebtes Kind nimmt durch seinen Tod nicht bloß die Freuden hinweg, die es uns gab, sondern auch die, welche es von uns empfing. Das mütterliche Herz unterscheidet sie nicht. Immer ist es mir jetzt, als ob mein Tagewerk vollendet wäre, seitdem diese Engel nicht mehr erwachen, und als ob mir nichts mehr übrig wäre, als mit meinem Schmerz und meinen Thränen auf immer zur Ruhe zu gehen.

Doch will ich fortfahren, mir Gewalt anzuthun; ich will nicht nachlassen; ich versprech' es Dir auf das heiligste. Was wäre denn unser Glaube, wenn wir bei jeder Prüfung an Gott und uns selbst verzweifelten? Nicht im Sonnenschein nur und bei heiterem Himmel erscheint er uns ja; auch im Ungewitter und Sturm; und seine Hand, auch wenn sie schwer auf uns lastet, hebt uns hinauf. Zeigen uns nicht die, welche vor uns sterben, den Weg zu ihm? Gehen nicht meine Kinder wie lichte Engel vor mir her? Soll ich mich vielleicht nicht freuen — da mein Ziel wohl nicht lange gesteckt seyn dürfte — daß diese Lieblinge meiner Seele in ihrer blühenden Unschuld hinweggenommen worden, ehe die gefahrvollen Prüfungen des Lebens sie erreichen konnten? Dorthin, wo sie so früh hingerufen worden, will ich meine Blicke

richten, und von dem, der mir so große Leiden sendete, wird mir auch Trost kommen. Ist mir nicht schon die Liebe meines Odo ein großer Trost? Gott wird helfen, daß ich mich seiner würdig mache. —

Lebe wohl, liebe, theure, einzige Freundin. Ach Du glaubst nicht, wie ich mich nach Deinen milden Worten sehne, wie weich und labend sie sich an mein wundes Herz legen! Laß mich nicht lange auf solche Tröstungen harren. Erzähle mir viel, viel von Deinen Kindern. Glückliche Mutter! Gott erhalte Dir dieses unaussprechliche Glück lange, lange!

Amande an Henrietten.

Den 16. April 1805.

Gottlob, meine theure Freundin, die peinlichen, qualvollen Tage sind vorbei, die in diesen drei Monaten auf uns gelastet haben; aber noch immer sind wir wund von dieser Bürde, und die Ereignisse der Zeit haben einen bittern Nachgeschmack zurückgelassen, der sich vielleicht nie wieder ganz verlieren wird. Von dem Verlaufe der Sache schreib' ich Dir nichts weiter; Du kennst ihn. Wäre Dein Albert vom Anfange an hier gewesen, so hätte die gräßliche Cabale ihr Haupt nie so erhoben; wie er denn in den wenigen Tagen seines Hierseyns ihr den giftigen Schädel wohl auf immer zertreten haben mag. Ohne ihn wäre vielleicht der edelste und unschuldigste Mann ihr Opfer geworden, und hätte die größten Anstrengun-

gen und den uneigennützigsten Eifer mit dem Verluste seiner Ehre belohnt gesehen. Daß dieses nicht geschehen, daß Odo nach so heftigen Angriffen noch aufrecht steht, daß seine Ehre rein und unbefleckt aus dieser Feuer-Probe hervorgegangen, das danken wir größtentheils der Freundschaft und Kaltblütigkeit Deines trefflichen Mannes. Möge ihm Gott dafür lohnen. Wir können es nur durch unsere herzliche Dankbarkeit, und durch die immer erneute Erinnerung an den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wenn ich in dem Laufe dieser Ereignisse oft mit Schrecken und Angst wahrgenommen habe, wie mächtig die Lüge ist, und wie schnell sie emporschießt, wenn sie einmal Wurzel gefaßt hat, und unter ihrem Schatten Alles vergiftet, so daß ich oft ganz verzagte, so hat denn doch der Ausgang die alte und ewige Kraft der Wahrheit bewährt, und Ein Mann, der muthig in das Netz der Lüge zu greifen wagte, hat gezeigt, daß es eben nur eitel Spinngewebe sind, die aus der Ferne so gefährlich aussehen. So rankt sich doch der Glaube an die Wahrheit wieder auf, und das Beispiel Eines edeln Mannes bekräftigt ihn mehr, als ihn die übelwollende oder feige Menge hat erschüttern können. Auch mitten in dieser peinlichen Zeit hat es nicht immer an lichten, ja, an recht glücklichen Stunden gefehlt, wo wir uns recht eng und innig an einander schlossen, unter dem Schutze der Unschuld über die Anklagen und das Urtheil des charakterlosen Haufens erhuben. Viele von denen, die uns damals auffallend vermieden und sich bei Seite drückten, nä-

hern sich jetzt wieder, und möchten gern ihren Zweifel an uns vergessen machen, was ihnen auch bei Odo etwas besser als bei mir gelingt. Wer verachten kann, dem wird auch das Vergessen leichter; aber mich dünkt, daß eben dieses Verachten eine Kälte in ihm zurückläßt, die ihm sonst fremd war. Er verschließt sich jetzt mehr in sich selbst, und die Wolken des Unmuthes sind noch nicht von seiner Stirn weggezogen. So viele Mühe ich mir auch gebe, den ganzen Handel zu vergessen, und die Aufmerksamkeit meines Mannes auf andere Gegenstände zu lenken, so kehrt doch immer die Verwunderung über die Dreistigkeit so schaamloser Lügen zurück, und an diese Verwunderung hängen sich leicht wieder Gefühle an, die man gern verbannen möchte. Das hämische, tückische Wesen mancher Menschen setzt sich doch gar zu tief; und Odo mag wohl recht haben, daß, wenn jeder andere Schmerz in der Erinnerung seine Dornen verliert, die Kränkung der Ehre und des guten Nahmens, wenn auch die Wunde gänzlich vernarbt ist, doch immer nach langer Zeit gleich empfindlich wie im Anfang schmerzt.

Meine Gesundheit beunruhigt mich jetzt bisweilen. Die abendlichen Fieberanfälle, die einige Jahre hindurch fast ausgeblieben waren, haben sich heftiger wieder eingestellt; meine Hände sind fast immer heiß, und Odo erschrack neulich recht, da er mich unvermuthet bei der Hand faßte. Doch wußt' ich es ihm auszureden. Auch meine Nächte sind oft schlaflos, und ich fühle mich dann den Tag über so matt und

hinfällig, daß ich mich ordentlich auf das Abendfieber freue. Dann fliegt mich bisweilen eine gewisse Heiterkeit an, und ich meyne stärker zu seyn. Wenn dieß so fortdauert, so fürcht' ich, daß es meine Kräfte allmählig aufreibt, wie es auch bei meiner guten Mutter geschah. Meine vormalige Lust am Leben hat sich sehr vermindert. Freilich wünsche ich auch noch jetzt, länger mit meinem Manne zusammen zu seyn. Seine treue, innige Liebe macht mich ja so glücklich; und sie bleibt sich in allen Verhältnissen gleich; ja, es ist als ob das mannichfaltige Unglück, das wir zusammen erfahren, ihn noch enger an mich gebunden hätte. Darum wird es mir schwer, den Gedanken zu fassen, daß ich mich von ihm trennen, daß ich ihn hinter mir zurücklassen soll. Aber ist nicht unser Leben in Gottes Hand? Ist nicht auch das Ziel, das er uns setzt, ein Beschluß seiner Weisheit, und gewiß dem Heile eines jeden das Beste?

Die beiden Waisen, die mir seit dem Brande geblieben sind, machen mir viele Freude. Sie sind gesund und kräftig geworden, seit sie bei uns sind, und jetzt recht brav. Im Anfange kostete es Mühe, sie von manchen schlechten Gewohnheiten abzubringen und zur Arbeit zu gewöhnen; jetzt ist dieses gewonnen, und da wird alles Uebrige leicht. Auch diese Kinder haben Stoff zu schändlichen Verleumdungen geben müssen, und es hat nicht an dem guten Willen der Lügner gelegen, wenn ich jetzt nicht mit meinem Manne in Zwiespalt lebe. Was ist nur das für eine Verkehrtheit in den Menschen, die sie so geneigt macht,

ohne den geringsten eigenen Vortheil, andere herabzuwürdigen und ihren guten Nahmen zu beflecken? Ist es denn so erfreulich, unter Lasterhaften und Entehrten zu leben? oder ist es der Haß gegen Heucheley und Schein, was die Menschen geneigt macht, auch guten oder gleichgültigen Handlungen schlimme Beweggründe unterzuschieben? Sollte es das seyn, Henriette? und könnte ein reiner Quell solches Gift ausschütten? — —

Wird es Dir nicht möglich seyn, diesen Herbst zu uns zu kommen? Dein Besuch vor zwei Jahren war allzu kurz; und — es war vor zwei Jahren! Dein jetziger könnte Dein letzter seyn. Nimm das zu Herzen und gönne mir, wenn es möglich ist, die Erquickung Deiner Nähe noch einmal. Bringe von Deinen Kindern so viele mit, als der Wagen faßt. Sie sollen bei mir alle untergebracht werden. Gott gebe Dir und den Deinigen Gesundheit und Freude.

Den 21. Februar 1806.

In der Stille, die mich umgibt, in dieser Einsamkeit, in welcher ich die Uhr meines Lebens ablaufen sehe, den Augenblick erwartend, wo mir die letzte Stunde schlägt, wende ich mich so gern zu Dir, meine geliebte Freundin, und flechte die Erinnerungen an die heitern Tage unsers Zusammenseyns und der schönsten Zeiten meiner Ehe, und an die geliebten Todten, die jene Tage verschönerten, zu Einem Kranze zusammen, den ich Blume für Blume, Blatt für

Blatt, mit den Thränen der Wehmuth benetze. Auch die schönen Tage des vorigen Herbstes liegen vor mir, wie ein anmuthiges und freundliches Land, das die Sonne noch einmal mit liebenden Augen beschaut, ehe der Schleier der Nacht sie einhüllt. Wie wir da jeden Platz, den uns in früheren und besseren Zeiten die gegenseitige Liebe verschönert hatte, emsig aufsuchten, und jedes Andenken froher Vergangenheit erneuerten — eine lange Reihe von Festen der heitersten und unschuldigsten Art — so geh' ich jetzt mit der Seele die eben so reiche als einfache Geschichte jener Tage durch, beschaue in ihrem Spiegel die ältere Zeit, und vervielfältige mir so die letzten Freuden unserer so innigen, so lang und treu genährten Liebe. Auch meinen Odo stelle ich oft an die Pforten dieser Aussicht, und er liebt Dich so sehr, daß, wo ich Dich ihm zeige, er mir mit freudiger Seele folgt. In Mainau weilen wir dann am öftersten und liebsten. Dieses freundliche Oertchen, mit seinen Gärten und Wäldchen, in denen es wie ein stilles Kind im mütterlichen Schooße liegt, ist auch ihm von den Zeiten meines Brautstandes lieb, und wir schmücken es wetteifernd mit den Idyllen unserer glücklichsten Tage aus. Wenn Du uns dann hörtest, Du würdest kaum glauben, daß es die kranke, sterbende Freundin sey, die so viel und so heiter spricht: wie denn auch Odo gestern noch mitten im Gespräche wie verwundert inne hielt, und mich mit Lächeln betrachtend sagte: wie hell Dein Aug' ist, Amande! wie blühend Deine Farben! Die Erinnerung an Deinen Brautstand hat

Dich wieder mit allen bräutlichen Reizen geschmückt. Und dabei drückte er mich mit froher Rührung an sein Herz. Ach er täuscht sich; aber ich lasse ihm gern den Wahn, daß der Frühling und eine Brunnen-Cur in Mainau mir Gesundheit bringen werde. Dieser Wahn macht ihn so glücklich, und ich helfe ihm selbst die Bilder der heitern Tage ausmahlen, die er dort mit mir zu leben hofft. Wollte Gott, diese Hoffnungen könnten in Erfüllung gehen! Wie gern blieb' ich noch unter den Lebenden, an der Seite des geliebten Mannes, der mein Freund, mein Lehrer, mein Trost, der der Vater meiner Kinder ist, den ich liebe wie mich selbst, der mich liebt wie sich selbst, und den ich nicht ansehen, an dessen Verwaisung ich nicht denken kann, ohne daß mein Herz in Zähren schwimmt. Aber ich kann mich nicht selbst hintergehen; und wenn ich es auch wollte, so steht mir das Bild meiner Mutter vor Augen, und der Gang der Krankheit, an der sie in meinen Armen verschied. Alle Mittel, die ich bis jetzt habe anwenden müssen, diese verzehrende Fieber-Gluth zu dämpfen, haben sie nur angefacht; und stärker als alle Gründe spricht ein inneres Gefühl in mir, das mir jede irdische Hoffnung abschneidet, und mich über sie erhebt. Ich ergebe mich auch in den Willen Gottes, und es ist kein Unmuth, kein Murren in mir, wenn gleich Trauer. Bisweilen gelingt es mir, selbst den Gedanken an die schmerzlichste der Trennungen zu besiegen, und dann sehe ich in das Leben hinein als in etwas Fremdes, das mich nichts mehr angeht, und woran ich nichts mehr zu fordern habe. Dann

wird mir Alles zum Bilde darin, und was ich vom Glück und Unglück erfahren, erscheint mir wie einzelne Auftritte, oder wie Licht und Schatten in einem Gemälde, das wir, ohne Beziehung auf uns, nur um sein selbst willen, mit Vergnügen beschauen, aber auch ohne Verdruß verlassen, um uns zu einem andern zu wenden. Dieses andere ist noch verhüllt; aber durch den Schleier leuchtet mir eine höhere Klarheit entgegen, und ich sehe meine Kinder in ihr wandeln und andere Geliebten, nach denen mein Herz sich sehnt. Wenn mich Gott in solchen Augenblicken von hinnen nähme, wer wäre glücklicher als ich! Doch bin ich auch schon so glücklich genug, da ich mit Heiterkeit an meine letzte Stunde denken, und mit ruhiger Fassung auf mein einfaches und stilles Leben zurückblicken darf. Das war mein Wunsch von Jugend auf, und ich habe mich oft in der Blüthe meiner Jahre an den Rand meines Grabes gestellt, mit dem Gedanken, wie ich einst wirklich daran zu stehen wünschte. So hatte mich meine Mutter gelehrt; so würde ich meine Kinder gelehrt haben, wenn Gott sie mir erhalten hätte. Lehre auch Du, meine geliebte Freundin, Deine Kinder so; dieser Gedanke des Todes wird den Tod aus ihren irdischen Freuden nehmen, und eine reine und glückliche Heiterkeit über ihr Leben, wie über ihre letzte Stunde verbreiten. Ich hoffe, mein Kampf soll nicht lang seyn. Aber was auch Gott in seinem Rathe beschlossen hat, wenn ich nur in den Armen meines Odo sterbe, so werd' ich auch das letzte schmerzliche Zerreissen der Lebens-Ban-

den mit unerschüttertem Muthe ertragen. Ihn wird es trösten, meinen ruhigen Tod zu sehen; und wenn er mir die Augen zugedrückt hat, wird er sich freuen, daß meiner Leiden ein Ende ist. Lebe wohl, geliebte Freundin, und nimm noch einmal den Dank meines gerührten Herzens für Deine Liebe, Deinen Rath, Dein Beispiel, für alles Gute, was ich von Dir und durch Dich empfangen habe. Mit unaustilgbarer Schrift steht es in meinem Innern geschrieben, die auch jenseits des Grabes nicht erlöschen wird. Grüße Deinen edeln Mann. Alle Deine lieben theuern Kinder küsse von mir. Wenn ich es vermag, schreibe ich Dir noch. Deine Dich bis in den Tod

Treu und dankbar liebende

Amande.

Einzelne Blätter von Amandens Hand *).

Umsonst suchst Du Gott ausser Dir, hast Du ihn nicht in Dir selbst erkannt. Aus Deinem Herzen spricht er zu Dir, und wenn sein Wort Deinen Geist erleuchtet, dann erscheint Dir auch in der Sonne sein Ebenbild, und Du hörst seine Stimme im Sturm und in dem Brausen des Waldes. Aber denen, die nicht in ihre eigene Tiefe hinabsteigen, und die sich

*) Diese Blätter waren, der Handschrift zufolge, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben. Der Herausgeber hat sie in der Ordnung gelassen, in der er sie vorfand.

selbst zu erforschen scheuen, wird auch der nicht kund, der über der Welt thront. „Wärest Du, o Gott, nur ein Körper ohne Leben und der Schatten eines Wesens, so würde Deine nichtige Natur die Eitelkeit der Menschen beschäftigen. Aber weil Du so tief in ihnen selbst wohnst, wo sie nie einsprechen, so bist Du ihnen ein verborgener Gott.“

* * *

Wenn ich an meine Nichtigkeit denke, an die Hinfälligkeit dieses sterblichen Leibes, an die Beschränktheit meines Geistes, dem durch die Dunkelheit rings umher nirgends ein lichter Pfad erscheint, an die Schwäche meines Willens, an alle die eiteln Dinge, denen so oft die ernstesten Betrachtungen weichen müssen, und dann emporsteige zu dem Ewigen, aus dessen Worte dieses grenzenlose, unermeßliche All entsprang, zu ihm, dem Allmächtigen, dem Gerechten, dem Heiligen, so erbeb' ich in meinem Innersten; ein unendlicher, bodenloser Abgrund scheint sich vor mir aufzuthun, und ich stehe wie verlohren an seinem schroffen Rande. Wenn ich aber dann zittere vor Furcht, und meine Kniee unter mir brechen wollen, und mein Herz sich in Demuth vor dem Heiligsten beugt, da geht mir der Stern der ewigen Liebe jenseits des Abgrundes auf, und es ist mir, als ob ihre Strahlen ihn ausfüllten, und eine Brücke über ihn webten, die mich zu ihr hinüber leiten soll. Ach dann schwillt in meiner Brust eine unendliche Sehnsucht nach dem, der diesem All nicht nur zu seyn gebot, sondern es

auch an seinem liebenden Herzen trägt; der auch mich an seinem Herzen trägt, und mich seiner Gemeinschaft würdigt, wenn ich ihn mit Ernst und Eifer suche. In diesem Gefühle verhallt die Stimme der Furcht, und ich ahnde, daß die Seligkeit des Himmels schon dißeits des Grabes ihren Anfang nimmt.

* *
*

Für wen schmückte sich die Erde mit einem so wunderbaren Reiz, wenn es kein fühlendes Herz gäbe, das sie gleichsam an sich drücken und durch seine eigene Wärme beleben könnte? Ach sie selbst ist kalt und stumm; nur durch Deine Liebe erwarmt sie; nur Deine Worte wiederholt sie, dem Echo gleich. Aber indem sie uns wiedergibt, was sie von uns empfing, wird sie uns eben dadurch theuer, wie der Hülfsbedürftige durch das Gute, das wir ihm thun. Dann glauben wir sie besser zu verstehen, indem wir uns selbst hören, aber mit einer unschuldigen Täuschung und von Selbstsucht rein.

* *
*

Die Stimme der äußern Natur, die so mild sich an unser Herz legt, kömmt sie nicht eben aus unserm Herzen hervor, in welchem das Bild der Harmonie in wechselnden Gestalten, die Idee der ewigen Schönheit und Vollkommenheit ruht? Und jenes Bild und jene Ideen, was sind sie anders als der Abglanz des Unendlichen, die Offenbarung seines heiligen und unerforschlichen Wesens?

* *
*

Alle Gegenstände, die zwischen Gott und dem Herzen des Menschen liegen, ohne mit Gott oder dem Herzen verknüpft werden zu können, sind klein, schlecht oder gleichgültig.

* *
*

Kann man wohl genug kämpfen gegen die eitle Freude an Dingen, die keinen Werth in sich tragen? Was ist hinfälliger als die Blüthe der Jugend, und die zufällige Gabe der Wohlgestalt? Soll ich mich dieser Gabe überheben? soll ich nach ihrer Bewunderung geizen? soll ich mich höher achten deshalb? Mein Gewissen sagt nein, und ich erkenne die Gefahr, die ein eitles Schönthun mit einem so hinfälligen Gute bringt. Ist nicht die Schaam, die ich fühle, wenn ich mich auf solcher Eitelkeit überrasche, eine gültige Zeugin meines Unrechtes, und eine Ermahnerin zur Demuth? — Was kann der Baum werth seyn, dessen Früchte Schaam und Reue sind?

* *
*

Die Gewalt der Eitelkeit ist so groß, daß, wenn ihr einmal ein Platz im Herzen eingeräumt worden, sie bald alles umstrickt und allein zu herrschen begehrt. Wie ein Unkraut, das sich anfangs nur scheu und einzeln auf dem Acker zeigt, aber, wenn es nicht schnell vertilgt wird, bald die gesunden Früchte überwältigt; oder wie der faule Schwamm, der aus feuchtem Gebälk hervorbricht, und oft den Einsturz des Hauses nach sich zieht, so besiegt das selbstsüchtige Wohlgefal=

len an dem eigenen flüchtigen Reize, das eitle Beschauen der eigenen, oft nur eingebildeten Vorzüge, bald jeden Keim des guten Saamens, und löscht in dem Herzen die Funken wahrhafter und edler Liebe aus. Dann flieht die Wahrheit und macht der Lüge Raum, die dem hohlen übertünchten Götzen des vergötterten Ichs ihren widrigen Weihrauch bringt. Aber nicht im Innern nur, auch von Aussen umringt Einsamkeit und Oede ein solches, in sich selbst verliebtes Geschöpf. Wer Niemanden liebt, Niemanden achtet als sich selbst, den liebt und achtet Niemand; und wenn er den Menschen goldene Fesseln anlegte, sie zerbrechen sie, und fliehen mit dem Golde davon. Ein solches Wesen erscheint seinen Umgebungen wie ein unheilbarer Kranke, der doch nicht für krank gehalten seyn will, und selbst das Mitleiden wie ein herbes Arzneimittel flieht. Es verlangt keine andere Stimme zu hören, als die Stimme der Schmeichelei, und so stirbt es physisch und sittlich mit dem Wahne der Gesundheit und Unverbesserlichkeit dahin, so lang es lebt, von keinem geliebt, und ist es gestorben, von Niemand beklagt.

* * *

Wenn es sich um Recht und Unrecht handelt, so frage Dich nicht: Warum soll ich das thun? warum soll ich das lassen? Solche Fragen verrathen die Neigung zum Unrecht, die Hülfe von Gründen hofft und verlangt. Was die böse Neigung sucht, das findet sie auch leicht, und so treibt sie Dich mit scheinbaren

Gründen dahin, wo Du nicht hin solltest. Die Reue kömmt dann zu spät, um Dir die Nichtigkeit jener Gründe zu zeigen, die den bessern Willen zum Weichen gebracht haben. Hat einmal Dein Gewissen für das Recht oder Unrecht einer Handlung entschieden, so bleibe dabei, und sieh seinen Ausspruch für unwiderruflich an. Wenn Dir aber dieß schwer wird, so nimm Gott zu Hülfe, der immer auf der Seite des Rechtes ist. Durch ihn bist Du stark. Er wird Deine Kraft aufrichten, wenn sie zu sinken droht, und die Irrlichter der trügerischen Klugheit, die sich gegen den gewissen Geist in Dir empören will, auslöschen.

* *
*

Warum zürnen wir auf die, welche von unsern Fehlern sprechen, und suchen ihnen wohl, wenn wir können, Uebels zu thun? Macht uns das unserer Fehler ledig? oder werden sie sich in Tugenden wandeln, wenn wir sie auf eine solche Weise in Schutz nehmen? — Aber der Tadel schmerzt. Allerdings. Er erbittert uns. Gegen den, welcher unsere Fehler erkannt hat? Warum in aller Welt? Was soll einen Menschen verpflichten sich gegen unsere Mängel zu verblenden, oder da Schönheit zu sehen, wo Häßlichkeit ist? Wäre es nicht besser diese Erbitterung gegen uns selbst zu kehren, und den schmerzenden Tadel als eine herbe Arznei zu unserer Besserung zu brauchen?

* *
*

Eine reiche Quelle großen Elendes in der Welt ist das Bemühen, den Schein von dem erzwingen zu

wollen, was man nicht ist, und das, was man ist, verbergen zu wollen. Es ist kein Ruhm, reich, und keine Schande, arm zu seyn; deshalb ist es thöricht, nach dem Scheine des Reichthums zu streben, wenn man arm ist, und sich der Armuth zu schämen, die man nicht verschuldet hat. Diese Thorheit legt den Menschen auf Dornen, und noch dazu meist umsonst. Eine Frau der großen Welt sagte einmal: „Ich habe mir fest vorgenommen, nie zu lügen, weil ich bemerkt habe, daß man doch Niemanden überzeugt.“ Der Grund ist schlecht; aber an sich ist die Bemerkung vollkommen wahr. Also außer der peinlichen Mühe, die jene Art von Eitelkeit fordert, macht sie auch noch lächerlich. Daß sie sogar die Quelle sehr strafbarer Handlungen werden kann, will ich gar nicht berühren. Aber was ist achtungswerther, als eine arme Familie, die sich ihrer Armuth gemäß einrichtet, auf die Genüsse der Wohlhabenden Verzicht thut, in treuer Arbeitsamkeit ihr Auskommen sucht, nicht klagt und nicht prahlt, und in ihrer Beschränkung ihr Glück in gegenseitiger Liebe und in Erfüllung aller christlichen Pflichten sucht?

* *
*

Daß mein Geist das Unendliche denkt, daß er in diesem Gedanken eine Seligkeit fühlt, die weit über alle sinnlichen Genüsse hinausgeht, ja mit diesen gar nicht verglichen werden kann, daß eben diese Seligkeit, wenn ich ihren Quellen nachspüre, mit der Trauer über das Verschwinden des Sinnlich-Großen so eng

zusammenhängt; alles das beweist, daß nicht diese engbegränzte Welt die Heimath meines Geistes ist. Die besten Freuden, die sie ihm gibt, sind doch nur der Schein einer höhern Freude; so wie alles Gute, was sie bietet, nur ein trüber Abglanz des höchsten Gutes ist. Das höchste Gut aber ist nirgends als in Gott und außer den Grenzen des Endlichen; auch ist die Sehnsucht darnach, so wie die Idee der Heiligkeit, ja, der Tugend selbst, nicht aus der endlichen Welt der Erscheinungen, sondern aus dem Reiche der ewigen Wahrheit geflossen.

* * *

Von Irrthum umringt, der Schwachheit Preis gegeben, wie kann sich der Mensch zu Gott erheben? Wie kann er die Finsterniß durchdringen, die ihn von allen Seiten umgibt, und den Schleier zerreißen, der ihm das Licht der ewigen Wahrheit verhüllt?

Meine Augen sehen Gott nicht; meine Arme erreichen ihn nicht; aber in der Tiefe meines Herzens ist Sehnsucht nach ihm. Es verlangt mich Gott zu nahen; aber an die Erde gefesselt, steh' ich ihm allzufern.

Soll ich darum vergehen in Hoffnungslosigkeit? Soll die Stimme meines Sehnens keine Erhörung finden? Ist die Liebe, die mich zu Gott zieht, nur ein eitler Traum?

* * *

Die Wandelbarkeit der Dinge um uns her, die Täuschungen, denen wir nicht entgehen können, die

Ergötzung, die uns viele dieser Täuschungen gewähren, machen den Menschen oft gegen die Wahrheit gleichgültig. Leicht wähnt er dann, es sey Alles ein eitles Spiel, oder das Gold der Wahrheit liege in unergründlichen Schachten, ihm unzugänglich verborgen.

So hart ist das Loos des Menschen auf Erden nicht. In der Tiefe seines eigenen Herzens wohnt die Wahrheit, unverletzlich und heilig, aber oft unerkannt. Recht und Unrecht ist kein Betrug. Blicke nur in Dich selbst hinein, und leihe Dein Ohr der Stimme, die aus der Tiefe Dich warnt. Gott ist die Wahrheit. In Deinem innersten Heiligthume wohnt Gott, und spricht mit Dir noch jetzt, wie er in den Tagen der Unschuld mit den Menschen sprach. Laß nur Stille um Dich her seyn; laß nur die Wellen der Begierden sich legen, und die Stürme der Leidenschaft schweigen, und Du wirst den Tröster vernehmen, der in Ewigkeit unveränderlich ist.

Aber rein sey Dein Herz. In den Wohnungen der Lüge und des Truges wohnt der Heilige nicht. Wahr sey Dein Wesen, ohne Falsch und ungeschminkt, wie Deine Gestalt. Wen möchtest Du auch betrügen durch Heuchelei? Die Welt? die Dir doch endlich die Larve vom Gesichte zieht. Dich selbst? Kann auch der Mensch sich selbst entfliehen? Oder den Allwissenden?

Was rührt uns mehr, als die offene Unschuld der Kinder, die für uns ein Spiegel ist? Ein offenes Gesicht und eine freie Stirn, auf der jeder Gedanke sich mahlt? Die reine Heiterkeit des Gemüthes, wo

die ganze Seele in die Gestalt tritt, und unschuldig aus dem Auge spricht? Ist es uns nicht, als sähen wir durch das helle Aug' hinab in das Heiligthum Gottes? und hat jenes Entzücken, das sich oft in Thränen ergießt, eine andere Quelle, als die Freude über die Erscheinung des Göttlichen in der Mitte der menschlichen Natur?

Wer möchte nicht wünschen, das Innere seines Herzens zu jeder Zeit und vor jedem Auge enthüllen zu können, und sich der Welt zu zeigen, wie er ist? Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, daß einst doch alles kund wird, was er mühsam verbirgt? oder daß hienieden schon der täuschende Schleier zerreissen könne, der seine Häßlichkeit umhüllt? Ist Betrug nicht schimpflich? oder ist es ein schlimmerer Betrug, falsche Münze für ächte zu geben, als glänzende Worte ohne Wahrheit, Schein ohne Gehalt, und falsche Schminke statt aufrichtiger Farbe?

* * *

So schwach ich bin, so arm an Kraft, so hülflos in mir, und doch so bedürftig der Hülfe, seh' ich zu Gott hinauf, und an dem Vertrauen zu ihm schlingt sich das schwache Reis empor und darf wagen, auf den Staub herabzuschauen, aus dem es entsprang. Eine Welt ohne Gott, der Mensch einsam irrend in seiner Verworrenheit, die schwachen Arme ausstreckend vor sich hin, aufwärts und hinab, ohne etwas zu fassen, das ihm Hülfe verhieße gegen die raubgierige, ewig hungrige, gottleere Natur! — Was bliebe ihm

übrig in solcher Verlassenheit, als sich verzweifelnd mit eigner Hand ein Grab zu wühlen, und, um der Angst der Vernichtung zu entgehen, sich selbst in den Rachen des zerstörenden Ungeheuers hinabzustürzen?

* *
*

Wenn der Mensch allein auf der Erde steht, und alle Herzen, die ihn liebten, in ihr und unter ihr ausgeschlagen haben, und in dem Gewühle der Menge, die ohne Rast nach ihrem Ziele drängt, keiner bei ihm verweilen will; wenn sein Schmerz einsam auf dem harten Lager stöhnt, und keine Stimme ihm antwortet, als der herzlose Wiederhall; sein thränenloses, glühendes Aug' umsonst ein anderes sucht, und seine starre Hand umsonst nach einer andern greift, und die Kälte der Menschen ihn noch empfindlicher quält, als die Kälte des Winters in seiner düstern Kammer — in diesem Jammer, den so viele jammern, ist doch Eines, was den Verlassenen nicht verläßt, was die Dornen des Schmerzes zerdrückt; Ein Auge ist, das liebend auf ihm ruht, und Eine Hand, die ihn von seinem Strohlager aufrichtet. An dem liebenden Herzen des Vaters der Menschen ruht er denn doch, wie ein krankes Kind an der Brust der Mutter, und vergißt seinen Jammer an dieser Quelle nie versiegender Liebe.

* *
*

Tempel und Kirchen dem Höchsten zu bauen, sie auszuschmücken mit mancherlei Prunk, und unter ihren wunderbaren Gewölben, an ihren geschmückten

und erleuchteten Altären die Menschen zu versammeln — alles das kann eben so gut Eitelkeit als Frömmigkeit seyn.

Ein Anderes ist es, in demuthvoller Stille einen Altar zu bauen in der Tiefe des eigenen Herzens; dieses zu heiligen zu einem Tempel des Heiligsten; hier seine Begierden, seinen Stolz, seine Mißgunst zu opfern; ein Brandopfer der Liebe hier anzuzünden, und in Eintracht mit sich selbst und den Geboten Gottes Kraft zum Rechtthun zu sammeln, im festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Auf diesem prunklosen Bau ruht das Auge des Ewigen mit liebendem Wohlgefallen; in dieser unsichtbaren Kirche will er wohnen; in ihr thut er sich durch fromme Thaten kund, und seine Kraft geht von hier aus, und ruft zur Heiligung und zur Gerechtigkeit auf.

Die Tempel werden einfallen, aber die Frömmigkeit wird nicht vergehen. Die rechte Frömmigkeit aber wird in Thaten erkannt.

In diesem Glauben sind alle guten Menschen Eins. Auch die Bösen erkennen ihn in ihrem Gewissen, wenn sie ihn schon durch die That verleugnen.

Ein jeder Baum wird an seiner Frucht erkannt.

Wer Gott fürchtet, und seinen Nächsten liebt, und die Sünde mehr fürchtet, als den Tod, der hat den rechten Glauben.

* * *

Recht thun ist des rechten Glaubens Frucht; durch recht thun aber wird auch der Glaube gestärkt. Wenn Du mit dem Munde sagest: ich glaube an Gott, und

thust doch Böses; so ist keine Wahrheit in Dir. Wer an Gott glaubt, der liebt ihn, und wer Gott liebt, thut den Willen Gottes; und wer seinen Willen thut, der erkennet ihn. So sagt Christus: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So Jemand den Willen dessen thut, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede."

* *
*

Edle Worte, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, gehen zum Herzen und treiben edle Thaten hervor. Edle Thaten werden in feurigen Reden gepriesen, und so erzeugt sich fort und fort aus dem Guten das Gute, und Großes aus Großem.

Die Rede soll der Dollmetscher des Gemüthes seyn; dem Dollmetscher steht Treue an. So soll Wort und Glaube zusammenstimmen. Zeugniß der Uebereinstimmung gibt die That.

Der Gedanke ist der Herr; das Wort ist der Diener des Herrn. Es ist übel im Hause bestellt, wenn der Diener den Herrn spielt.

So wenig der Rock der Mann ist, so wenig ist das Wort die That. Wo aber Worte für Thaten gelten, da gilt auch der falsche Schwur für Wahrheit, und das Unrecht wird Recht durch den Schein, und die Lüge erhebt frech ihr Haupt.

Es ist schwerer Gutes zu thun als Gutes verkündigen. Aber wer es thut, der verkündigt es auch durch die That, und er ist eine Zunge Gottes, wenn schon sein Mund stumm ist.

Du aber lehrst: Kleide den Nakten, speise den Hungrigen, sey ein Vater dem Waisen! — und verschließest doch dein Haus dem Armen, und jagest den Waisen mit Scheltworten von Deiner Thür. Wie kann da Deinen Reden Glauben kommen?

Desgleichen lehrest Du: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst; und Du verfolgst Deinen Nächsten; — „Du sollst den bösen Willen bändigen;" und Du treibst Ueppigkeit und unkeusche Werke. — Wie soll da Glaube seyn in der Gemeinde? Du rufest den Glauben auf durch das Wort, und durch die That tödtest Du ihn. Du führest Christum im Munde; aber Deine Thaten verleugnen ihn, nicht dreimal, sondern tausendmal.

* *
*

Die christliche Lehre war noch nicht lange verkündigt, als sich der geistige Glaube verkörperte. Das Wort ward höher geachtet, als der Sinn; der Körper höher als der Geist; das Gefäß höher als sein Inhalt.

Wie sich dieselbe Rede in jedem Munde anders gestaltet, so auch die Lehre in jedem Gemüthe, nach Verschiedenheit der Bildung und des ganzen innern Wesens. So bei dem Einzelnen, so bei ganzen Völkern. Derselbe Glaube erschien in der verschiedensten Tracht, und kleidete sich in die verschiedensten Formen.

Hierbei war nichts, was den Menschen entehrt hätte. So wie der Mensch selbst in den verschiedensten Gestalten Achtung gebietet, weil in ihm Ver=

nunft und Tugend ist, so verkündigen auch die mannichfaltigsten Formen des Glaubens, wenn sie von Demuth und Liebe durchdrungen sind, wenn sie das Herz reinigen und zu guten Werken führen, den hohen Geist des Christenthums. Ein Gott spricht aus allen; Ein Gesetz; Ein heiliger Wille. Und wie die Sonne und der Mond und die Sterne des Himmels, wie das Meer und die Berge, wie das Thier auf dem Felde und in dem Walde der Baum Gottes Weisheit verkündigen, jedes nach seiner Art; so ehrt der vernünftige Mensch den Glauben der ewigen Liebe in sich, jeder auf seine Weise.

Dem Stolze und der Beschränktheit scheint das Frevel. Der Sinn ist ihm nicht genug; er hängt an der Form. Nur Eine Rede soll Gott verkündigen; mit denselben Worten, ja, wo möglich, auch in Einer Sprache nur soll der Glaube sich kund thun. Dunkle und mühsam gespaltene Begriffe sollen sich in jedem Kopfe auf die nemliche Weise bilden. Auf dieselbe Frage sollen tausend und aber tausend Lippen dieselbe Antwort wiederhallen, alle mit derselben Deutung, ohne Wanken und Zweifel. Jeder Abweichung wird das Urtheil der Verdammniß gesprochen.

In diesem Geiste sammeln sich Kirchen, die sich von Christo nennen, und eine verflucht die andere. Sie preisen Gott und Christum mit dem Munde; aus den Herzen hat ihn Stolz und Haß getrieben. In den Köpfen spukt theologisches Schulgezänk. Sie wollen das Reich des Herrn ausbreiten mit mensch-

licher Rechthaberei; und das Evangelium lehren mit Haß und Groll.

In welche ungestalte Form sie das einfache Christenthum verhüllt haben, weiß jeder, der es wissen will. Und nachdem sie in Thorheit wetteifernd, Schicht auf Schicht gehäuft hatten, wie ein tiefes Grab, worin die Seele des Glaubens verdeckt war, verlangten sie Anbetung für den Schutt des Grabes, und nannten das Religion, wenn der Glaube sich an Erde und Moder hielt.

Sie vergaßen, daß Gott ein Geist ist, und daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit ehren sollen — nicht durch Bilder und ein Babel von Symbolen, das, wie hoch man es auch immer aufthürmen mag, doch nie den Himmel erreicht.

Aber sie halten die Wolken und den Nebel der Erde für den Himmel.

* *
*

Ich glaube an Gott; ich weiß, daß er ist; ich weiß es mit derselben Gewißheit, mit der ich mein eignes Daseyn und das Daseyn einer Welt außer mir weiß; aber sein Wesen zu erforschen vermag ich nicht. Ist der Mensch ein Funke der Gottheit aus ihrer unendlichen Fülle auf die Erde geworfen, so mag er in seiner ihm selbst unerklärlichen Natur die Natur jener ewigen Flamme ahnden, die ihm das Daseyn gab; er hat Kraft sie anzubeten; zu begreifen vermag er sie nicht. Aber in jener Anbetung quillt ihm eine unversiegbare Quelle von Seligkeit. Sie dehnt die

Schranken seines Wesens aus; sie erhebt ihn über sich selbst; sie macht ihn der Tugend würdig; sie ist die Quelle der Weisheit. Alle Weisheit ist Streben nach Gott. Aus Gottes Hand wird ihr Saame auf die Erde geworfen, und wurzelt in der Erde; ihre Zweige aber streben aufwärts und strecken sehnende Arme nach der Quelle ihres Daseyns aus. Diese Richtung der Wissenschaft ist ewig und unveränderlich, und sie allein reicht hin, den Menschen Lügen zu strafen, der in seinem Hochmuthe sagen wollte: „was ich weiß, weiß ich aus mir. Alles das, was mein Geist umfaßt, ist Fleisch von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Es gibt keinen Gott.“

* *
*

All unser Wissen ist Stückwerk. Ein Tag lehrt den andern, und was heute Weisheit ist, kann morgen Thorheit seyn. Willst Du auf diesen Triebsand bauen? Die Wellen gehen hin und her, und keine bleibt, ob sie schon die Wurzeln des Felsen durchwühlen. Darum ist auch immer Streit gewesen um Wahrheit und Irrthum, und es wird immer Streit seyn, bis die Welt untergeht.

Die Räthsel der Welt sind eine Aufgabe, zu deren Auflösung einige Data fehlen. Diese fehlenden Data sucht der menschliche Geist, der nach Wahrheit strebt, mit unermüdlichem Eifer. Werden sie je gefunden werden, oder liegen sie menschlicher Einsicht zu fern? Ihr Daseyn ist gewiß, aber nicht der Ort, wo sie zu suchen sind. Dieser mag gemuthmaßt wer-

den; aber was dem einen zu muthmaßen vergönnt ist, ist dem andern erlaubt zu bezweifeln. Hier das eigne Meinen für das alleingültige, das Maaß des eignen Geistes für das Aeußerste jeder möglichen Einsicht zu halten, ist frevelnder Hochmuth.

Was mir zu wissen frommt, woran ich ohne Gefahr meiner Seele nicht zweifeln darf, das ist mit leserlicher Schrift in mein Gewissen eingegraben. Ich erkenne den Finger Gottes in seinen Geboten. Ich fühle sein Daseyn in dem Innersten meines Herzens, und daß ich von ihm weiß, das erhebt mein Wesen über den Staub. In dieser Erhebung schau' ich über das Grab hinaus in eine andere Zeit, in ein anderes Seyn, von dem ich ahnde, daß es reiner, heiliger, göttlicher seyn wird, als mein irdisches Seyn. Ich unterscheide Gutes und Böses deutlich in mir, und die Gewißheit, mit der ich diesen Unterschied erkenne, überzeugt mich, daß diese Kenntniß eines höhern Ursprunges ist, daß sich mir Gott durch meine Vernunft kund thut, und daß das Gebot meiner Vernunft eben deshalb mir ein unverletzliches Gesetz seyn muß. Wie mir aber die Kenntniß des Guten von Gott kömmt, so kömmt mir auch die Liebe des Guten von ihm. Ein doppelter Weg breitet sich vor mir aus; die Wahl ist mein. Zu dem einen ruft mich die Stimme Gottes, die wilde Begier zu dem andern. Diese Begier muß ich bekämpfen, um Gott zu gefallen. Aber auch die Kraft zu dem Kampfe und der Sieg darin kömmt von Gott, und ist der Preis eines frommen und gottergebenen Wollens.

Dieß ist der Glaube, an welchem ich fest halte, der mich beruhigt, der aus der Tiefe meines Herzens quillt, und durch die Schriften gottbegeisterter Männer bekräftigt wird. Was mir in meinem eigenen Wesen räthselhaft ist, diese Verbindung eines vernünftigen Geistes, welcher von Gott weiß und nach dem Unvergänglichen trachtet, mit einem thierischen und vergänglichen Leibe, der mich durch seine täglich erneuten Bedürfnisse demüthigt und an die Erde kettet; diese Freiheit des Willens, die mich zu Gott erheben und auch abwärts zum Bösen führen kann; diese Mischung kämpfender Richtungen in mir — alle diese dunkeln Zeilen in dem Buche meiner Natur ziehen zwar meine Aufmerksamkeit an sich, aber sie beunruhigen mich nicht. In Demuth erkenne ich mein Nichtwissen, und ohne mich in die Irrgänge einer trügerischen Weltweisheit zu verlieren, erwarte ich die Erklärung jener Räthsel vertrauensvoll von der Zeit, wo die Strahlen der ewigen Weisheit, nicht mehr durch trügende Sinnen gebrochen, meinen Geist erleuchten werden.

* * *

Der Spruch: „Thue Recht und scheue Niemand," enthält mehr Weisheit, als alle Werke über den Umgang mit Menschen lehren können. „Thue Recht und scheue Niemand," das ist der einzige, sichere Compaß auf dem Meere des Lebens.

* * *

Was würde es wohl groß schaden, wenn wir jede Uhr für eine Todten-Uhr nähmen, und dabei an das

dächten, was sie eben bezeichnet, an die Flucht der Zeit? Leuchten nicht helle Farben noch schöner und heller auf dunkelm Grund? Laß nur Deine Freude einen reinen Diamant von recht hellem Wasser seyn, und Du wirst bald sehen, wie sehr sie sich durch die untergeschobene Folie eines tiefen Ernstes erhöht.

* *
*

Was wir recht innig ehren und lieben, wird uns durch den Tod nicht zerstört. Es bekömmt durch ihn ein neues Daseyn in der Tiefe unsers Herzens, und aus der Asche selbst dringen die Flammen der Liebe reiner empor. Hat mir schon der Tod die körperliche Gegenwart meiner Mutter entrissen, so kehrt doch ihr Andenken täglich bei mir ein, und täglich bekränze ich ihr verklärtes Bild mit den Blüthen meiner Dankbarkeit und Liebe. Dieses freundliche Bild, das mir aus den Gefilden einer andern Welt herüberstrahlt, tröstet mich, wenn ich traure; belehrt mich, wenn ich zweifle; warnt mich, wenn ich wanke. Sie geht mir wie ein schützender Engel zur Seite. Der Tod hat sie mir entnommen; die Liebe hat sie mir verklärt wiedergegeben.

* *
*

Die Lebens-Philosophie, die in der großen Welt noch heute durch Wort und That gepredigt wird, ist sie eine andere, als von der das Buch der Weisheit sagt: „Es gibt rohe Leute, die sagen, es ist eben ein kurz und mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ist's gar aus mit ihm.

Von Ohngefähr sind wir geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen; denn unser Athem ist ein Rauch und unsere Rede ein Funke, der aus unserm Herzen sich regt. Wann der verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie Loderasche, und der Geist zerflattert, wie dünne Luft. Unsere Zeit fährt dahin, wie ein Schatten, und wenn wir weg sind, so ist keine Wiederkehr. So lasset uns wohl leben, weil es da ist; und unsers Leibes gebrauchen, weil er jung ist. Lasset uns erfüllen mit dem besten Weine, und mit Salben bestreichen. Lasset uns nicht versäumen die Blumen des Mais. Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. Unser keiner lasse es fehlen am Prangen, auf daß man allenthalben spüren möge, wie fröhlich wir gewesen sind. Wir haben doch nicht mehr davon, denn das."

Dieß war die Rede roher Leute in uralter Zeit.

* * *

Mit Freude und froher Aneignung hab' ich gelesen, was eine edle Frau von ihrem Krankenbette an einen Freund schreibt: „Ich leide sehr, aber ich bin nicht unglücklich. Ich bin zufrieden an der Stelle, wo ich bin. Trotz einiger Unbequemlichkeit will ich doch, wenn es seyn muß, mit Dankbarkeit noch länger hier bleiben; soll ich aber meinen Weg beschleunigen, so werde ich mich freuen in meine Heimath zu kommen; denn Sie werden zugeben, daß man die Ewigkeit so nennen kann. Ich hoffe dort das Glück zu finden; Belohnung wage ich nicht zu sagen. Hat

man ein Recht auf Belohnung, weil man Tugend geliebt und gefühlt hat?"

* * *

Selten vergeht eine Nacht, wo ich nicht meine Kinder im Traume sehe. Hand in Hand gehen sie vor mir her, wie in den frohen Tagen ihres kurzen Lebens; aber schöner noch und blühender und leichtern Schrittes. Sie zeigen mir den Weg, den auch ich gehen soll. Da, wo sich ihre Gestalten mit dem Abendrothe mischen, da ist die Pforte des Lebens.

Wie mich diese holden Erscheinungen trösten! wie sie mich nach sich ziehen! wie sie mir das Scheiden vom Leben durch frohe Hoffnung erleichtern! Ich werde euch wieder mit meinen Armen umfassen, ihr reinen und unschuldigen Seelen, ich werde euch an dieß Herz drücken, das voll unauslöschlicher Sehnsucht nach euch schlägt, und in Thränen des Jammers schwimmt. Dann wird mein Schmerz in Freude verwandelt werden.

Mein Ziel wird nicht lang seyn; der Engel des Todes kömmt bald. Ich fühle sein Nahen und zage nicht. Steht nicht der Tod schon an der Wiege des Menschen? und ist wo ein Weg, den er nicht mit uns ginge? Immer warnt er ja, und mahnt an sein Kommen, und oft mitten in der Freude läßt er uns die dunkeln Blumen seiner Heimath sehen. Nie habe ich seine Nähe verkannt; nie hab' ich mein Ohr seiner Warnung verschlossen. Warum sollt' ich denn jetzt beben, da er mir freundlich die Hand reicht, um mich zu denen zu führen, die vor mir über den dunkeln Weg zur Seligkeit eingegangen sind?

* * *

Daß Odo meinen nahen Tod nicht ahndet, daß ihn der falsche Schein einer Lebenskraft täuscht, die das Fieber in meine Nerven gießt, soll ich mich darüber freuen? Wenn am Morgen seine Hoffnungen sinken, so steigen sie am Abend wieder auf, und er zweifelt nicht, daß der Frühling mit seinen Blumen mir Genesung bringt. Ja — Genesung zum Tode. Aber wie vermöcht' ich es doch, ihm diesen Wahn zu entreissen? ihm schonungslos die Zerstörung in meinem Innern und das nahe Grab aufzudecken? Wird sein Schmerz geringer seyn, wenn er mich eine lange Reihe von Tagen hindurch hat sterben sehen, als wenn ihm mit einemmal von dem Baume der Hoffnung die herbe Frucht des Todes in den Schoos fällt? Gewiß nicht. Es wäre ein zwiefaches Sterben für ihn und mich. Lieber will ich zugleich mit ihm diese Hoffnung pflegen, und, indem ich still in mich hinein weine, mich an seiner vergänglichen Freude erwärmen.

* * *

Meine Kraft verwelkt und schwindet dahin; meine Tage verfliegen wie ein Rauch. Nur schwach noch hängt die Flamme meines Lebens an dem verglimmenden Docht. Die Hand des Todes hat mich ergriffen, und ich stehe am Grabe mit wankendem Fuß. Warum soll ich beben? Hab' ich nicht einen gütigen Vater, der mich in seinen Schoos aufnimmt? und hat nicht Christus den Tod überwunden? Der, welcher mich lehrt, daß wir Kinder eines Vaters sind,

der Barmherzigkeit übt, und den Schwachen, den Strauchelnden nicht zürnend straft, der hat dem Tode seinen Stachel genommen. An dieser tröstlichen Lehre hält mein Herz. Sie soll mir die Stunde des Abschieds erleichtern, wenn ich mit zitternder Hand noch nach dem Leben greife, und mich alle Liebe meines brechenden Herzens zu dem geliebten Manne hinreißen will, der hinter mir zurückbleibt, und jammernd mir nach in das dunkle Grab schaut. Aus seinen Armen will ich in die Arme des ewigen Vaters übergehen; von seiner edeln Liebe durchglüht, will ich an die Brust der ewigen Liebe fallen, dort die zu finden, die vor mir starben, und die zu erwarten, die hier in dem Reiche des Todes der Ewigkeit harren. Mein Geist sieht heiter über das Grab hinaus, und ich bitte Gott, mir die Kraft zu verleihen, wenn der Schleier der irdischen Täuschung zerreißt, den Mann meiner Liebe zu trösten, und ihm die Freudigkeit zum Erbtheil zu lassen, die ich jetzt bei der Annäherung meines Todes fühle. Wenn er aber unter der Last der Prüfungen sinken will, die du, o Gott, ihm auferlegst, so richte Du ihn selbst wieder auf, und umgib und erfülle ihn mit Deiner Kraft. Und vielleicht, wann ich von ihm geschieden bin, ist es mir doch noch verstattet, in seiner Nähe zu weilen, ihm unsichtbar zur Seite zu gehen, und seinem sehnenden Herzen Trost einzuhauchen, bis auch ihm der irdische Nebel zerrinnt, und er mir in die Arme fällt, und wir in ewiger ungetrübter Liebe uns nie mehr trennen.

f. 169

Von Odos Hand.

In den ersten Monaten des Jahres 1805 ward mir, nach einem langwierigen Siechthume, dessen Natur mich täuschte, das Theuerste, was ich hatte, die liebenswürdigste und geliebteste Gattin, die Freude und der Trost meines Lebens entrissen.

Sie starb in meinen Armen. Ihre Lippen ruhten noch auf den Meinigen, als der Engel des Todes ihr mit leiser Hand die Augen schloß. Ihr Herz hatte an dem Meinigen ausgeschlagen. Still, wie ihr Leben gewesen, war auch ihr Sterben. Lächelnd hatte sie den Tod begrüßt, und sie lächelte fort in ihrem letzten Schlummer.

Ich hatte jetzt alles verlohren. Nichts war gerettet, als das Andenken an die Geliebteste, und die Erinnerung an eine Zeit, die mir für immer untergegangen, und einen unermeßlichen, furchtbaren Abgrund hinter sich gelassen hatte.

Meine geschwächte, tief erschütterte Kraft widerstand dem Andrange des Schmerzes nicht. Lange hielt mich eine tödtliche Krankheit schwebend zwischen dem Leben und dem Grab. Das Leben siegte für jetzt; oder vielmehr, ich fuhr fort zu seyn, ohne zu leben.

In diesem hülflosen Zustande, mit dem Keime des Todes in der Brust, sah ich oft in schlaflosen Nächten das Bild der Vergangenheit vor meine Augen treten; aber nicht heiter, sondern düster und schrecklich bot sie mir Dornen dar. Umsonst bemüht, sie zu entfernen, griff ich erbittert hinein, und die Wun=

den, die ich mir schlug, erquickten mich. Immer und immer drängte sich jetzt der Gedanke zu, ich sey zum Unglück bestimmt, ich hätte wider den Willen des Himmels die Herrliche in die Wirbel meines Schicksals gerissen, und sie sey ein Opfer der Leiden geworden, die ich erbarmungslos auf sie gewälzt. Furchtbar quälte mich das, wie eine Anklage aus der Tiefe meines Gewissens, oder wie eine Stimme aus der andern Welt. Auch das quälte mich, daß ich in trüben Stunden nicht immer meines Unmuthes Herr gewesen war. Bitter warf ich mir jetzt selbst die himmlische Freundlichkeit vor, mit der mir die Gute zu allen Zeiten entgegen gekommen, und die Sanftmuth, die sie meinem heftigen Wesen entgegengesetzt. Was mich hätte trösten sollen, ward meine Pein. Jede ihrer Thränen, die ich nicht getrocknet, oder die sie mir verborgen geweint haben mochte, braunte auf meinem Gewissen, das mich der Undankbarkeit und strafbaren Härte anklagte. So lag ich auf der Folter unbeschreiblicher Angst, und wenn der Morgen kam, fiel doch kein Thau des Trostes auf meine glühende, von den Bildern der Nacht geängstete Brust.

Lange dauerte das. Wie über schroffe Klippen und verwundendes Gestein trieb mich ohn' Unterlaß der Gedanke, Amande zürne mir, und dieser Zorn störe die Ruhe ihres seligen Lebens.

Da geschah es auch wohl, daß ich im Schlafe ihr Bild vor mir vorüberrauschen sah, und meine Arme nach der fliehenden Gestalt ausstreckte, die sich nicht nach mir umwenden wollte. Oder ich suchte sie ängstlich

mit beklommener Brust in labyrinthischen Gängen, wo ich täuschende Stimmen hörte, die der ihrigen glichen, aber dumpf durch Wände und Thüren tönten. Und wenn ich dann ungestüm und immer ungestümer mich nachdrängte, und immer kein Ende fand, und es immer enger um mich wurde und dunkler, dann erwacht' ich mitten in meiner Angst und von Fieber glühend. In diesem Zustande hatte ich bald nur Einen Wunsch, der mich nicht mehr verließ, daß das geliebte Weib mir nur Einmal versöhnt erscheinen, nur mit Einem liebenden Worte, mit Einem freundlichen Blicke nur den Sturm beschwören möchte, der mein ganzes Wesen zerstörte.

Mein Wunsch blieb ohne Erhörung.

Der Frühling kam, und seine weichen Schwingen legten sich kühlend an meine wunde Brust. Sein milder Athem, der über Blumen und Blüthen ging, wehte mich erquickend an; ich badete mich wieder in den Strömen des Lebens, die er aus seinen unerschöpflichen Urnen goß. Meine Kräfte kehrten langsam zurück. Der dichte schwarze Schleier, der über meinem innern Auge gehangen hatte, schien zu zerrinnen, und lößte sich in Thränen auf. Ich genoß etwas Schlaf und mein Schmerz wurde milder. Aber noch immer hörte die Selbst-Peinigung nicht auf, und es gab Stunden, wo mir jene innern Anklagen das Herz auf das Heftigste zerrissen.

Endlich kam mir Beruhigung durch die Erfüllung meines heissen Wunsches.

Ich hatte mich spät niedergelegt; meine Seele war

voll von Bildern der Vergangenheit, und die Erinnerung färbte das düstere Gewölk meiner Trauer mit ihren milden Farben. Mit größerer Heftigkeit drückte ich das Andenken der geliebten Todten an mein Herz, das voll des alten Wunsches sich in dringenden innigen Bitten ergoß.

Sie blieben nicht unerhört. Heitere Träume mannichfaltiger Art zogen durch meine Seele, und warfen aus ihrem Füllhorne Blumen und Sterne in meinen ruhigen Schlaf. Ich erkannte mich in den Blüthen-Gärten von Mainau, die nun paradiesischer geworden waren, und reicher an Blumen, und alles glänzender als sonst. Mit großer Sehnsucht und erwartungsvoll schaute ich umher, und meine ungeduldigen Blicke drangen tiefer und tiefer zwischen die weißen Stämme der Birken ein, die sich leicht in die blaue Luft emporschwangen und vor Lust zu beben schienen. Alles war still. Und indem ich mit zurückgehaltenem Athem spähte, zog in weiter Ferne eine zarte Gestalt durch das Gebüsch hin, und ein langes weißes Gewand schwebte ihr nach. Die Gestalt verschwand, aber das Wehen ihres Schleiers dauerte fort, und kühlte mich, wie ein leiser Athemzug der Luft, und aus der wehenden Kühle hört' ich ein Flüstern, wie „Weile nicht.“ Jetzt drang ich ein in den Wald, und öffnete das Gebüsch mit den Händen vor mir, und wieder sah ich Amanden langsam und sinnig gehen, und ich eilte rascher nach ihr hin, als plötzlich aus blauer Luft ein Blüthen-Regen herabwirbelte, weiß und rosenroth, und so dicht wie Schneeflocken, und die Wandelnde verhüllten. Ich wollte rufen, aber keine Stimme folgte der Anstrengung; und ich war, ich weiß nicht wie, einge-

preßt zwischen wildem Gesträuch, das sich immer fester und fester zusammendrängte und an schroffen Felsen hinaufstieg. Immer enger wurde der Pfad; immer tiefer drückten die Felsen herab; nur gebückt wand ich mich hindurch, und mit den Händen über mir, macht' ich mir Bahn. Meine Brust war ängstlich beklommen; die Füsse zitterten unter mir; Sehnsucht, Erwartung, Zweifel hemmten meinen Athem. Jetzt griff ich noch einmal mit angestrengter Kraft in das verschlungene Geäst; und ich stand vor einem Felsen-Thor, hochgebaut, tief und vielfach geschichtet, und eine unermeßliche Grotte öffnete sich, von glänzenden Felsen gewölbt. Ich athmete wieder, und sah hinein in den wunderbaren Bau, wo dem Krystalle hoch herab springender Bäche aufschiessende Wasserstrahlen begegneten, während von allen Seiten Ströme von Licht durch die Spalten drangen, die ein neues Gewölbe von Regenbogen aufbauten, einen weiten und tiefen Gang wogender Farben, in deren letzter Tiefe ich die vorige Gestalt wieder sah. Wie das Bild einer Heiligen stand sie in der wunderbaren Blende, ihre Arme eng in ihren Schleier verhüllt, mit gesenkten Blicken und sinnvoll trauernd. Mit geöffneten Armen eilt' ich nach ihr hin; aber meine Augen schloßen sich, wie zu einem tiefen Schlafe, und wie Rosen aus Rosen, so sprießte aus dem ersten Traume ein zweiter auf. Alles war verschwunden, was ich vor mir gesehen hatte, und ich fand mich in dem Garten meines väterlichen Hauses wieder. Es war Alles wie sonst, und Amande saß, wie gewöhnlich, im Morgenkleide in der Laube, ein himmelblauer Shawl hing von ihren Schultern herab, ihr Gesicht war auf ihre Kinder gebückt, die an ihre Kniee ge-

lehnt zu ihr hinauf sahen. Sie hielt sie mit beiden Händen umfaßt. Ich trat zu ihr hin; sie blickte auf, und alle Liebe, alle Freundlichkeit ihrer glücklichsten Tage war in ihren Augen. Sie schien nicht verwundert mich zu sehen, auch nicht, daß helle Thränen von meinen Augen flossen; und da ich mit beiden Armen nach ihr reichte, wand sie den langen Shawl um sich, ihre Kinder und mich, und sagte, als wir so fest verschlungen waren, leise und liebend: „Nun hast Du uns wieder, mein Odo." Und ich mußte laut vor inniger Freude weinen, und über dem Weinen erwachte ich, und mein Gesicht war mit Thränen bedeckt.

Mit großer Freudigkeit dankte ich Gott für diesen Traum, der mir zugleich wie ein Unterpfand der Versöhnung, und wie eine Vorbedeutung meines nahen Todes erschien. Hoffend sah ich jetzt in die Zukunft, und heiterer in die Vergangenheit. Oft hab' ich seitdem die geliebte Gestalt in meinen Träumen gesehen, und immer hat ihre Erscheinung, wie ein Lichtstrahl aus einer höhern Welt, die düstern Zweifel zerstreut, die mich noch bisweilen befeinden, und indem sie mir den Trost des Himmels brachte, mich in die süße Schwermuth gewiegt, die aus der Ahndung eines überschwenglichen Glücks, für das die sterbliche Brust zu eng ist, quillt. Das sind die Freuden, die mir jetzt allein noch übrig sind; auch Blüthen jener heiligen Liebe, mit denen Amande mein Leben geschmückt hat, und die ich unaufhörlich an mein tödtlich verwundetes Herz drücke. Meine Kraft ist gebrochen. Ich habe nur noch Einen Wunsch, und ich darf hoffen, daß auch dieser bald in Erfüllung gehen wird. 3,183

Die Mitgabe.

V. 55.

Durch weise Weiber wird das Haus erbaut; eine Närrin aber zerbricht's mit ihrem Thun.

An Amanden, von ihrer Mutter.

Da ich im Begriff bin, meine geliebte Tochter, Dich aus meinen Armen zu entlassen, und da eine Verbindung anderer Art, die Deinem Leben eine neue Richtung geben wird, das glückliche Zusammenseyn trennt, das eine Reihe von Jahren hindurch meine Freude und mein Trost war, hab' ich mir vorgenommen eine Sammlung der Grundsätze anzufangen, die mir bei Deiner Erziehung vorgeschwebt haben, und der Bemerkungen, die ich über unser Geschlecht, vornemlich in Beziehung auf den Ehestand, zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da es mein eifriges Bestreben gewesen ist, jene Grundsätze nicht sowohl Deinem Gedächtnisse einzuprägen, als sie von selbst in Deinem Gemüthe aufkeimen zu lassen, so gebe ich Dir jetzt diese Blätter als ein Vermächtniß mit, durch das Du an den zurückgelegten Weg erinnert und zu einer wiederholten Betrachtung desselben aufgefordert werdest. Auch ist es in Deinem Alter und auf dem Scheidewege, auf den Dich die Vorsehung jetzo gestellt hat, nützlich, das, was Du weißt, deutlich zu erkennen. Nur das, was man deutlich erkennt, kann

man auf die beste und kürzeste Weise, und mit der Besonnenheit vollbringen, ohne welche alles Gelingen nur ein Zufall ist.

Niemanden wird einfallen, für jeden einzelnen Fall seines Handelns irgendwo eine bestimmte und untrügliche Vorschrift zu finden; er weiß, daß er sie aus der Anwendung gewisser allgemeiner Grundsätze selbst auffinden muß; aber auch die allgemeinen Grundsätze selbst, wenn sie wahrhaft förderlich seyn sollen, müssen nicht angelernt, sondern gefunden seyn. Was bei dem Leibe ohne weiteres erkannt und zugestanden wird, daß jeder Theil sich aus der organischen Kraft seiner Natur frei entwickelt haben muß, wenn er zu dem Ganzen passen, mit seinen Nachbarn zusammenstimmen, und seine Bestimmung erfüllen soll, das ist in der Bildung des Geistes zwar weniger sichtbar, aber nicht weniger gewiß. Es ist eine Eigenthümlichkeit unsers Geschlechtes, sich auch das, was ihm von Aussen gegeben wird, auf eine leichte Weise anzueignen, das Fremde mit dem Eignen so zu verschmelzen, daß das eine von dem andern nicht mehr unterschieden werden kann, und den Saamen einer jeden Idee so zu entwickeln, daß er, wenn ich so sagen darf, für unsern Boden und unser Clima geschaffen scheint. Es ist also gar nicht gleichgültig, welche Saamen man ergreift, oder welches Senkreis man sich einpflanzt; obschon das meiste auf die erste Richtung ankömmt, welche Geist und Character empfängt. Der Boden muß gut, die Luft muß gesund seyn, wenn eine Pflanze mit frischer Kraft aufwachsen soll. Um ver=

ständig zu handeln, muß man einen geübten Verstand haben; und ein harmonisches, in sich selbst zusammenstimmendes Betragen setzt innere Harmonie des Gemüthes voraus. Ein Stamm, der sich einmal schief gezogen hat, ist durch keine Gewalt und Kunst gerade zu ziehen; und ein Weiberkopf, der einmal verkehrt steht, ist nicht wohl recht zu setzen. Wie es Frauen gibt, die, bei vielem Aufwande, immer ihren Anzug auf dem Trödel zusammengekauft zu haben scheinen, während andere, ohne Kosten und sichtbare Mühe, immer ein geputztes Ansehen haben; so gibt es auch manche, die immer mit einem Krame von fremden Gedanken erscheinen, der, wie die Ziergärten der Kinder, über Nacht verwelkt, ohne Früchte zu bringen, ja selbst ohne Wohlgefallen zu erregen, indeß andere mit einem geringern Vorrathe, der aber als ihr Eigenthum erscheint, gefallen und erfreuen. Ich habe auch wohl einige gekannt, die mit eigenthümlicher Schiefheit mühsam auflasen, was andere weggeworfen hatten, und, indem sie nur dem Auffallenden und Sonderbaren nachjagten, sich mit dem Nimbus einer höchst lächerlichen Originalität umgaben; noch mehrere aber, die zwar das Rechte gelernt hatten, aber es auch bloß in ihrem Gedächtnisse, wie in einem Buche, aufbewahrten. Alles das ist überaus widrig und unweiblich, wie alles Unzusammenhängende, Gesuchte, in sich Widersprechende. Keine Art der Pedanterei steht den Frauen gut, und jede Prahlerei mit Gedanken mißfällt, auch wenn sie unter einander und mit dem Leben zusammenstimmen. Und wenn hier

gar nur Dissonanzen sind? Wenn der Mund von Weisheit, das Herz von Thorheit überfließt? wenn die Rede eine Kritik des eigenen Lebens ist?

Die Grundsätze sind dem Gerüste eines Pallastes gleich zu stellen, oder dem Kerne einer Bildsäule, oder dem Entwurfe einer Rede und eines Gedichts. Nie sollen sie sich breit machen um ihrer selbst willen; es ist genug, daß sie dem Kunstwerke unserer Bildung zum Grunde liegen; aber diese selbst soll sich zeigen als ein freies Werk. Achtung und Liebe sind das Ziel aller weiblichen Bestrebungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Jene ist die Wirkung der Strenge, mit der wir unsere Grundsätze befolgen; diese das Werk der Freiheit, mit der wir sie vergessen machen. Die weibliche Tugend ist eine Kunst, bei der man nicht an den Meister denken darf. Wie die Schönheit, so soll auch die Tugend durch ihr Daseyn erfreuen. Sie wird verdächtig, so bald sie sich selbst erklärt; ihr Zauber verschwindet, so bald sie sich ihrer selbst sichtbar bewußt ist. Keine Gottheit huldigt sich selbst.

Grundsätze ohne Thaten sind wie der viel versprechende Titel eines Buches, auf den nur leere Blätter folgen; eine Thür, welche nirgends hinführt; eine große Anweisung, welche nicht honorirt wird. Die Kenntniß der Pflicht für sich allein ist einem Capitale gleich zu setzen, das unter Schlössern und Riegeln verwahrt, keine Zinsen trägt; oder wie die Werkzeuge einer Kunst, die Du nicht auszuüben verstehst. Nicht alles, was Du Dir anschaffen magst, ist darum auch

Dein; es wird Dein nur durch den Gebrauch. Wie Niemand eine Kunst lernt, ohne Uebung der Regeln, so ist es auch mit der Tugend. Und der Ausführung gewiß zu seyn, mußt Du ihre Grundsätze gegenwärtig haben. Rufe Dir also Deine Pflichten oft im Stillen zurück, und erneuere täglich den Vorsatz, sie keiner Sache nachzusetzen. Dieser Vorsatz bedarf zum Gedeihen eines höhern Beistandes. Richte daher täglich und vor allen Dingen Dein Herz zu Gott; und wenn Du ihm jeden Deiner Tage weihst, so wie Du jeden von ihm empfängst, so wird er Dir Kraft verleihen, ihm Deine Neigungen und Deinen Willen zu opfern, wenn er mit Deiner Pflicht in Widerspruch geräth. Wie kein Werk ohne Anstrengung und Aufmerksamkeit gelingt, so am wenigsten das Werk des Lebens. Gib es also nicht aus sündhafter Trägheit dem Zufalle Preis. Waffne Dich zum Voraus gegen mögliche Niederlagen, indem Du Dir Deine Schwächen nicht verhehlst, und die schlüpfrigen Stellen Deines Weges vermeidest, oder, wo dieses nicht möglich ist, die Mittel bereitest, die Dich aufrecht erhalten können. Wer sich am Morgen rüstet, und auch am Tage Wache hält über sich selbst, der wird selten am Abend Unmuth und Reue auf dem Felde der Niederlage finden.

Vergiß nie, daß die Quellen des Glücks in Dir selbst fließen, und daß, wenn der Schatz der Zufriedenheit nicht in Dir liegt, Du vergebens Geister beschwörst, um ihn auf fremdem Grund und Boden zu heben. Ein gesunder Mensch schläft auch auf einem

harten Lager aus; einem kranken Gemüthe gibt auch das Füllhorn des Glücks keinen Genuß. Nur ein unschuldiges Herz ist gesund; nur ein gesundes ist froh. Wer an den Augen leidet, dem geben die schönsten Farben Schmerz; dem Gelbsüchtigen erscheinen sie schmutzig, und den Fieberkranken eckeln die besten Speisen an. Ist es nicht strafbar, die Einrichtung der Welt, die Menschen um Dich her, ja, die Vorsehung selbst anzuklagen, wenn Du bei der Verwirrung Deines Gemüths, bei den Fieberschauern Deiner Begierden, bei der Zerstörung Deiner innern Harmonie überall Verwirrung, Leerheit und Dissonanzen erblickst? Schlägt nicht der edelste Wein in einem unreinen Gefäße um? und warum tadelst Du an der Welt, was Du selbst verschuldet hast? Auf einem verstimmten Instrumente wird die beste Musik entstellt, und wenn Du zu träge bist oder zu ungeschickt, um die Saiten zu stimmen, so mußt Du nicht über schlechte Musik klagen. Wenn Dir die Welt mißfällt und Du Lust zum Verbessern fühlst, so kehre Dich zuerst gegen Dich selbst, und sey fest überzeugt, daß der Himmel heiterer werden wird, wenn Du die Wolken aus Deinem Herzen vertrieben hast. Es steht nicht in Deiner Gewalt, reicher zu seyn, als Du bist; aber Dir einiges zu versagen, das steht in Deiner Gewalt. Die Menschen zu ändern, mit denen Du in Berührung stehst, ist in vielen Fällen unmöglich, und auf keine Weise leicht; aber Dich selbst zu größerer Duldsamkeit zu gewöhnen, ist nicht unmöglich. Verlange nicht von andern, was Du Dir selbst nicht zumuthest;

oder muthe Dir vielmehr zuerst zu, was Du von andern verlangen willst. Gewöhne Dich an Nachgiebigkeit, so wirst Du selten den Starrsinn anderer anzuklagen haben; noch werden Dich, wenn Du wahrhaft bescheiden bist, die Ansprüche anderer kränken. Es ist leichter die, welche Dich eines Fehlers zeihen, vor ihre eigene Thüre zu schicken; aber es ist besser, Dich von dem gerügten Fehler frei zu machen. Wer sich auf diese Weise mit sich selbst zu schaffen macht, wird wenige Zeit übrig haben, den Mängeln anderer nachzuspüren. Sich Ehren-Pforten aufzubauen von fremden Fehlern, ist eine eitle Lust unsers Geschlechts, die oft hart gebüßt wird. Du wirst diese Lust besiegen, wenn Du Dich selbst fragst, ob Du nicht an demselben Fehler krank liegst, oder an schlimmern? und ob Du Dir nicht Dein eignes Urtheil sprichst? — Es ist viel für das Glück gewonnen, wenn man aufhört, unzufrieden mit andern zu seyn. Hast Du es so weit gebracht, daß Du mit Dir selbst zufrieden seyn darfst, so fängt Dein Himmel schon hienieden an, und wie eng auch immer Deine Hütte sey, es wohnt ein größeres Glück darin, als in irgend einer Königsburg Platz hat. Heilige also den Tempel in Dir, so wirst Du auf geweihtem Boden wohnen, den keiner der Feinde des Lebens betreten darf. Dann werden auch seine Dornen ihre Spitzen verlieren, und Du wirst leicht und leise — wenn auch unbemerkt und unbekannt — aus Deinem irdischen Himmel in einen andern noch herrlichern eingehen.

* * *

Die Fehler, die wir in uns einwurzeln lassen, machen uns nicht bloß andern zuwider, sondern uns selbst. Wer mag sich gern im Spiegel betrachten, wenn ihn daraus nur eine Ungestalt anspricht? und wie geschäftig auch immer die Eitelkeit seyn mag, Dir ihre bunten Gläser vorzuhalten, so wird sie Dir doch, wenn Du einmal Deine Blicke auf Dich richtest, Deine Fehler nicht verbergen. Darum fliehen so viele sich selbst ärger, als ihre Feinde sie fliehen; und hoffen sich zu entgehen, wenn sie ihre Zeit in nichtiger Zerstreuung verlieren. Niemand wird sich Wahnsinn und Verrücktheit wünschen; aber was ist die Furcht vor dem eignen Ich anders, als ein willkührlich ergriffener Wahnsinn, der uns, wie die Bewohner eines Irrenhauses, zu den nichtigsten Dingen verdammt? Indem wir jene Unglücklichen bemitleiden, sprechen wir unser eigenes Urtheil aus, ohne es inne zu werden. Wir beklagen diejenigen unter ihnen am meisten, die bisweilen in hellen Augenblicken ihr Schicksal erkennen. Aber was schützt uns gegen solche helle Augenblicke, in denen wir, trotz allem Gegenstreben, die Augen auf uns kehren und die heillose Zerrüttung unsers Innern betrachten müssen? Ein offener Krieg wird überall für wünschenswerther gehalten als ein heimlicher; so ist es auch dem Menschen heilsamer, den Krieg ausbrechen zu lassen, und nicht zu rasten, bis er einen sichern und dauernden Frieden mit sich schließen kann. Dieser kann auch nicht ausbleiben, wenn man nur die Ursachen der Zwietracht deutlich erkennen, und jene verrätherischen Lieb-

linge verbannen will, die uns mit uns selbst verfeinden, und einen ehrlichen Frieden aus Eigennutz hassen. Wie mancher eine Krankheit nur aus Trägheit nährt, ob er sie schon gern los wäre; so geht es uns auch mit vielen unserer Fehler. Wir ertragen das lang fortgehende Ungemach, weil wir nicht zu einigen Augenblicken des Schmerzes Muth haben. Aber wenn Du nur willst, so wird Gott Dir helfen. Willst Du nicht, wer wird Dir dann helfen, wenn die Zeit der Besserung verflossen ist?

* * *

Bei allen menschlichen Handlungen ist nur die Absicht gewiß. Hast Du gethan, was Du für recht hieltest, hast Du es mit Aufmerksamkeit und Besonnenheit gethan, so kannst Du über den Erfolg ruhig seyn. Ueber das Rechte waltet selten ein Zweifel ob; das Nützliche aber ist ungewiß, und die Aussprüche der Klugheit sind, wie die alten Göttersprüche, oft doppelsinnig. Das erste, worauf Du zu achten hast, ist der Beifall des Himmels, der Dir durch die Aussprüche Deines Gewissens kund gethan wird. Gegen diese Rücksicht verschwindet jede andere zu Nichts. Was Du auf einem andern Wege gewinnen könntest, es ist immer nur ein Gewinn bis zum Grabe hin; und dieses kann sich Dir morgen öffnen. Es steht Dir schon jetzt offen; und die Irrlichter der Eitelkeit, der Habsucht, des Ehrgeizes, der Lust, indem sie Dir den Abgrund verdecken, ziehen Dich näher an seinen Rand, und die Erde bricht unter Dir ein, indem Du eben-

den Schatz ergreifst, über dem die lockende Flamme leuchtet. So trittst Du dann, mit dem ungerechten Gewinn in der Hand, vor Gottes Thron, und der Schatz, an dem Dein Herz hing, zeugt gegen Dich. Wer nur an Gutes denkt und Gutes will, darf nicht fürchten. Sein Gewissen gibt ihm Vertrauen und Trost. Durch das Gewissen spricht Gott, und die Stimme des Richters wird vernommen, eh' noch der Tag des Gerichts erscheint.

* * *

Fliehe die Einsamkeit nicht, sie befreundet Dich mit Dir selbst; fliehe die Gesellschaft nicht, sie befreundet Dich mit der Welt. Wenn Du die Einsamkeit nicht ertragen kannst, so glaube nur, daß Dein Gemüth leer und nichtig ist, und daß irgend ein unerkanntes Geschwür an Deinem Herzen nagt, das Du zu betrachten Dich scheust. Wenn Du die Welt meidest, so magst Du fürchten, daß die Selbstsucht in Dir allzu mächtig geworden ist. Ich habe Männer und Frauen gekannt, die die Welt nur darum flohen, weil sie ihre übermäßigen Forderungen nicht befriedigt sahen, weil sie die Mitbewerber ihres Ansehens nicht ertragen konnten, oder weil sie sich von jedem Widerspruche verletzt fühlten. Sie suchten die Einsamkeit, und wurden in ihr immer übermüthiger, selbstsüchtiger, menschenfeindlicher und verstockter. Dieser Fall ist nicht selten. Mehrere flohen indeß die Einsamkeit, weil ihnen ihre eigene Gesellschaft unerträglich war, und sie in dem Geräusche Rettung vor sich selbst suchten.

* * *

Die Veränderlichkeit der Weiber in ihren Neigungen und Wünschen ist zum Sprichwort geworden. Daß ein Mädchenkopf ohne Erfahrung, in welchem eine leichtbewegliche Einbildungskraft spukt, immer in der nächsten Veränderung ein Glück erwartet, das kein früherer Zustand gewährt hat, ist nicht eben zu verwundern; aber es ist kindisch, diesen Täuschungen nachzuhängen, und sich mit einer krankhaften Unruhe aus einem Zustande in den andern zu werfen. Willst Du wissen, was Dir die Zukunft bieten kann, so frage die Vergangenheit; und wenn hier Deinem Gedächtnisse eine Nebelwelt voll Phantome entgegentritt, welche die Hoffnung geschaffen und die Wirklichkeit vernichtet hatte, so entsage dem eiteln Spiel, oder treibe es nur als ein Spiel, ohne ihm auf Deine Handlungen den geringsten Einfluß zu gönnen. Sage Dir ohn' Unterlaß, daß Dinge, die Du am heftigsten wünschtest, Dir, wenn sie in Deiner Gewalt waren, nur geringe Freude gewährten; daß sie Dir oft in demselben Augenblicke gleichgültig wurden, wo Du sie erhieltest, daß folglich eine so kurze und täuschende Lust kein ernstes Streben verdienen kann. — Ich erschrecke, wenn ich denke, wie viel dieser Wechsellust geopfert wird! wie viele Pflichten sie verletzt! welche Zerrüttung des Vermögens und des häuslichen Friedens sie oft nach sich zieht! welche schreckliche Folgen das Allernichtigste hat! Ist es nicht Wahnsinn, mit solcher Gefahr immer von der Zukunft zu erwarten, was Dir weder Vergangenheit noch Gegenwart beut; ja, beides mit dem raschen, eilenden Fuße zurückzustoßen,

um Dich in die nächste Zukunft zu stürzen, und doch nie an die Zukunft zu denken, die Dich — je nachdem Du willst — mit ihren Schrecknissen oder ihrer Seligkeit ganz unfehlbar erwartet.

* * *

Die Weiber erkennen selten die Wohlthat, die ihnen die Natur durch die Einfachheit ihrer Verhältnisse erzeigt hat. Die Welt, für die sie gebohren sind, ist ihr Haus; ihr Staat sind die Hausgenossen. Wenn der Mann das Haupt dieses Staates ist, so ist die Frau wenigstens sein erster Minister, und es ist ihr Geschäft, den Willen des Hauptes zum Besten ihres Staates zu lenken und ihn auf die gefälligste Weise zur Ausübung zu bringen. So wie sie als Mädchen in dem elterlichen Hause nur die natürlichen Verhältnisse der Tochter und etwa der Schwester zu ehren hat, so ist sie als Frau von der Natur an ihren Mann und ihre Kinder gewiesen. Ihre Pflichten bewegen sich daher in einem sehr engen Kreis. Diesen kennen zu lernen ist nicht schwer. Der Finger der Natur zeichnet ihn vor, und ihre Stimme ruft ein gutgeartetes Gemüth ohn' Unterlaß darein zurück. Bedarf es vieler Worte, um eine Tochter zu überzeugen, daß sie ihre Eltern ehren müsse, oder eine Mutter die Liebe ihrer Kinder zu lehren? Ist es aber nicht für das größte Glück zu achten, nur an solche Pflichten gebunden zu seyn, von denen die Natur selbst die Hälfte auf sich nimmt?

Freilich zerstört die Eitelkeit nur allzu oft diesen Kreis. Wie der Mann oft die unscheinbare Pflicht

verabsäumt, um sich ausserhalb ihres Gebietes mit größerem Glanze geltend zu machen, so hat auch die Eitelkeit der Weiber nur allzu oft die Grenzsteine ihrer Bestimmung verrückt. Der häufige Verkehr, in welchen die Frauen durch die Ausbreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse mit Männern aller Art versetzt worden sind, hat sie aus den Schranken der Häuslichkeit in eine Art von öffentlichem Leben geführt, in welchem sie sich mit usurpatorischen Mitteln zu behaupten suchen. Ich will hier schreiben, was mich die Erfahrung gelehrt hat, ohne etwas zu verhehlen oder zu übertreiben oder zu beschönigen; denn ich schreibe für Dich, meine Tochter, und nicht für die Welt. — Da die Frauen, als der schwächere Theil, oder doch, was hier auf Eines hinaus kömmt, für den schwächern Theil geachtet, einen ungewöhnlichen Scharfblick für die Schwächen der Männer haben, so mißlingt es ihnen selten, wenn sie wollen, sich in eine Art von Theilnahme an der Macht einzudrängen, die ihnen durch die bürgerlichen Einrichtungen versagt ist. Ihre natürliche Geschmeidigkeit, die Beharrlichkeit ihres Willens, die Macht, welche ihre Reize ausüben, alles das kömmt ihnen zu statten, um die Sinnlichkeit und Unbehülflichkeit der Männer zu unterjochen, und sich auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu verschaffen, die sie meist mit mehr Ansprüchen als Erfolg zu spielen pflegen. Auch für den Mann ist Celebrität öfterer eine Bürde, als ein Genuß; den Stand-Punkt der Frau verrückt sie gänzlich und zerstört die Grundlagen, auf denen das

Gebäude ihres Glückes ruhen soll. Unvermeidlich rächt die Natur jede Verletzung ihrer eigenthümlichen Gebote, und eine ehrgeizige Frau stürzt sich muthwillig in einen Strom, wo sie weder ihres Glücks, noch ihrer Tugenden Meister ist. Der Weg der Eitelkeit ist schlüpfrig, und wer ihn betritt, kann nicht sagen, wohin ihn der zweite und dritte Schritt führen wird. Zwar ist jeder Erfolg ungewiß; aber wer das Gesetz der Natur befolgt, wer sich in den Schranken seiner Pflicht hält, und diese mit Gewissenhaftigkeit auszufüllen sucht, dem darf, wenn auch der Erfolg seinen Absichten nicht entspricht, doch nie um Trost bange seyn. Aber woher soll ein eitles Weib Trost nehmen, wenn es sich zurückgewiesen oder überboten sieht? Woher? Es hat sein bestes Gut, wie der leidenschaftliche Spieler, nur auf den ungewissen Erfolg gesetzt.

Wähne also nicht, daß die Männer glücklicher zu preisen sind, weil sie Gelegenheit zu großen Thaten haben, die ihren Nahmen verherrlichen, und der Welt nützen, indem sie ihr glänzende Beispiele geben. Auch den Männern kömmt diese Gelegenheit nicht oft. Der Lorbeerkranz ist wohl ein schöner Schmuck für die Stirn des Helden und der Bewunderung werth; aber oft ist es nur eine einzelne und einseitige Anstrengung, die ihn erwirbt, und der Lorbeer gedeiht auf dem Boden der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit nicht minder, als in dem Schooße des Rechts. Die Früchte des Unrechts zu beneiden, steht wohl den Frauen am wenigsten an; auch das, was das Glück bringt, ist ihrer Bewunderung wenig werth; und was durch einzelne

Anstrengungen errungen wird, gibt für den Werth des Menschen nur ein unsicheres Maas. Du wirst mich vielleicht auf den Staatsmann hinweisen, und es ist wahr, daß dieser der Gerechtigkeit, der Ausdauer, der Liebe zur Pflicht, des Wohlwollens bedarf, um mit Recht auf seinem Platze zu stehen. Aber liegen nicht alle diese Tugenden auch in dem Gebiete der Frau? oder darf sie klagen, in Rücksicht auf ihre Ausübung durch die Natur oder die darauf gebauten gesellschaftlichen Verhältnisse bevortheilt zu seyn? Oder hat eine rechtschaffene Frau nicht täglich und stündlich Pflichten zu erfüllen, die nicht die Wirkung einzelner Aufwallungen seyn können, sondern einen festen Willen und ein gediegenes Wohlwollen fordern? Wenn ein Feldherr vielleicht nur einmal in seinem Leben einen Triumph feiern kann, und dem Staatsmanne der Eichenkranz kaum eher als an dem Ziele seiner Laufbahn gewunden wird, so hat eine Frau in ihrem kleinen Staate — was ist aber auf der Erde groß oder klein? — täglich Gelegenheit, sich einen Verdienst-Orden zu erwerben, den ihr ein gültiger Richter, ihr Mann, oder doch ihr eigenes Bewußtseyn umhängt. Ist nicht auch das für etwas zu rechnen — und in den Augen eines höhern Richters, als menschliche sind, gewiß für etwas sehr großes — daß ihr Verdienst durch die unreinen Einflüsse der Ruhmsucht nicht befleckt und geschmälert wird? Die Welt weiß nicht, welche Opfer sie bringt; wie sie den eignen Willen bekämpft, um einen fremden Willen zu erfüllen; wie sie mühsam ihre Kräfte sammelt, früh

aufsteht und spät sich niederlegt; für alle sorgt und sich selbst vergißt; leidet, damit andere sich freuen, arbeitet, damit andere ruhen können. Die Welt weiß es nicht, daß ihr Verdienst oft schnöde verkannt, ihre Ordnung oft muthwillig gestört, und, wenn sie schon mehr thut, als ihre Schultern tragen können, doch noch mehr von ihr gefordert wird. Die Welt weiß es nicht, aber Gott weiß es, und wenn sich ihr Aug' schließt, das oft bei der Härte ihres Mannes, oder an dem Krankenbette ihrer Kinder von heißen Thränen überfloß, so wird ihr Engel für sie an dem Throne des Ewigen zeugen, wo der Feldherr vielleicht zittert, und die Fürsten mit ihren mächtigen Dienern — wenn schon mit irdischem Ruhme bekrönt — das Urtheil der Gerechtigkeit zagend erwarten müssen.

* *
*

Der schlimmste Feind, vor dem eine Frau sich zu hüten hat, ist die Eitelkeit viel gekannt und bewundert zu seyn. Ein alter Schriftsteller hat gesagt, und viele haben es wiederholt, die beste Frau sey die, von der man nicht spreche; und gewiß hat die Natur den Frauen nicht umsonst eine so große Empfindlichkeit gegen fremdes Urtheil gegeben. Wenn aber unser Geschlecht die Fehler der Frauen überhaupt ohne Schonung rügt, so ist es doch am unerbittlichsten gegen die, welche über Gebühr nach dem Beifall der Welt geizen. Eine Frau, welche die erste in der Mode ist, erscheint uns nicht viel besser, als ein öffentliches Weib. Man ahmt ihr nach, und lästert sie. Einer

Schriftstellerin geht es nicht besser; und das unschuldigste, was man noch von ihr sagen kann, ist, daß sie sich männlicher Hülfe bedient. Anderes denkt man hinzu, ohne es zu sagen; aber etwas rühmliches ist es sicherlich nicht. Auf gleiche Weise wird jede Art der Eitelkeit gerügt; und die Welt ermüdet nicht, Dornenkronen für Frauen zu flechten, die den Kreis ihrer Natur durchbrechen wollen. Doch das ist das geringere Uebel, wenn schon empfindlich genug. Das größere ist die Erkältung des Herzens, die der Eitelkeit folgt. Die angenehmste Musik, hat man gesagt, ist die Schmeichelei; es ist die einzige, welche die Eitelkeit hören will, und sie saugt, wie die Sirenen, ihrer Beute das Mark aus. Das Paradies ging verlohren durch die Eitelkeit eines Weibes, das sich schmeicheln ließ; und trotz der alten Erfahrung, wird dieselbe Erscheinung Tag für Tag wiederholt. Es steht mißlich um die Selbst-Achtung bei denen, die ihr Glück in fremder Bewunderung suchen, und das Gewissen wird leicht zum Schweigen gebracht, wo die Eitelkeit spricht. Dann erstirbt das frische und frohe Gefühl des Herzens, das sich seiner Unschuld erfreut; die Pforten des Paradieses sind hinter Dir geschlossen, und Du bist auf einen dürren Acker hinausgetrieben, wo Du im Schweiße Deines Angesichtes die schnell verwelkenden Blüthen fremden Lobes erntest, die keine Früchte hinter sich lassen, aber oftmals Dornen. Wenn aber der Aeltermutter des weiblichen Geschlechtes doch die Sehnsucht nach der verscherzten Heimath blieb, so stirbt auch diese in dem Herzen

ihrer eiteln Töchter dahin. Die eitle Frau wird ihrem Hause fremd, wie sie sich selbst fremd geworden, und wohnt da, wo sie nicht einheimisch ist. Ihr Mann, den sie zu Grunde richtet, erscheint ihr als ein Tyrann; ihr Haus als ein Gefängniß; ihre Kinder als eine lästige Zugabe zu den andern Uebeln des Ehestandes. Ihr Leben vergeht wie ein Geschwätz, und sie hat, am Ziele ihrer Laufbahn, keine Thaten aufzuzeigen, die sie am Tage der Rechenschaft vor Gott vertreten könnten.

Gegenseitige Ergänzung ist offenbar der Zweck der göttlichen Vorsehung in der Einrichtung des männlichen und des weiblichen Geschlechts. Ob sie schon alle sittliche Eigenschaften mit einander gemein haben, so besitzt doch jedes einige derselben in einem vorzüglichern Grad. Die gegenseitige freie Achtung, die aus der Anerkennung dieser Vorzüge entspringt, und die nichts von Mißgunst und Eifersucht weiß, ist das natürlichste, wie das festeste Band, das den Mann an das Weib, das Weib an den Mann knüpft. Dieses Band wird in dem Augenblicke geschwächt, und das ganze Verhältniß verwirrt, wenn das Weib seine Ansprüche auf männliche Geisteskraft und die damit verbundene Geschäftsthätigkeit, der Mann auf weibliche Liebenswürdigkeit und weibliche Reize ausdehnt. Daß der Mann in diesem Falle herabsteige, wird auch von Weibern anerkannt, die keinen Mann tiefer verachten, als der sich ihnen am ähnlichsten macht; ein Weib aber, das sich den Männern gleichstellt, ist nicht nur den Weibern verhaßt, sondern auch die Männer ge=

hen mit kalter Verwunderung und lächelnd an ihm vorbei. Es wird zu einem Räthsel, das jeder nach seiner Weise und selten mit Wohlwollen löst, und auf jeden Fall verliert es an anziehender Kraft wenigstens eben so viel, als es an Merkwürdigkeit gewinnt.

Wenn aber ein Mann seiner Frau alle männlichen Eigenschaften gern erläßt, und die Mitgabe von Kenntnissen, die er als Minister, als Finanzmann, als Soldat oder Professor gebraucht, als einen unnützen Ballast wenig achtet, so verlangt er desto gewisser einen offnen und lebendigen Sinn für das Schöne und Gute. Durch diesen Sinn, der bei den Frauen schneller als bei den Männern anspricht, erringen sie eine Würde, die jeder männlichen gleich zu stellen ist, die von Erzieherinnen des menschlichen Geschlechts, und durch ihn haben sie mehr in der sittlichen Welt aufgebaut, als die rohe Gewalt zerstören konnte. Nicht nur in dem Schooße und an der Brust edler und frommer Mütter sind edle und große Menschen erzogen worden, sondern der gebildete und gereifte Mann selbst holt sich von dem Beifall der steten Zeugin seines Strebens Kraft. Die Zufriedenheit über ein vollendetes Werk verbirgt sich nicht vor dem Auge der Gattin, wie sie sich vor den Augen der Welt verbergen muß; und die Frau ist nicht nur die aufrichtigste Theilnehmerin an dem Ruhme ihres Mannes, sondern entzündet auch, wenn sie den rechten Sinn für das Gute hat, seinen Eifer dafür. Manches vortreffliche Werk würde, ohne die Theilnahme der Frauen, weder entstanden noch vollendet worden

seyn; und die Freude der Welt daran, wenn es erscheint, ist eine Ehrenkrone, die ihrem stillen Verdienste geflochten wird. Ist es denn nicht schon ein Verdienst, wenn sie den für den Staat oder die Welt arbeitenden Gatten bei Laune erhält, und durch ihre Heiterkeit die Harmonie in ihm herstellt, die durch die Stöße und Reibungen des Weltlaufs und der bürgerlichen Verhältnisse nur allzuleicht aufgehoben wird? Auch im gesellschaftlichen Leben ist jener offene Sinn, die Empfänglichkeit für Ideen, und ein leichtes Auffassen dessen, was das Gespräch unterrichteter Männer bietet, von allen gesellschaftlichen Eigenschaften der Frauen die, welche am höchsten geachtet wird. Sie bindet vermischte Gesellschaften auf die unschuldigste Weise, und nährt den Trieb nach Unterricht und Bildung, ohne die Eitelkeit auf Kosten der Bescheidenheit zu nähren.

* *
*

Für eine schöne und eitle Frau gibt es nichts furchtbareres, als das Alter, und die Periode des Ueberganges ist eine Zeit harter Prüfungen für sie. In dieser kritischen Zeit, wo alles auf dem Spiele steht, worein sie ihr Glück und ihren Werth setzt, wo tausend demüthigende Vorbedeutungen den unvermeidlichen Verlust ankündigen, wo er sich endlich entscheidet, — in dieser Zeit wird es ihr schwer seyn, dem schadenfrohen Spotte der Welt zu entgehen; ja, manche bringt es darin bis zur Verachtung. Die Ansprüche, die sie zu machen gewohnt war, werden zu-

rückgewiesen; die Titel, auf die sie sich gründeten, sind erloschen, oder vielmehr, sie sind auf andere übergegangen. Die immer nachwachsende Jugend mit ihren Reizen und ihrer frischen Anmuth, wird durch die Zeit selbst vorgeschoben, und bemächtigt sich bald aller Plätze, auf denen sich die, welche kurz vorher das Verdienst der Jugend genossen, breit zu machen pflegten. Es hilft hierbei nichts, eine jugendliche Maske vorzunehmen; die Welt kennt auf ein Haar das Gesicht, das dahinter verborgen ist; und was ist widerlicher, als jugendliches Thun bei einer überjährigen Gestalt? Eine vernünftige Frau ist weder einer solchen Versuchung, noch jenen Prüfungen ausgesetzt. Kein solides Haus fällt wegen Eines Verlustes, und gewiß um desto weniger, je gewisser er seit langer Zeit zum Voraus zu sehen war. Wer im Frühling nicht an den Winter denkt, wird unfehlbar in den Fall der Grille gerathen; die Ameise ist nicht in Verlegenheit. Bei der Unterhaltung mit einer gebildeten Frau vergißt man ohnehin ihre Schönheit leicht, und bei einem blühenden Geiste wird die Flucht der Jugend kaum wahrgenommen. Ohne Kummer und ohne die Achtung der Welt vermindert zu sehen, sinkt sie von ihrer Mittagshöhe dem Abendhimmel zu, und wenn sie endlich im Abendroth erlischt, so wird ihr Grab noch von dem Sternenkranze der Freundschaft und Liebe geschmückt. Sie hat nie den Beifall der Welt höher geachtet, als die Stimme ihres eignen Herzens; und die friedliche Ruhe ihres Hauses ist ihr, auch in den Tagen ihrer Blüthe, erfreulicher ge-

wesen, als das Geräusch der Welt. So bedarf auch im Alter ihr Leben nur einer geringen Abänderung. Es fällt ihr nicht schwer, Ansprüche aufzugeben, die sie nicht gemacht, Huldigungen zu entbehren, die sie nicht gesucht, eine Einsamkeit zu ertragen, die sie nie geflohen hat. Sie wird, wo sie erscheinet, nicht mißfallen, weil sie nicht nach Beifall geizt; sie wird nicht verdrängt werden, weil sie sich nicht vordrängt; und da sie die Ansprüche anderer gelten läßt, ihre Talente mit freudiger Anerkennung hervorzieht, auch wohl, mit Hülfe ihrer Erfahrung und Ruhe, Takt, Ordnung und Harmonie unter der jüngern Welt zu erhalten versteht, so kann sie, selbst in hohem Alter, einen ehrenvollen Platz in gebildeter Gesellschaft behaupten. Doch ist Zurückgezogenheit dem Alter am angemessensten; nicht nur, weil es ehrenvoller ist, vermißt zu werden, als durch zu langes Verweilen auf demselben Platze vielleicht lästig zu seyn; sondern weil das Leben durch die Annäherung an das Große, entscheidende Ziel immer ernster wird, weil uns die Betrachtung dieses Ziels immer mehr beschäftigen muß, und wir eben dadurch gleichgültiger gegen die Welt und weniger geschickt werden, die Pflichten gegen die Gesellschaft, welche Aufmerksamkeit und ein freies Gemüth fordern, so wie es seyn soll, zu erfüllen.

* * *

Die Frauen sind nicht in der Nothwendigkeit, über welche die Männer oft Klage führen, vieles lesen zu müssen, was ihnen wenig frommt; sie haben nicht

nöthig nach Vollständigkeit im Wissen zu trachten; sie dürfen alles, was sie lesen, auf ihre Bildung beziehen. Hierzu ist es nicht genug, viel zu lesen, ohne Ordnung, Nachdenken und Wahl. Lesen ohne Nutzen für Geist und Gemüth heißt säen, ohne ernten zu wollen; man könnte eben so gut den Meeressand pflügen, oder das Meer selbst; und unter allen Mitteln, die Zeit zu verlieren, ist dieses eines der schlechtesten. Sage nicht: es bleibt doch etwas zurück. Das, was zurückbleibt, vermehrt nur die Unordnung in Deinem Kopfe und Herzen, wie bei einem Einzuge das, was aus den Wannen und Körben verzettelt wird. Was eine Frau liest, das soll ihr geistiges Eigenthum werden; wie kann sie aber das wollen, wenn ihre ungewählte Leserei ihr Schlechtes und Gutes ohne Unterschied beut? Bilden heißt gestalten; und welche Frau möchte in sich etwas Häßliches und Gemeines gestalten? Oder bedarf der Geist weniger Rücksicht als der Leib? und drängt sich die innere Gemeinheit nicht unvermeidlich hervor, nicht in den Worten allein, sondern auch in den Zügen und dem ganzen Wesen einer Frau? Auch da gestaltet sich nichts, wo ein Eindruck den andern vertilgt. Das Gemüth einer Frau, die alles liest, was der Zufall herbeiweht, gleicht dem Himmel an einem stürmischen Tage, wo wechselndes, hin und her ziehendes Gewölk dem Lichte nur selten einen Durchblick vergönnt. *Nicht Vieles, aber recht*, ist eine treffliche Lehre in tausend Dingen, und auch beim Lesen. Setze noch hinzu, *aber das Beste, das Gehaltreichste, das Würdig-*

ste, das, was Mühe kostet, und das Alles nicht Einmal, sondern oft. Fragst Du aber nach dem zweiten Theile der Lehre, so wisse, daß recht lesen heißt, mit Aufmerksamkeit und Verstand lesen. Ein Buch, bei dem Du nichts denken kannst, nimm lieber gar nicht zur Hand; ein gedankenvolles aber laß Deinen Freund seyn, mit dem Du Dich lange besprichst, bis Du seiner Gedanken mächtig bist und sie mit den Deinen verwebt hast. Wenn Du selbst schon ein eignes Grundstück hast, so schlage getrost von dem Eigenthume Deines Autors so viel dazu, als sich zu jenem paßt, und Du hast nicht zu fürchten, daß Du wegen Verrückung der Grenzsteine in Anspruch genommen werdest. Alles, was Du auf diese Weise erwirbst, ist ein guter und ehrlicher Erwerb, und die Früchte, die Du auf solchem Grund und Boden ziehst, gehören nach allen Rechten Dein. Die Traube bedarf aller Elemente zu ihrem Gedeihen, wie der Geist vielfältiger Nahrung, wenn sich etwas Gutes bereiten soll. Die größte Kraft der Natur aber macht doch die Arbeit nicht entbehrlich, und der Geist bedarf der verständigen Pflege so gut wie die Traube, wenn es einen tüchtigen Wein geben soll. Du magst ihn auch mit einer Harfe vergleichen, die im Luftzuge einzelne Töne gibt, bisweilen auch einen ganzen Accord, aber nie eine rechte Musik. So ist überall der Zufall nie ein sicherer Meister, sondern der Verstand. Durch Verstand wirst Du auch Deinem Geiste die rechte Stimmung geben, und erfreuliche Melodieen aus ihm hervorlocken. Jede Kunst erfordert Uebung und Nach-

denken. Wie sollte die schwerste von allen, die Bildung unseres Geistes, ohne Verstand und Mühe vollbracht werden können?

Die schlimmste Feindin der Bildung, wie des Guten überhaupt, ist die Trägheit; wer sich ihr hingibt, ist des geistigen Todes Raub. Hinter ihr her geht die Unaufmerksamkeit, die von den sparsamen Körnern, die aus der Hand der Trägheit fallen, keines in den Boden eindringen läßt. Willst Du diese Feindinnen bannen, so nimm mit dem Buche auch die Feder zur Hand. Wenn Du damit anfängst, Dir das anzumerken, was Dich in einem Buche vorzüglich anspricht, so wirst Du Dich bald im Stande sehen, mit dem Buche selbst zu sprechen, dem Autor vor oder nach zu denken, ihn zu bestreiten oder zu vertheidigen. Es kann seyn, daß Du oft irrst; aber nur auf diesem Wege wirst Du lernen, Deine eignen Irrthümer zu berichtigen; bei dem trägen Lesen allein werden sie mit der Wahrheit in Ein wüstes Chaos zusammenfließen. Der Kopf einer trägen Leserin ist wie die Büchse des bettelnden Blinden, die jede Art von Münze ohne Unterschied aufnimmt, und sich eben so leicht mit dem Falschen und Untauglichen, als mit dem Brauchbaren füllt. Auch der lebhafteste Geist ist bisweilen träge, und der fruchtbarste Boden erscheint oft todt, wenn er nicht zur Fruchtbarkeit aufgefordert wird. Es ist aber wohl schwerlich irgend ein Kopf, in welchem nicht eigne Gedanken ruhten, so wie es keinen Körper gibt, der nicht einige Wärme und electrischen Stoff enthält. Reibe

ihn nur auf die rechte Weise, und Du wirst ihm schon Wärme abgewinnen und Funken ziehen. Ein gedankenreiches Buch ist das beste Reibzeug, und die Feder der beste Conductor. Haben die Gedanken einmal den Weg gefunden, so folgen sie sich schnell, und Du hast die stille Freude der Autorschaft ohne ihre Kümmernisse. Der erste Erfolg stärkt den Muth und die Kraft, und Du wirst Dein Capital unter den Augen wachsen sehen. Es steht in Deiner Gewalt, es jeden Tag zu vermehren, und Du wirst Dir dabei keinen Geiz vorwerfen dürfen. Was Du davon ausgibst, kömmt Dir mit Zins zurück, und die besten Köpfe arbeiten für Dich. Je früher Du anfängst, desto besser. Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth. Bleibt die Noth aus, so hast Du für Dein Vergnügen; aber sie kömmt sicher, wenn Du die Hand in den Schooß legst. Die Jugend meint den geistigen Erwerb entbehren zu können; und mancher jungen Frau scheint die Unwissenheit, so wie die Unbesonnenheit, sogar liebenswürdig. Streite nicht mit ihr, noch viel weniger aber wetteifere mit ihr. Gewiß ist es, daß diese Art der Liebenswürdigkeit überaus wohlfeilen Kaufes zu haben ist. Aber die Zeit kömmt schnell, wo sie ihren Werth ganz verliert; denn wie jedes Alter seinen eigenen Verstand hat, so hat auch jedes seine eigene Thorheit; und wehe der, welche eine Thorheit, die im sechzehnten Jahre nicht mißfällt, mit in das sechs und zwanzigste nimmt! Etwas Witz, ein wenig Einbildungskraft und viele Dreistigkeit geben der Jugend oft einen Schein von Geist;

aber die reineren Funken, wenn sie nicht Nahrung bekommen, gehen aus, und nur die lästige Keckheit bleibt zurück. Vernunft schmückt jedes Alter, und wächst mit den Jahren, wenn sie einmal angebaut worden. Kann ihrer wohl eine Hausfrau, kann eine Mutter ihrer zu viel haben?

Sage nicht: ich bin versäumt worden, als ich jung war; jetzt bin ich zu alt. Dieß ist die Ausrede der Trägheit, die in der Jugend genährt, freilich im Alter nicht abnimmt. Für den, der recht anfängt, ist es nie zu spät. Auch sollst Du nicht sagen: Ich habe in meiner Jugend um Bildung gearbeitet; nun ist's genug. — Hättest Du recht darum gearbeitet, so würdest Du Dir ein weiteres Ziel gesteckt haben, und nicht so selbstgenügsam am Wege sitzen. Arbeitest Du nicht an Dir fort, so arbeitet die Zeit gegen Dich. Das Werkzeug, das Du nicht brauchst, frißt der Rost, und ein Schacht, der nicht befahren wird, verfällt. Reichthum wächst durch Verkehr; läßst Du ihn liegen, so vermindert er sich, wie ein Papiergeld, das im Curse sinkt. Wenn Du im Laufe stille stehst, so kömmst Du zurück; denn Zeit und Welt schreitet unaufhaltsam vor. Wenn Du also einen Grund gelegt hast, so baue darauf fort, bis Du unter Dach bist; aber Du kannst sicher glauben, daß es erst jenseits des Grabes so weit kommen wird. Laß Dich demnach nie träge finden. Was Dich in Deiner Jugend gefördert hat, wird Dich auch im Alter fördern, und was Dir die Zeit an warmem Leben entzieht, das setze Du selbst durch erhöhte Thätigkeit zu. In einem

Acker, den der Frost des Winters durchkältet hat, muß der Pflug tiefer gehen; und eine Krankheit im Alter verlangt eine kräftigere Nachkur. Uebrigens gibt es ja wohl überhaupt keine Zeit, wo Du ein Recht hättest, die Kräfte, welche Dir Gott verliehen, ungenutzt zu lassen.

* * *

Den Trieb zu gefallen hat die Natur selbst in die Brust des Menschen gelegt; in dem weiblichen Herzen ist er einer der mächtigsten. Eine schöne und angenehme Gestalt ist gewiß ein herrliches Geschenk Gottes; aber es ist eine Gunst, und eine der vergänglichsten. Ein Mädchen muß zufrieden seyn, wie es die Natur gebildet hat; zu dieser äussern Bildung läßt sich wenig thun, und eine geschmückte Häßlichkeit ist doppelt widrig, wenigstens lächerlich. Desto mehr kann es in sich thun; und wenn es damit auch nichts weiter erlangte, so erlangt es Zufriedenheit mit sich selbst — was viel, nnd die Achtung der Welt, was nicht wenig ist. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß schöne Frauen sich von der Natur der Mühe überhoben glauben, etwas für sich zu thun. Sie vertrauen ihrer Schönheit, wie ein despotischer Staat seiner Kriegsmacht vertraut. Aber wie oft ein Zufall das Heer zersplittert, und mit ihm den Thron, so wird die Schönheit eine Beute der Krankheit oder des Alters, und es ist um ihre Herrschaft gethan. Es ist aber überhaupt ein schlechtes Lob für eine Frau, wenn sie ein schönes Bild heißt; und doch

hat das Bild vor der ungebildeten Frau, ausser dem Vorzuge der Dauer, noch den, daß es schweigt, und daß man ihm so viel Geist leihen kann, als man selbst vermag.

Wie alle Gaben des Glücks, so empfängt auch die Schönheit ihren Werth nur durch den Gebrauch, oder durch den Sinn, mit dem man sie genießt. Durch einen verkehrten Sinn wandelt sie sich in Unheil um. „Lieblich und schön seyn ist nichts, sagt Salomo; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben." Wie viele sagen dagegen, oder denken es doch: „Schönheit ist Alles." Aber Anmuth ist mehr als Schönheit, und es gibt keine Anmuth ohne Güte und Wohlwollen. Darum überlebt Anmuth die Schönheit, und gefällt überall; und wenn diese bewundert wird, so wird jene geliebt. Alter besiegt die Schönheit; Güte und Anmuth gehen mit in das Grab; und eine Schönheit ohne innern Werth ist wie ein falscher Edelstein, den der Kenner mit desto größerm Unwillen verwirft, je künstlicher der Betrug ist. Die Schönheit für sich allein hat eine große Richtung zur Thorheit. Der Putztisch ist der Altar, an welchem die Eigenliebe ihr Bild im Spiegel verehrt, vor dem sie es wie das Bild einer Schutzheiligen schmückt, ohn' Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen, oder jede Beschädigung der Zeit auszubessern. Mit dieser Bewunderung des Scheins geht die Neigung zum falschen Schein Hand in Hand. Das Alter kömmt; warum sollte man seiner Gewalt nachgeben wollen? sollte sie nicht besiegt werden können? sollte man nicht

die Jugend fesseln können durch Zierden und Schmuck? wo die Wahrheit weicht, da nimmt der Trug Platz. Die Hand der Zeit streift die Blüthe der Farbe ab, die Hand der Kunst schminkt sie wieder auf, und die schaamlose Dreistigkeit geht in den Farben der Unschuld einher. Nicht bloß dem Herrn ist, wie die Schrift sagt, ein geschminktes Angesicht ein Greuel, sondern jedem, der gesunde Sinne hat und Falschheit haßt. Was in dem Reiche der Täuschung, auf der Bühne, gefällt, ist in der wirklichen Welt verächtlich oder lächerlich; und jedermann weiß, wie man den nennt, der ausser der Fastnacht mit einer Maske umhergeht. Das nemliche gilt von jedem übertriebenen und prahlerischen Putz. Ich will nichts von dem ganzen Modewesen sagen, das mehr als irgend etwas uns einer Barbarei anklagt, der wir uns längst entwachsen glauben. Die Alten kleideten sich Jahrhunderte lang auf die nemliche Weise, und noch jetzt muß die Kunst von diesen Einförmigen leihen, wenn sie der häßlichen Karrikatur entgehen will. Möchte es uns doch auch einmal gelingen, nach so zahllosen Versuchen das Rechte zu finden, um dieser Knechtschaft des ewigen Wechsels zu entfliehen, die an sich unwürdig, die Quelle unendlicher Zerrüttung ist.

* *
*

Es ist keinem Menschen möglich, am wenigsten einer Frau, der Beschäftigung mit Kleinigkeiten zu entgehen. Kein Haus wird ganz aus Werkstücken gebaut, und kein Hauswesen kann bestehen, in welchem

das Geringe allzu gering gilt. Aber auch nicht allzu hoch soll es geachtet werden. Die rechte Schätzung kann nur ein gesundes Urtheil lehren.

Wer das Große über dem Kleinen verabsäumt, heißt mit Recht einfältig. Wer das Kleine als groß behandelt, ist ein Geck. Jene Einfalt und diese Thorheit grenzen nah an Laster, und gehen oft in Laster über.

Eine Frau, die einen großen Werth auf Zierrathen legt, Tag lang daran wählt, des Nachts davon träumt, nie deren genug haben kann, sich auf ihren Besitz etwas einbildet, andere um die ihrigen beneidet, ist sicher eine schlechte Gattin, eine schlechte Hausfrau. Dasselbe gilt von allem Modetand.

Ein Mann, der so thäte, wäre nicht zu ertragen.

Wer kleinen Gegenständen einen fantastischen Werth beilegt, und mit ihnen seine Seele beschäftigt, der wird auch eben so gewiß die größten nach dem Maaße seines Characters herabwürdigen.

Wie diese eitlen Kleinigkeiten das Gemüth von ernsten Dingen abziehen und es kindisch machen, so erhebt ein ernster Eifer in der Pflicht, die Liebe zu den Unsrigen, und ich darf hinzusetzen, die Betrachtung göttlicher Dinge, weit über die Hochschätzung dieser und ähnlicher glänzenden Thorheiten. Unschuld des Herzens erzeugt einfache Sitten; Eitelkeit ist die Tochter und die Mutter der Heuchelei. Ein großes Gemüth freut sich am Großen und Edeln; Kinder und Thoren verlangen kostbares Puppenspiel. Das

Leben, kaum lang genug das Rechte zu bedenken, geht ihnen tändelnd hin, und indem sie die Fassung eines Kleinodes, eine glänzende Stickerei, die Farbe und den Schnitt eines Gewandes bedenken, überrascht sie der Tod, und gibt sie, im ungeschmückten Leichentuche, dem Sarge und der Verwesung hin.

* *
*

Die sanguinischen Hoffnungen, die sich junge Mädchen in der Begeisterung der Liebe von dem Ehestande machen, sind oft eine Quelle großen Unmuthes und großer Verstimmung, die, nach Beschaffenheit der größern oder geringern Reizbarkeit, der größern oder geringern Macht über sich selbst, die ersten Jahre des Ehestandes, bisweilen auch ein ganzes Leben verbittert. Daß der Ehestand kein Eden sey, wurde den Stamm-Eltern des Menschen-Geschlechtes im Paradiese gesagt; und fing er nicht eben an, als die Pforten des Paradieses hinter ihnen geschlossen wurden? Die Stürme bleiben zur Tag- und Nacht-Gleiche nur selten aus; und wie jeder Sommer wenigstens schwüle Stunden hat, so hat auch jede Ehe ihre Nebel- und Sturm-Tage noch gewisser, als sie einen Honigmond hat. Auf jedem Wege des Lebens drängt sich Uebles, wie Unkraut auf jedem Acker vor; und wenn Dir auch der Himmel keines seiner Ungewitter zusendete, so ist doch kein Mann ein Engel, wenn ihn schon seine Frau in guter Absicht so nennt. Stelle Dir immer die möglichen Uebel vorher vor Augen, so wird Dir manche Täuschung erspart, ohne daß Du doch zurückgeschreckt würdest. Wer denkt nicht

mit Lust an eine Sommerreise? Man hofft dabei auf schöne und heitre Tage, aber die trüben werden auch mit eingerechnet, und ein Gewitter verdirbt die Freude noch nicht, so wenig als einmal ein schlechtes Nachtquartier oder ein elender Weg. Das ist das Bild des Ehestandes. Erwarte daher nicht alles von Deinem Manne, wie vortrefflich er auch seyn mag. Denke vielmehr, daß er wohl Fehler haben könne, die Du jetzt nicht bemerkst oder doch nicht fühlst, und waffne Dich früh mit dem Entschlusse, ihnen Tugenden, und vor Allem Geduld entgegenzusetzen. — Es ist aber eben so Unrecht, sich den Ehestand nur als einen Wehestand vorzustellen. Auch der schlimmste Mann ist nicht immer böse, und wenn er seine gute Stunde hat, kann eine Frau viel für den künftigen Frieden thun. Ein gutes Wort findet eine gute Statt; aber freilich bittere Klagen und Vorwürfe gehören zu den guten Worten nicht. Nichts vertreibt einen Mann sichrer aus seinem Hause und auf unrechte Wege, als eine immer klagende, oder gar eine scheltende Frau; auch ein zur Schau getragener stummer Schmerz ist ein peinlicher Hausgenosse, und erbittert oft mehr, als das laute Wort. Aber nicht dem Manne allein, auch andern wird eine solche Frau bald zur Last. Man beklagt sie, weicht ihr aus und sucht ein heitres Gesicht auf, das ein frisches und frohes Herz verspricht.

Die Phantasie ist eine herrliche und göttliche Gabe, um das Leben zu veredeln und zu schmücken; aber nur eine Thörin kann trauern, wenn sich die Gestaltungen ihrer Einbildungskraft nicht im Leben ver-

wirklichen wollen. Die Blüthe ist jedesmal schöner als die Frucht; und ein reifes Aehrenfeld kann mit dem Sammt der blühenden Wiese gar nicht verglichen werden. Aber es kann nicht immer Frühling seyn. Die Liebe ist ein freies Zusammenstimmen zweier Herzen; die Ehe ein gesetzliches; jenes ist schöner und ergötzlicher; dieses dauerhafter und würdiger. Auch in dem Duo der Ehe soll Liebe der Grund-Ton seyn; aber die freien Gänge und die mannichfaltigen Verflechtungen der in und aus einander spielenden und gaukelnden Töne fallen hier weg; und es ist vollkommen genug, wenn in der ernsten Melodie die männliche und weibliche Stimme harmonisch neben einander gehen. Die jugendliche Liebe ist ein Festtag, den man unter freiem Himmel vertanzt; in der Ehe gibt es fast nur Werkeltage; denn auch am Sonntage schon muß für den Montag gesorgt werden. Kann aber nicht das freundliche Gesicht des Mannes, womit er aus der Last seiner Arbeit nach der vorüberschlüpfenden Frau aufsieht; kann nicht das Gedeihen der gesunden Kinder, ihre fröhlichen Spiele, ihr fleißiges Lernen, das Lob, das ihnen der Lehrer ertheilt, jeden Werktag zu einem Sonntage machen? Durch solche Freuden, wobei die Geburtstage, die Jahresfeste und Weihnachten noch nicht einmal in Anschlag gebracht sind, wird der Himmel auf die Erde gezogen, und eine Blumenflor ausgestreut, die länger hält, als die poetischen Rosen einer nur sentimentalen Liebe. Nichts ist anstößiger als ein jugendliches Verliebtseyn in alten Jahren, aber nichts auch rüh-

render, als das Zusammenhalten zweier vom Alter vertrockneten Hände, die sich in den Jahren der Blüthe vor dem Altare fügten, und auch im Sterben noch fest an einander halten.

* *
*

Ein Mädchen, das sich nur darum in den Ehestand begibt, um aus der Abhängigkeit im väterlichen Hause zu kommen; das nur die Freiheit hier sucht und den Genuß von Rechten, ohne die Last seiner künftigen Pflichten zu berechnen; das nur den Rang, das Vermögen, die Verbindungen seines künftigen Mannes vor Augen hat, und nur an die Rolle denkt, die es nun auch in der Mitregierung des Hauses und in dem Glanze desselben spielen wird, — ein solches Mädchen wird weder eine gute Frau, noch eine gute Mutter werden. Der Ehestand ist ein heiliger Stand, und wer dieses geheimnißvolle Heiligthum leichtsinnig betritt, und mit dem Brautkranze spielt, der hat schon beim Eintritt das Schönste, was er geben kann, verscherzt. Dieses Schönste aber ist eben jene begeisternde Erhebung, die ein frommes Gemüth bei heiligen Handlungen fühlt, und gewiß keiner Art von Weihe eigenthümlicher gebührt, als derjenigen, die ein Menschen-Paar in einen freien, aber unauflöslichen Bund, und durch diesen in ein Gebiet heiliger Pflichten führt, die sie bis jetzt fast nur dem Nahmen nach kannten. Es gibt keine Art von Verhältniß, die des göttlichen Segens so sehr bedürfte, als die Ehe, und was läßt wohl ein Leicht-

sinn erwarten, der diesen Gedanken nicht faßt, oder ihn in den Wind schlägt? Ein solcher Sinn wird auch die Pflichten als eine Bürde betrachten, deren man sich so viel als nur möglich entschlagen müsse. Eine Frau aber, die vor allen Dingen auf Erleichterung ihrer Pflicht denkt, wird sie bald erst vernachläßigen, dann ganz von sich werfen, und ihre Zeit dafür dem Vergnügen, vielleicht auch strafbaren Neigungen widmen. Der Schritt ist nicht groß; denn dem Nicht-Thun des Rechten liegt das sündliche Thun zunächst. Eine Frau, die ihren Mann nicht vor Augen hat, wird leicht ihre Augen auf andere Männer werfen; die den nicht ehrt, den ihr Gott und ihre eigene Wahl gab, wird sich auch leicht selbst entehren, und die Liebe, die sie ihrem Hause entzieht, auf ein anderes Haus übertragen. Der letzte Schritt liegt dem ersten viel näher, als ein eitles und bethörtes Weib glauben will; und es fehlt der Sünde nie an Mitteln, ihre Ungestalt hinter glänzenden Farben und einem reizenden Gewand zu verhüllen. Ein Geheimniß, das dem Manne verborgen werden muß, macht deren hundert nöthig; Lüge knüpft sich an Lüge; Verlegenheit an Verlegenheit; die Ordnung des Hauses wird verkehrt; Mißtrauen und Verachtung, Eifersucht und Haß nehmen Platz; der häusliche Frieden wird vernichtet, so wie der ewige. Ein solches Haus ist das Abbild der Hölle, und eine solche Ehe trägt ihren Tod und die Trennung in sich, die mit wenigen Ausnahmen ein Vorwurf für die Frau und eine unaustilgbare Schmach ist. Und was ist das Erbtheil

der Kinder in einer solchen getheilten Ehe? Sie kennen ihren Vater oder ihre Mutter nicht; und wenn sie zur Vernunft kommen, müssen sie sich beider schämen. Ein solches Schämen aber ist ein Wurm im Herzen, der das Gedeihen der Tugend und einer sittlichen Ruhe sehr erschwert. Der Glaube an Gott und die Tugend fängt in dem Menschen mit dem Glauben an die Eltern an. Ist dieser zerstört, wie soll der andere feste Wurzel fassen? Oder wenn es dennoch geschieht, mit welchem Schmerze wird ein gutgeartetes kindliches Gemüth auf die Sünden derer blicken, die es achten möchte, und doch verachten muß? Der Stolz einer Tochter, deren Mutter durch Ausschweifungen berüchtigt ist, ist gebrochen; sie bringt ihrem Manne den Verdacht als Mitgift mit, und es ist ihm nicht sehr zu verargen, wenn er da schon eifersüchtig wird, wo der Mann einer Frau aus einem sittsamen Hause noch nicht einmal aufblickt. So straft Gott die Sünde der Mütter an den Töchtern, statt daß der Segen tugendhafter Eltern von Geschlecht zu Geschlecht wächst. Die Sittsamkeit ist eine Blume von so zarter Farbe und Duft, daß sie auch die leiseste Berührung nicht verträgt, ob sie gleich, wie die zartesten Mayenblüthen, die köstliche Frucht unter Sturm und Regen bewahrt. Unter allen Tugenden, die eine Frau ihrem Manne mitbringen muß, ist keine, die ihm seine Achtung gewisser zusichert, und das Feuer seiner Liebe länger bewahrt. So war an das reine, nur von keuschen Händen gepflegte Feuer der Vesta das Wohl und die Erhaltung der alten Städte

geknüpft. Eine keusche und züchtige Jugend ist vor Gott und Menschen gefällig; statt daß ein verbuhltes Mädchen auch von denen verabscheut und verspottet wird, die von ihrer Buhlerei Vortheil ziehen. Ein Fehltritt vor der Ehe, auch wenn ihn die Ehe noch zu guter Zeit bedecken sollte, wird selbst von dem nicht vergessen, der dazu verführte, und setzt die Frau in den unglücklichen Nachtheil, sich nicht nur vor ihren Gespielinnen, sondern auch vor ihrem Manne schämen zu müssen. Er darf zu ihr sagen: „Wenn ich Dich nicht genommen und Deinen Leichtsinn gut gemacht hätte, was wärst Du jetzt?“ und sie kann mit nichts antworten, als mit Thränen, die aus einem schuldbewußten, aber erbitterten Herzen fließen.

* *
*

Die Pflichten des Ehestandes müssen mit der Strenge eines unverbrüchlichen Gesetzes, und mit der Heiterkeit eines Geschäftes von freier Wahl erfüllt werden. Jede Knechtschaft ist dem freien Menschen eine Schmach; nimmt er aber das Unvermeidliche mit freiem Entschlusse auf sich, so verschwindet der Gedanke an ein Joch, das man sich erleichtern oder wohl gar abwerfen müsse. Der Gedanke an Trennung, wenn sie auch durch die Gesetze erlaubt ist, muß einer Frau nie in den Sinn kommen, so wenig als einem Menschen überhaupt die willkührliche Trennung von dem Leben, wie es auch immer belastet seyn mag. Gott ertheilt das Loos, der Mensch nimmt es auf, und macht daraus, was er vernünftiger Weise

kann. Der Feige und Träge wirft die drückende Bürde von sich; der Muthvolle trägt sie bis an's Ziel, und gewinnt den Trost des eignen Beifalls, und künftig mehr. Ein alter Held lebte mit einem schmerzlichen Geschwür zehn Jahre lang, und eroberte die Stadt, die den Feinden eben so lange widerstanden hatte, und ward von seinem Uebel geheilt. Das Sprichwort sagt: man muß mit seinen Feinden leben, um wie viel mehr mit einem Manne, der doch Dein Feind nicht ist, und, wenn er es wäre, Dich doch nicht ohn' Unterlaß feindlich behandeln wird. Begrüße nur jeden Morgen Deinen Mann als Deinen besten Freund, und erfülle seine beiden ersten Wünsche mit Heiterkeit; er müßte kein Mensch seyn, wenn er die Erfüllung des dritten mit Ungestüm und Härte forderte; oder wenn er es thäte, so erfülle auch diesen mit Ruhe, und zerdrücke Deine Thräne, ohne daß er es sieht, zwischen den Wimpern. Was Du Deinem Manne thun kannst, laß ihm nicht von andern thun. Bist Du ihm nothwendig geworden, so wirst Du ihm auch lieb werden, und Dich werden die Ketten, an denen er Dich hält, weniger drücken, wenn Du seine Hand hältst. Nie sondere Dich willkührlich von ihm ab. Es ist schwer mit einem Menschen zu Tische zu sitzen und ihm zu grollen, und wenn vier Hände ein Geschäfte zusammen angreifen, so kommen sich auch zwei Herzen dabei näher. Bei jeder Trennung hat der Feind gutes Spiel; die Nähe verscheucht ihn. In Zürch herrschte vormals ein alter Gebrauch, der hierauf gebaut war, und vielleicht besteht er noch. Wenn

Eheleute sich scheiden wollten, schloß man sie in einen Thurm zusammen ein, und gab ihnen Alles gemein, aber nur einfach: Ein Zimmer, Ein Bett, Einen Stuhl, Ein Besteck; und so blieben sie mehrere Wochen zusammen. Die Nothwendigkeit gegenseitiger Gefälligkeiten brachte sie allmählig näher, und man kennt wenige Beispiele, wo sich die Entzweiten nicht noch vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist vertragen hätten. Auch wenn die Liebe mit in eine neue Wirthschaft zieht, muß doch die Gewohnheit sich bilden, und diese ist das Kind der Zeit. Männer, die mehr an ihren Gewohnheiten hängen, als an ihrer Pflicht, denken in den ersten zwölf Monaten mehr als zwölfmal an die Trennung; die Weiber entsagen den ihrigen leichter, und finden sich früher in eine fremde Form. Darum wird auch der Anfang des Nachgebens von ihnen erwartet. Die Liebe erleichtert Alles, und wo diese nicht ausreicht, da hilft der, mit dem Alles Gute beginnen und Alles enden muß.

* *
*

Einer der schlimmsten Feinde des häuslichen Glücks ist Launenhaftigkeit. Eine Frau, die sich ihren Launen überläßt, kann, bei den besten Eigenschaften und vieler Liebenswürdigkeit, sehr bald unerträglich werden. Das schlimmste ist, daß sie dem Menschen die Herrschaft über sich selbst nimmt. Und hat nicht oft ein schneidendes Wort, in launenhafter Stimmung gesprochen, mehr verderbt als mit allem guten Willen verbessert werden kann? Was man Laune nennt,

ist immer nur die gährende Selbstsucht, und ihre Aeusserungen sind der Schaum und die Schlacken, welche die Gährung auswirft.

Sage daher nie: diese Laune ist ein vorüber ziehendes Wölkchen, und wenn sie ein Fehler ist, ein sehr geringfügiger. Mein Mann müßte ein Tyrann seyn, wenn er mir das nicht nachsehen wollte. — Denke vielmehr, daß er Dir mit Recht zumuthen kann, über das obzusiegen, was Du selbst für eine Kleinigkeit erklärst. Auch ein kleiner Splitter ist lästig, und Ein bitterer Tropfen verdirbt oft ein ganzes Gericht. Vor größeren Uebeln hätte Dein Mann sich gehütet, und wäre ihnen aus dem Wege gegangen; diese kleinen Fehler aber, die auch gern wiederkehren, stören den besten Genuß, wie die Mücken den heitersten Abend. Bedenke auch, daß ein Fehler, der Deiner Eigenliebe klein erscheint, Deinem Manne groß vorkommen kann, und gewiß immer größer in seinen Augen werden wird, je öftrer er vorkömmt. Und wachsen nicht auch kleine Fehler wirklich mit der Zeit, so daß das, was im Keime zu ersticken leicht gewesen wäre, sich endlich mit Deinem ganzen Wesen verzweigt und über Dich selbst mächtig wird?

Noch ein Wort über diesen Gegenstand wird hier nicht überflüssig seyn. Wenn sich der Andrang übler Laune Dir verkündigt, wenn Deine Mienen, Deine Bewegungen eine feindselige Stimmung Deines Gemüthes verrathen wollen, wenn sich eine Neigung zu beleidigen und zu kränken Deiner Seele bemächtigt, und es Dir erwünschter vorkömmt, hart und kalt zu

scheinen, als gut und wohlwollend, so gewinne dann wenigstens über Dich, die Scene, die Dich umgibt, in Gedanken zu verändern; lege die Person, die Du verletzen möchtest, Deinen Mann etwa, in das Grab, wo Du nichts mehr gut machen, ihm nichts wieder abbitten, ihn nicht wieder versöhnen kannst. — Glaube mir, der Schwamm der Zeit, der genossene Freuden so schnell in uns verwischt, tilgt nicht das Unrecht, das wir Andern gethan haben, aus. Jedes herbe Wort, jeder kränkende Ton wird dann wie eine Anklage in Deinem Herzen wiederhallen; die Bilder jener verlohrnen Stunden werden sich um Dich lagern, Deine heitern Stunden trüben und Deinen Schlaf belauern. Dann gibt es nichts, was Du nicht opfern möchtest, um jene Augenblicke eines vernachlässigten Unmuthes zu vertilgen, um die Todten aus dem Grabe zu rufen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, um durch alle nur denkbaren Büssungen die Schuld abzutragen, die Dich wie das Bewußtseyn eines Verbrechens verfolgt. Eitle Wünsche! Hat einmal der Tod das gekränkte Herz zerdrückt, so benetzen es Deine Thränen umsonst; die Wunden, die Du ihm geschlagen, schließen sich nicht mehr, und so bleiben auch die Deinigen offen, bis die Erde sie füllt, und Du jenseits des Grabes den gekränkten Schatten wieder an Deine Brust drücken, Deine ganze Reue, Deinen langen Schmerz ihm zeigen, und aus seinen versöhnten Blicken Ruhe und Heiterkeit saugen kannst.

* * *

Der beste Schutz gegen die Befeindung böser Laune ist Arbeitsamkeit. In dem Schooße des Müssigganges, wo sich alles Böse erzeugt, hat auch diese Hyder ihre Heimath; und wie der Thätige oft mit Wahrheit sagen kann, er habe nicht Zeit krank zu seyn, so bleibt ihm auch für die Laune keine Zeit. Um Deiner Arbeitsamkeit gewiß zu seyn, setze die immer wiederkehrenden Geschäfte auf eine bestimmte Zeit. Die Gewohnheit hat eine große Macht, und es ist nichts so lästig, was nicht durch sie erleichtert würde. Auch an Zeit gewinnst Du so. Wer jeder Art von Arbeit ihre Stunden angewiesen hat, erspart sich die Wahl, die gern das Unangenehme zurückschiebt, das durch den Aufschub nicht leichter, sondern drückender wird. Halte auch, außer den unvermeidlichen Geschäften, gewisse Arbeiten in Bereitschaft, die Du gern und mit Freuden thust, um sie einzuschieben, so bald die gewünschte Stunde der Musse kömmt. Diese Einrichtung führt weit. Wer sie nicht beachtet, der verschwendet leicht, auch bei übriger Thätigkeit, ein Capital der Zeit, und hat deren selten genug; statt daß der, welcher sie befolgt, meist immer Zeit übrig hat. Eine Stunde, die Du jeden Tag für eine Arbeit gewinnst, bringt, wenn Du zwölf Stunden auf einen beschäftigten Tag rechnest, in dem Laufe des Jahres einen Monat ein. Wer die Kürze des Lebens bedenkt, dem wird dieß kein kleiner Gewinn scheinen.

* * *

Wenn eine Frau sich entschließt, auf das Geräusch der Welt Verzicht zu thun und nur für ihr Haus zu

leben, d. h. ihrer Wirthschaft redlich vorzustehen und ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt zu erziehen, so hat sie einen größern Ruhm vor Gott als der Mann, welcher dem Staate oder der Kirche dient, für den Lohn, den er baar empfängt, und den, welchen er in dem Beifall der Menge erwartet. Der Lohn, welchen der Mann auf der Erde zieht, ist ihr im Himmel aufgehoben; oder wenn man auch auf das Nächste sieht, was ihr hienieden zu Theil wird, ist nicht die Ruhe, die sie in ihrem Hause genießt, der Friede, in dem sie mit ihrem Manne lebt, das Gedeihen ihrer gesunden und frommen Kinder, die Achtung, die sie bei ihren Umgebungen hat, ist das nicht alles ein unendlich größeres Gut, als das oft bestrittene und verkümmerte Lob, dem der Geschäftsmann und der Schriftsteller nachringt, oder Rang in der Stadt und am Hofe, den er mit vielen andern theilen muß? Wie glänzend auch immer die Erfolge des Ehrgeizes seyn mögen, so ist er doch mehr eine Qual als ein Genuß, und nicht nur der Weg zum Ziele ist rauh, sondern das Ziel selbst eine Nebelwolke. Wie mancher steigt langsam zur Gunst empor, den die Ungunst in Einem Augenblicke von seiner Höhe herabwirft! Das heftige Trachten nach Gunst und Auszeichnung macht oft über die Wahl der Mittel gleichgültig; der Gebrauch schlechter Mittel aber rächt sich früh oder spät, und wenn auch nicht in den sichtbaren Verhältnissen des Lebens, doch ganz gewiß durch den innern Ankläger, den keine Herrlichkeit der Welt zum Schweigen bringt. Wie glücklich ist dagegen die Frau, die

sich ihrem Hause widmet! Es kostet ihr nur einen Schritt zurück, und sie ist nicht nur sicher gestellt gegen die schwersten Versuchungen, sondern auch unmittelbar, durch jenen Schritt zurück, auf den Weg des wahrsten und zuverlässigsten Glückes gebracht. Hat sie dieses einmal in seiner Fülle genossen, so ist keine Gefahr, daß sie die sichern Verschanzungen je verlassen werde, um sich im offnen Felde oder in den Schranken des Ehrgeizes mit Männern und vornehmen Buhlerinnen messen zu wollen.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß das Haus der Schauplatz der Tugenden einer Frau ist, und ihr höchster Titel der einer Hausmutter. Die Natur selbst bietet ihr diesen an, und sie darf ihn nur mit dem demüthigen „Siehe ich bin des Herren Magd; mir geschehe wie Du gesagt hast," annehmen, und ihre Würde ist ihr gesichert. Oder gibt es etwas Ehrwürdigeres, als den Nahmen einer guten Mutter? und etwas Heiligeres als den einer guten Frau? So ist es wenigstens da, wo die Gesetze der Natur noch in Ehren stehen, bei dem unverdorbenen Volke, das weiß, was zu seinem Frieden dient. Dieses weiß wohl, daß fromme Mütter fromme Kinder ziehen, auch wenn der Vater zu ruchlos oder zu beschäftigt ist, um für sein Fleisch und Blut zu sorgen; und daß das Beispiel, die Lehre und Liebe einer guten Mutter kräftiger wirkt, als alle Weisheit der Pädagogik zusammen genommen. Der Grundsatz ihrer Erziehung, wie ihres Lebens ist: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Her-

zen, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot." Denn sie weiß, daß wer Gott vor Augen hat, auch die Pflichten, die er ihm auferlegt, mit Freudigkeit und Ernst erfüllt, und daß dieses Gebot in Erfüllung gebracht werde, dafür sorgt sie früh und spät. Der Knabe und das Mädchen wachsen an ihrer Brust und unter ihren Augen auf; und wie nach dem Sprichworte „das Aug des Herrn die Heerde fett macht" so macht das Aug der Mutter die Kinder tüchtig und fromm. Ich spreche hier von deutscher Erziehung und deutschem Hausstande, wie er noch in der Mittel-Classe herrscht; denn in den Häusern der Vornehmen, wo man nur französisch mit seinen Kindern spricht, herrschen auch in den ehelichen Verhältnissen fremde und ausländische Sitten. Hier läßt man artige Kinder durch Gouvernanten und Maîtres erziehen, die sie für den Gebrauch des Hoflebens nach Stanhopischen Grundsätzen abrichten, täglich nach Tische den Eltern zeigen, um einige ihrer Kunststücke zu machen, und dann mit Zuckerwerk beschenkt wieder zurückführen in ihren pädagogischen Pferch.

* * *

Willst Du Herr Deines Herzens bleiben, so halte Augen und Einbildungskraft im Zaum. Es ist nicht genug, daß eine sittsame Frau kein Unrecht thue; auch ihrer Gedanken soll sie Herr seyn. Ein sündhafter Gedanke ist wie eine giftige Spinne, die das innerste Herz der Rose zerstört.

* * *

Lebhafte Theilnahme an einem Gespräche, das sich nur durch die Kritik fremder Thorheiten und Fehler belebt, hat man sich immer als eine Schwachheits-Sünde vorzuwerfen; bisweilen auch als noch etwas mehr.

„Auch mit Worten muß man sich nicht rächen wollen. Das Unrecht anderer ermächtigt uns nicht, selbst unrecht zu thun.“

Bei vielen herrscht über das Böse, was sie von andern hören, eine Freude, als wenn sich Alles dieses Böse für sie in Ruhm verwandelte.

Nicht wenige Frauen gleichen Polizeispionen, die mit scharfen Blicken fremde Häuser durchmustern, um verbotene Waare zu entdecken, während sie selbst den ärgsten Schleichhandel treiben. „Wer selbst hinter der Thüre gesteckt hat, sagt das Sprichwort, weiß auch den Dieb da zu finden;“ und so sind die schneidenden Urtheile über die Handlungen anderer Weiber, die sie oft nur errathen oder voraussetzten, nicht selten eine bittere Kritik über die Redende selbst, und eine Anklage, die sie selbst, ohne es zu bemerken, verdammt.

* * *

Das Gemüth einer Anempfinderin, und diese Classe ist nicht klein, gleicht einem Bilde, das jetzt einen Engel, und, wenn man eine Schraube rückt, einen Teufel zeigt. Es ist ein geschliffener Spiegel, in welchem sich das Ebenbild dessen, der eben davor

sitzt, bald größer, bald kleiner, aber immer ein wenig verschoben und verzogen, zeigt. Ihr Umgang ist bequem, aber ungewiß. Was hilft es in das Wasser zu schreiben, oder auf den Sand? Der Wind geht darüber, und die erhabensten Aussprüche, und die feierlichsten Schwüre sind bis auf die letzte Spur vertilgt.

* * *

Eine Frau, die mit Empfindungen spielt, als ob das Leben ein Schauspiel wäre, darf sich nicht beklagen, wenn sie nicht besser, als eine Schauspielerin geachtet ist. Ja diese Gleichstellung ist für die letztere sogar noch ehrenrührig. Das Leben fordert Wahrheit; wer hier Gefühle heuchelt, lügt, und es geschieht leicht, daß eine Frau — um nicht von weibischen Männern zu sprechen — sich mit Wohlgefallen in dieser Lüge bewegt. Dann treibt sie dieß Werk auch wohl ohne allen Stoff, wie jener Poet, der um eine Grabschrift anzubringen, ein Grabmal für einen Sohn erbaute, den er niemals gehabt hatte.

* * *

Entschlossenheit in allen vorkommenden Verhältnissen, ein fester und ruhiger Sinn wird von dem Manne g e f o r d e r t, an der Frau h o c h g e a c h t e t. Sich in jedes Schicksal zu finden; die Gegenwart weise zu nutzen, die Zukunft getrost zu erwarten, keine ängstenden Phantome zu nähren, das ist der

Inbegriff weiblicher Weisheit, die, wo sie sich findet, Heiterkeit mit frommem Ernste vereinigt.

Ein Ausdruck der Offenherzigkeit und Güte im Gesicht, natürliches Wohlwollen, das die Fehler anderer leicht entschuldigt, ein heiterer Sinn, ein angenehmer und natürlicher Ausdruck in der Mittheilung, gesunder Verstand, und Aufmerksamkeit auf die, mit denen wir umgehen, das sind die Eigenschaften, mit denen ein Mädchen und eine Frau immer sicher ist zu gefallen.

* * *

Es gibt nichts Achtungswürdigeres, als eine junge, schöne und geistreiche Frau, die, wenn sie wollte, in der Gesellschaft glänzen und sich mit Liebhabern umringen könnte, aber sich freiwillig auf die Liebe ihres Mannes beschränkt, der in der Welt vielleicht wenig strahlt, aber durch seine Tugenden ihre Achtung gewonnen hat.

* * *

Der Prunk, den Artemisia mit ihrem Schmerze trieb, nimmt sich besser in der Oper, als in der Wirklichkeit aus. Aber wie manche Frau thut, was sie that, nur daß es Niemand sieht, und Niemand beschreibt. Auch sie benetzt täglich und nächtlich die Asche des verstorbenen Gatten mit ihren Thränen, und mischt diese Thränen unter ihren einfachen Trank, und errichtet ihm in ihrem Herzen ein Denkmal,

an das sie doch vielleicht nichts zu schreiben hat, als ihre eigene Liebe zu ihm, ihre Sorge für ihn, und die Geduld, mit der sie seine Härte ertrug.

* * *

Indem ich diese Blätter zusammenlege, um sie in Deine Hände zu geben, mein einziges und geliebtes Kind, fühle ich mein Herz tiefer gerührt durch die Erinnerung vergangener Zeiten, und den Gedanken an die kleine Anzahl von Tagen, die mir noch mit Dir in diesem engen Verkehr zu leben beschieden ist. Deine Wiege wurde mit den Thränen meines Schmerzes benetzt; denn ehe Du das Licht des Lebens erblicktest, hatten sich die Augen Deines Vaters dem ewigen Lichte geöffnet. Deine ersten Jahre waren mit Trauer umhüllt; und selbst die Freude an Deinem Daseyn, die ich ungetheilt in meinem Herzen verschließen mußte, schärfte in jener Zeit den Stachel des Schmerzes über meinen bittern und unersetzlichen Verlust. Die ersten Zeichen Deines Bewußtseyns, Dein frohes Lächeln, Dein kindisches Lallen, jede Aeusserung der erwachenden Vernunft öffnete von neuem die Quellen meiner Trauer und versenkte meine Einbildungskraft in das Grab dessen, der die Freuden des Vaters nur in der Hoffnung genossen hatte. Allmählich aber, als Du heranwuchsest, fand ich in der Beschäftigung mit Dir, in der ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf Deine körperliche und geistige Entwickelung, und dem Nachdenken, das ich Deiner Erziehung widmete, einen reichen und herrlichen Trost.

Die düsteren Farben, mit denen sich die Welt für mich bekleidet hatte, zerflossen allmählig, und machten einem heiterern Lichte Raum, und ob ich schon den Frohsinn meiner Jugend nicht wieder gewinnen konnte, so zeigte mir doch Gott in dem Erfüllen meiner mütterlichen Bestimmung eine unversiegbare Quelle von Zufriedenheit. Damals erkannte ich, durch meine eigne Erfahrung belehrt, noch besser als je zuvor, daß die Bestimmung des Menschen Thätigkeit ist, und daß er sich selbst in der Richtung seiner Kräfte auf andere, in dem Guten, das er andern erzeigt, besser wiederfindet, als bei einem düsteren Hineinschauen in sich selbst, oder bei einem unthätigen Brüten über einer traurigen Furcht vor Gott, die nichts weniger als wahre Gottesfurcht und Religion ist. Die mütterliche Liebe, dieser wohlthätige und edle Instinkt der Natur, treibt uns unaufhaltsam zur Erfüllung der menschlichsten aller Pflichten und erleichtert sie; die Erfüllung der Pflicht aber erhöht auch jene Liebe, und beides macht uns zufriedner mit der Welt und uns selbst. Wenn es irgend einen Vorschmack der Seligkeit gibt, so ist es diese Freude an einem Wesen, das nicht wir selbst und uns doch so nah ist, in welchem wir uns selbst vergessen und uns selbst wiederfinden, dem wir alle unsere Kräfte und Mühe widmen, ohne Erwarten eines andern Lohns, als den wir in dem Gedeihen unserer Bemühungen finden. Und hierin erkenne ich dankbar die Weisheit und Güte Gottes. Was der Zweck der Natur gebieterisch forderte, hat er uns in eine Wohlthat verwandelt, und durch

die Freuden des Mutterstandes die größere Abhängigkeit unsers Geschlechts und die Bürde, die es zu tragen hat, reichlich aufgewogen.

Mit gerührtem Herzen denk' ich an jene Jahre zurück. Was mir auch der unerforschliche Wille der Vorsehung entrissen hatte, ich durfte nicht klagen, da Du mich, als ein theures Band, wieder an die Welt, und doch auch noch fester und inniger an den knüpftest, der sich Deiner, ich zweifle nicht, auch jenseits des Grabes erfreut, wenn er in Dir die Erbin seiner Tugenden erkennt. Es ist mein Glück und meine Freude, dieser Segnung gewürdigt worden zu seyn, und gern bezeug' ich Dir hier, daß ich Dich als meine Freundin geliebt hätte, hätt' ich Dich nicht als meine Tochter an das mütterliche Herz drücken dürfen. Mein Segen begleitet Dich in Deinen neuen Stand; und wenn Du mit derselben Heiterkeit und Lust die Pflichten einer Gattin erfüllst, mit der Du die Pflichten der Tochter erfüllt hast, so gebe Dir Gott, außer dem stillen Bewußtseyn, auch so viele Freuden in Deinen äußern Verhältnissen, als er mir in dem kurzen Bunde mit Deinem edeln Vater zeigte. Ich darf nicht hoffen, lange Zeugin Deines Glücks zu seyn; wohl aber, mit dem Glauben von Dir zu scheiden, daß Du nie durch eigne Schuld, durch Vergessenheit Deiner Pflicht, oder durch Mangel an Liebe gegen Deinen Gatten unglücklich werden kannst.

Sophiens Papiere.

X. 14.

1.

Wie schwül war der Tag! Der glühende Himmel lag dumpf über der Erde; die Blumen senkten ihre Kelche, die Bäume ihr Haar; langsam und halb versiegt schlich der Bach. Nun hat das Gewitter alles erfrischt, und die Vögel singen und schweben in der abgekühlten Luft. Ich kann nicht fröhlich seyn; es ist noch immer schwül um mich her. Du bist von hinnen gezogen, mein Julius; und was wird unser Schicksal seyn? Ich sehe, daß meine gute Mutter bebet, und kaum für mich zu hoffen wagt. Wäre nur mein Vater erst zurück! Er liebt mich ja; und Dich achtet er. Nannte er Dich nicht oft seinen Sohn?

Welche Willkühr hat nur die Menschen so feindlich getrennt? War es nicht an ihrem Hasse genug? Müssen auch die sich zurückstoßen, die sich lieben? — Und mein Vater liebt Dich ja!

In Deiner Nähe war ich stark; fern von Dir sinkt meine Kraft. Wie dumpf war es in meinem Herzen, eh' ich Dich kannte! wie leer und arm! Da fing mein Frühling an, als ich Dich sah, und alle Blüthen des Lebens schlossen sich auf, als der Quell der Liebe sich durch mein Herz ergoß.

Aber ach! der Bach, der die Blumen tränkt und erfrischt, kann auch über sie hinbrausen, und sie entwurzeln, und ihre Kronen zerstören.

2.

Morgen kömmt mein Vater. Warum beb' ich denn so? Hab' ich Böses gethan? Statt mich zu freuen, wie sonst, fürchte ich mich. Hat mich also eine fremde Liebe von dem getrennt, dem ich, nach Gott, alles danke, an den mich die göttliche Liebe selbst durch unauflösliche Bande geknüpft hat? —

Ich habe mich ängstlich geprüft; ich habe mein Innerstes durchforscht; die Liebe zu dem verehrten Vater steht unerschüttert. Möge Gott sie schützen, und mich nie so fallen lassen, daß ich der Ehrfurcht vergäße, die mir als Pflicht geboten, und von Kindheit an mit allen meinen Gefühlen verwachsen ist!

Und doch beb' ich so!

Ich bin aufgewachsen im Glück. Was Menschen erfreuen kann, hat Gott mir gegeben, von meiner Geburt an bis jetzt. Eines hab' ich mir selbst genommen. Ach und dieses Eine ist mir so theuer geworden, als mein Leben.

Genommen hätt' ich es mir? — So ist es nicht. Auch dieses Eine, dieses Herrlichste, ward mir gegeben. Und er, der es mir gegeben hat, Er, der mein Innerstes durchschaut, Er, den ich in allem meinem Thun zum Führer erkohr, er möge es mir erhalten, und diese Eine Freude nicht gewaltsam aus meinem Herzen reißen.

3.

Ich habe heute viel mehr Muth. Bekümmert hatt' ich mich niedergelegt, aber ich fiel doch bald in Schlaf, und in einen so tiefen Schlaf ohne Träume, ohne Bewußtseyn, wie im Grabe. Beim Erwachen war meine Brust frei, und eh' ich noch die Augen öffnete, sagt' ich mir mit recht frohem Herzen: Heute wirst Du Deinen Vater seh'n!

Der Morgen sah freundlich zu den Fenstern herein; die Nachtigallen sangen auf allen Zweigen. Ich sah in allem gute Vorbedeutungen. Und als ich nach dem Aufstehen meine Bibel aufschlug, war das erste, was mir in die Augen fiel, der schöne Spruch: „Die in Thränen säen, werden in Freuden ernten.“

Meine gute Mutter war nicht so heiter. Wie es auch gehen mag, so fürchtet sie den Tadel des Vaters. Das macht mich nun freilich bekümmert, wenn sie für ihre Güte leiden müßte. Wir haben viel über die Sache gesprochen, und ich habe mir alles zusammengefaßt, was Hoffnung gewähren kann. Doch immer noch schüttelt die Mutter bedenklich den Kopf. Sie ist auch wohl allzu ungläubig.

4.

Noch zittert mir Herz und Hand — kaum daß ich die Feder halten kann. Ist es Freude? Ist es Besorgniß? Ahndung des Guten oder Furcht? — Wahrhaftig, ich weiß es nicht.

Der Ernst des Vaters machte mich so schüchtern; es war mir als ob er alles wüßte. Ich fühlte, daß ich bei seinem Blicke erröthete. Und als ich ihm die

Hand küßte, und meine Thränen darauf fielen, und er mich verwundert fragte: was ist Dir, Sophie? — da war es mir, als säh' er in mein Herz. Ich fuhr zusammen, als ob er das Geständniß eines Verbrechens verlangte.

Auch die gute Mutter war so verlegen. Ach wenn ihr nur nicht in dem entscheidenden Augenblicke der Muth gebricht, meine Sache so zu führen, wie sie sich vorgesetzt hat! Gott mag helfen.

Ich kann an gar nichts anders denken, und bete immer still in mich hinein. Meine Unruhe steigt mit jedem Augenblick. Wie unglücklich kann ich in wenigen Tagen seyn! Hab' ich auch mein Herz nicht zu sehr an diese Liebe gehängt? Hätt' ich nicht Widerstand thun sollen im Anfang? Gab ich nicht zu sehr der schmeichelnden Hoffnung Raum? Und war das, was ich für die Stimme Gottes hielt, nicht etwa blos der Wiederhall meiner eignen Wünsche? — Diese Zweifel ängstigen mich unaussprechlich. Und doch hab' ich Niemanden, dem ich mich vertrauen, bei dem ich Trost suchen könnte. Auch die Mutter kann ich nur im Fluge sprechen.

Ich will sie bitten, meine Angst nicht zu verlängern. — Gott wird mir Kraft geben, mich der Entscheidung zu unterwerfen, wie sie auch ausfalle.

5.

Heute also soll mein Schicksal entschieden werden! — Ich habe die ganze Nacht kein Aug' geschlossen — nur geweint und gebetet. Alle meine Pulse klopften hörbar. Wie langsam zog mir die Nacht über die

Erde hin, und doch wie erschrack ich bei dem ersten leisen Nahen der Dämmerung! Ach mein Gott, mein Vater, laß dieses zagende Herz nicht zerdrücken von einer theuern Hand, von der Hand, die mich so oft gesegnet hat; der ich so oft gelobt habe, immer gehorsam zu seyn. Ich habe diesen Schwur gehalten bis jetzt; ich werde ihn auch ferner halten. — Doch laß, o ewiger Vater, meine Prüfung nicht allzu hart seyn!

Ach wie ernst war gestern mein Vater! Ich hatte ihm gegenüber gar keinen Muth. Und wie heftig brach er am Abend aus gegen das, was er die neuen Grundsätze nannte, durch die jede alte Ordnung erschüttert, die Grundfesten der Staaten wankend gemacht, alles Glück der Familien zerstört würde. — Jedes seiner Worte ging mir schneidend durch's Herz. Und als er mit lauterer Stimme sagte: „Es gilt die Sache der Ehre. Fest muß jetzt der Edelmann stehen, und wie eingewurzelt in seinen Grundsätzen. Einer muß dem andern die Hand geben, daß sich eine unerschütterliche Mauer bilde gegen die jacobinische Rotte.“ — Da sah mich die gute Mutter erblassend an. — Ich glaube, ich war auch erblaßt.

Aber ist es denn gegen die Ehre, das Große und Edle zu lieben, wenn es der Zufall mit einem bürgerlichen Nahmen vermählt hat? Ist Julius nicht groß und gut? Ist er nicht geadelt durch die Weihe der Natur und sein Herz? Ist er nicht mehr unsers Gleichen, als so viele, die das Vorrecht der Geburt Lügen strafen, und dem Spotte Preis geben? Wo

wäre denn in ihm, was der Vater jacobinische Verruchtheit nennt? Ist er nicht eben so mild als muthig, und eben so fromm als er unterrichtet und gebildet ist? Und wenn es noch keinen Adel gäbe, müßte er nicht anfangen mit einem solchen? — —

Ach, ich fühle wohl, daß meine Wünsche dieß sprechen und immer lauter sprechen, je leiser und schüchterner die Stimme der Hoffnung wird. — —

Der Tag kömmt klar und hell herauf; alle Lüfte halten ihren Athem an; kein Blatt regt sich vor meinem Fenster. — Ich höre die Stimme meines Vaters und — zittre. Heute Morgen! — Ach was wird die Entscheidung seyn? Ich hoffe gar nichts, gar nichts mehr.

6.

Ich habe so viel geweint, gestern und heute und die ganze Nacht, daß meine Augen wie verfinstert sind, und ich nur auf gut Glück hin schreibe, wie in der Dunkelheit. Ach in meinem Innern ist es noch finsterer. Ich suche nach einem Funken, der in der Asche glimme. Umsonst. Es ist alles erloschen.

An der Größe meiner Wunde fühle ich, wie groß meine Liebe war; an dem schneidenden, nachhaltenden, vernichtenden Schmerz fühle ich, wie groß meine Seligkeit war. Nun ist alles dahin — Liebe, Seligkeit, selbst das Irrlicht der Hoffnung. Alles. Nur die klaffende Wunde ist mir geblieben, und das in Blut und Thränen schwimmende, krampfhaft zuckende Herz.

In diesen Schmerz, in diese Wunde hat sich all

der Rest meines Lebens zusammengezogen. Ich kann nicht rückwärts schauen, nicht vorwärts. Meine Blicke haften an dem Augenblicke und an der Betrachtung meines tiefen Jammers.

Ob ich an Julius denken darf ohne Sünde, weiß ich nicht. Aber ich soll ihm ja schreiben — um dann nie mehr an ihn zu denken. — Ich soll ihm schreiben, was mir auch nur zu denken noch unmöglich ist. — Dir entsagen, Julius? Dir? und mir selbst mit Dir?

Die Mutter geht still an mir vorüber mit nassen Blicken. Sie fühlt meinen Jammer in ihrer mütterlichen Brust; aber sie wagt nicht, ihn auszusprechen, noch mir ein tröstendes Wort zu sagen. — Ach wie ist mein Vater so hart! Wie hat er den Bitten der geliebten Mutter Hohn gesprochen! Wie ihre Betheurungen verachtet; ihre Gründe niedergetreten! Wie tief hat er sie gekränkt, die gütige, milde Mutter, mit bittern und schneidenden Worten!

Wär' es denn wahr, daß mich die Mutter verkuppelt, daß Julius mich verführt, daß er meine Einsamkeit und die Schwäche der Mutter schändlich gemißbraucht, daß er sich frech erkühnt, die Augen zu mir zu erheben? Wär' es wahr? — O wie sich mein Herz empört! — Aber darf ich zürnen? darf ich dem Zorne eines Vaters zürnen, auch wenn er ungerecht ist?

7.

Warum ergrimmte doch mein Vater so, als ich auf den Knieen vor ihm lag, und ihn weinend bat, wenn ich gesündigt hätte, mich büßen zu lassen, nicht

aber den Gegenstand einer unschuldigen Liebe zu schmähen? — Sein Zorn war furchtbar. Ach wie mißhandelte er diese Liebe! wie stieß er seine Tochter unter die niedrigsten ihres Geschlechtes herab!

Mein Herz ist rein. Ich stehe vor Gott, dem gerechten Richter, und schwöre, mein Herz ist rein, und meine Liebe war unschuldig. Hab' ich gefehlt nach menschlicher Weise aus Irrthum und Schwachheit, so wird mir die ewige Güte verzeihen. Aber ich habe nicht gesündigt mit bösem Willen, weder in Thaten, noch Worten.

Es ist keine Sünde zu sagen, daß man unschuldig ist.

Aber gehorsam will ich seyn — bis in den Tod. Ich will die Gebote meines Vaters thun, weil es die Gebote meines Vaters sind, und weil geschrieben steht: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe. — Wohl gehe — — wenn auch nicht hier, doch dort, wo kein Ansehen der Person gilt, und treue Liebe kein Verbrechen mehr ist.

8.

Und nun soll ich ihm selbst den Dolch in die Brust stoßen, mit der Hand, die er zum erstenmal küßte, als er von mir schied. Sein Aug' war trübe, als er schied, und schlimme Zweifel schwebten um seine hohe Stirn. „Werden wir uns wieder sehen?" sagte er mit banger Stimme. Ich aber antwortete mit recht frohem Vertrauen: Gewiß, Julius, und bald.

Und nun soll ich ihm schreiben, daß wir fern und fremd von einander stehen sollen, bis uns der Tod

vereint? Ich soll Dich so tödtlich betrüben, o Julius, Dich, der mich so oft und so herrlich erfreute? Zu Dir, dessen großes und reines Herz so offen vor mir lag, zu Dir soll ich sagen, daß sich Sophiens Herz vor Dir verschließt? Ich soll gegen Dich eine Liebe verdammen, die mich durch Dich näher zu Gott gebracht, und Dir den Schwur zurückgeben, den Du mir vor Gottes Angesicht und unter seinen Sternen geschworen, die mild und freundlich auf unser kurzes Glück herniederschauten?

Dennoch muß es seyn. Schon heute fragte der Vater halb zornig, ob ich geschrieben. Und da ich es mit zitternder Stimme verneinte, und meine Mutter ihn bittend anblickte, sah ich, daß er die Farbe wechselte, und ich wagte nicht mehr, seinen Blicken zu begegnen.

9.

Ich muß schon schreiben, wie der Vater gebietet. Was soll ich anders thun? Auf der Rechten steht mir die Pflicht, das alte ewige Gesetz, Vater und Mutter zu ehren, und die Gewohnheit des Gehorsams; auf der andern Seite, die Liebe zu dem Edelsten seines Geschlechts. Still und schweigend will ich das Opfer meines Gehorsams bringen. Aber mein inneres Auge soll sich zu Dir wenden, Geliebter, und meine Thränen sollen den Scheidungsbrief austilgen, den meine Hand zu schreiben gezwungen wird. Kann ich auch meine Schwüre nicht erfüllen, so soll doch meine Treue nicht wanken. Ich will Dir mein Herz auch jetzt nicht verhüllen; und die Seufzer, die der beklommenen

Brust entquellen, sollen meine Rechtfertigung seyn. — Wäre das auch Sünde? — Nein, nein! Mein Gewissen antwortet mit lauter Stimme: Nein, nein!

10.

Heute früh bracht' ich meinem Vater den Brief. Er nahm ihn hastig aus meiner bebenden Hand, überlief ihn schnell, und warf ihn mir zerrissen wieder hin. — Mit verhaltenen Thränen las ich die einzelnen Stücke zusammen. „Nicht so," sagte er. „Was soll das Du? das Bitten um Verzeihung, und dergleichen Niederträchtigkeiten?"

Nun mußte ich schreiben, wie er mir gebot. Ach welche harte Worte! Bitten und Thränen waren umsonst. Die Hand versagte mir den Dienst. Meine Mutter, ach meine gütige Mutter, sah meinen Zustand, faßte Muth und flehte für mich. „Du tödtest unser Kind," sagte sie, vom Schmerz übermannt. „Besser todt als ehrlos," sagte mein Vater.

Mir schauderte. — Ich schrieb jetzt, was ich mußte, ohne zu verstehen, ohne zu wissen, was ich schrieb. Meine Hand zitterte über das Papier hinweg. — Aber da mein Vater es faltete, siegelte und wegzutragen gab, — da kehrte meine Besinnung und mein Jammer zurück. Eine Fluth von Thränen kam dem erstickenden, brechenden Herzen zu Hülfe. Mein Vater aber ging auf und ab, und sagte für sich: „Das wird seinen Hochmuth demüthigen. Das wird ihn lehren, wer er ist, und was ihm geziemt!"

11.

Julius an Sophien*).

Ein Brief mit Deinem Nahmen — wie ein Leichenstein, der auf dem Moder des Grabes einen geliebten Nahmen nennt — mit zitternder Schrift, der Deinigen ähnlich, aber eines Inhaltes, der mich vernichtet hätte vor Schmerz, hätte er mir nicht zugleich das aufrichtende und erquickende Gegengift des Zornes geboten — ein solcher Brief, den ich nimmer den Deinen nennen werde, wenn sich auch Dein Mund aus Schwäche dazu bekennen wollte — verbietet und fordert meine Antwort. Ich habe lange geschwankt, ob ich den vergifteten Dolch, den Deine zitternde Hand mir reicht, von mir schleudern sollte gegen den, der ihn Dir aufdrang, oder ob ich ihn mir still in die Brust stieße. Aber da ich noch einmal auf die wankenden Züge sah, da brach mein Stolz; ich sah Dich am Altar zittern, wie ein blutendes Lamm; ich sah Deine bebende Hand, Dein blasses Angesicht, Dein überströmendes Auge, und den Kampf Deines schönen und demüthigen Herzens. Da konnt' ich nicht mehr von Dir scheiden mit dem Verdachte des Zorns — ich konnte mich nicht wegwenden von Dir der Weggewendeten — nicht die Liebe verstummen lassen in zürnendem Stolz. Wenn Dich mir ein fremder Wille

*) Dieser Brief kam, wie aus dem folgenden erhellt, in die Hände von Sophiens Vater. Sie selbst erhielt ihn erst wenige Tage vor ihrem Tode.

entführt, so hör' ich doch Dein Seufzen, und sehe die Thränen herber Schmerzen Deinen Weg benetzen — denn ich weiß, daß Du mich liebst, wie ich Dich, so gewiß ich weiß, daß ein Gott ist, der unsere Liebe billigt — und ich darf doch in meinem öden Schmerz die Arme nach Dir ausstrecken, und Dir nachrufen, damit meine Trauer sich an Dein verwundetes Herz lege, und die gähnende Wunde zusammendrücke, und Du noch einmal nach mir umschauest, mein überströmendes Aug' zu sehen, aus dem nur Liebe quillt und herber, heißer Jammer.

Als ich die höhnenden Worte las, die Dich Dein Vater zu schreiben zwang — er zwang Dich, ich weiß es; denn ich kenne Dein Herz, und den harten, erbarmungslosen Stolz seiner Classe — da fuhr ich grimmig mit der Faust in mein eignes Fleisch, und frägte mich, so hart wie er, nach meiner Verschuldung; und mein Gewissen sprach mich mit tausend Zungen frei. Frei hast Du mich geliebt; vor Gott haben sich unsere Herzen gefunden; Deine fromme Mutter hat unsern Bund gesegnet. Da ist kein Tropfen in meinem Blute, der mich anklagte. Aber daß ich thöricht auf Vernunft rechnete, wo nur Vorurtheil herrscht; daß ich auf die Liebe eines Vaterherzens baute, dessen Blut auch in Deinem Herzen, meine Sophie, fließt; daß ich groß von dem Manne dachte, der Dein Vater ist — das war mein Vergehen. Und daß ich den Plunder, den das Glück träumend umherwirft, gegen Tugend wog, und die Tugend für schwerer hielt; daß ich meine Verachtung unverdienstlicher

Ehren auch dem bejahrten Krieger lieb; daß ich das Rechte höher als Vorrechte achtete — darum büße ich jetzt, und Du, frommer Engel, und ohne Zweifel auch Deine wahrhaft edle Mutter.

Ich will keine harten Worte sagen, um Deine Frömmigkeit nicht zu verwunden; ich will ja mit Segen von Dir scheiden und mit so reinen und heiligen Wünschen, wie von meiner Mutter, von meinem Vaterlande, von den liebenden Freunden. Denn ich will Vergessenheit suchen in der Ferne und in blutiger Thätigkeit, und wo noch sonst ein Lethe für zerrissene Herzen fließt. Jammere nicht um mich; gehorche Deinem harten Vater, auch wenn er Dich zwingt, die Rechte, die mir Treue geschworen, in eine fremde zu legen. — Wie lange dauert der Jammer denn? Wohl führt die Hoffnung mit leichter Hand einen Bau des Glückes auf und die buntbeschwingten Wünsche heben uns zu dem schimmernden Dome hinauf, so daß wir wähnen Götter zu seyn. Das dauert so lang als ein Morgentraum. Die kalte, harte Hand des Geschicks rührt an den Wunderbau, und er zerrinnt in Luft, und läßt uns nur den Thau der Thränen auf den Wangen zurück. Und auch die trocknet die Zeit; und wenn nicht diese, der Tod; und wohl dem, der auf dem Pfühle eines guten Gewissens unter der Erde schlummert.

Hart hat Dich die Hand des Ewigen ergriffen, meine Sophie, um Dein Herz zu prüfen. Bestehe den Kampf und frage nicht nach mir. Wie heftig auch meine Wunden glühen mögen, sie werden sich

schließen — früher oder später, gleich viel. Vergiß, wenn Du kannst, den, den Du nicht mehr lieben darfst. Drücke sein Bild in Deiner Brust zusammen, oder wenn es Dir doch in Träumen entgegentritt, so denke, daß es auch ein Traum war, wo wir uns Liebe schwuren. Du wirst weinen, wenn Du diesen letzten Abschied von mir empfängst; aber laß das Deine letzten Thränen um mich seyn. Dann sey froh, Du Gute, und freue Dich Deines jungen Lebens und Deiner frommen Opfer. Gott sey mit Dir. Bete für Die, so Dich wahr und innig lieben; dann betest Du auch für mich. Aber nenne meinen Nahmen nicht. So scheiden wir also auf immer, und die trüben Ahndungen, die bei unserer Trennung mein Herz erfüllten, sind schnell in Erfüllung gegangen. Lebe wohl, Du reines und frommes Herz. Bewahre Dich wie Du bist. Vor dem Throne des Ewigen finden wir uns wieder. J.

12.

Wie es mich ängstigt, den Brief geschrieben zu haben! Ein schweres Verbrechen lastet auf mir. Konnte mein Vater auch das fordern? That ich recht, hier zu gehorchen? War dem Gebote der Pflicht nicht durch die Entsagung Genüge gethan? War es nicht genug, meinen Eid zu brechen; mußte auch das Herz gebrochen werden, das mich so zärtlich liebte — und mein eigenes mit ihm?

Es war Feigheit von mir, es zu thun. Unmenschliche Grausamkeit war es, aus Feigheit geübt. Ach

Gott, wie ist meine Brust zusammengezogen. Ich habe keinen Trost mehr; nicht einmal Thränen.

Der Liebe wär' ich vielleicht Meister geworden; aber dieser Angst, dieser fürchterlichen Vorwürfe — nimmermehr. Es liegt mir wie Nacht vor der Stirn und ich kenne den Schlaf nicht mehr. Mir schaudert vor der Nacht, und der Tag bringt mir keinen Trost. Ich bin in meinem Elend verlohren.

13.

Ach die gute, die geliebte Mutter! Heute kam sie an mein Bett und küßte mich, und beschwor mich mit Thränen, meinem Schmerze Gewalt anzuthun, und nicht durch mein Trauern den Zorn des Vaters immer von neuem zu reizen. „Du weißt nicht, Kind, was ich leiden muß, um Deinetwillen," sagte die gute Mutter mit heißen Thränen.

Ich schlang meine Arme um ihren Nacken und drückte sie an mein klopfendes Herz. Sprechen konnt' ich nicht. Aber die traurende Liebe der Mutter hatte meine Thränen losgebunden — sie konnten frei strömen, und mein gespanntes, krampfhaft gepreßtes Herz erleichtern.

Ich versprach alles.

Ach um ihretwillen will ich ja gern dulden — auch heucheln will ich um ihretwillen, wenn es seyn muß, und einen heitern Sinn auf der Stirn tragen, während mein Herz in Jammer zerrinnt.

14.

Der Vater war heiterer — scherzend sogar. Die gute Mutter war so voll Freundlichkeit; und da ich

es über mich gewann, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, sah sie mich so dankbar an. Ach es war nur mein Mund, der sprach. Was ich gesprochen, weiß ich nicht mehr.

Aber welch' ein peinlicher Mittag! Die laute Lustigkeit der Männer ging mir durch die Seele; ihre leere Höflichkeit empörte mich. — Und doch mußte ich heiter seyn. Und da nun die Zeitungen kamen mit Siegesnachrichten von den Feinden angefüllt — und mein Vater so heftig entbrannte, und wieder auf die neuen, gottlosen Grundsätze schalt, und alle mit ihm zusammenstimmten, und die Schlaffheit und das Selbstvergessen des Adels in solchen Zeiten heftig tadelten — da rissen alle meine Wunden von neuem auf, und es war mir, als würde mein Urtheil noch einmal gesprochen. Alles Leben drängte sich ungestüm zu meinem Herzen. Ich glaubte zu Boden zu sinken; aber da die ängstliche Mutter mein Erblassen bemerkte, sah mich der Vater mit einem so furchtbaren Blicke an, daß mich die Erschütterung des Schreckens wieder zu mir brachte.

Nun sitz' ich hier wie verloren, und meine Lebensgeister ebben so schwach, daß ich die Feder nur noch mit Mühe halte. Ach wenn mich der Schmerz nicht tödtet, so thut es diese Verstellung gewiß.

15.

Der Mond stand gestern trübe am Himmel, wie ein weinendes, umwölktes Auge. Um Mitternacht erhob sich der Sturm, und nun liegt alles mit Blättern und Zweigen bedeckt.

Wie hab' ich mich gequält! welche traurige, jammernde Stimmen ächzten in dem Sturm!

Ach wo ist der stille Friede hin, der mich sonst zudeckte in meinem Lager, und mir heitere Träume brachte, und mich anlächelte durch die tiefe Finsterniß, wie ein Abendstern? Sind denn alle Engel von mir gewichen, und schwebt nur der über mir, der die Schaale des Zornes ausgießt?

Die Stürme haben auch mich zerschlagen; ich bin wie ein zerstoßenes Rohr. Wie lang ist's, daß es Frühling war? — Und nun schon Winter! Wie ist das?

Es war im Frühlinge, denk' ich, da hauchte die Liebe mich an, wie der Hauch des Westwinds leise an den Büschen hinzieht, und sie mit Knospen und Blüthen bewirft. Es kam ein neues Leben in mich. Ich hatte früher auch gesehen und auch gehört; aber jetzt war der Himmel blauer geworden; die Sterne glänzten reiner und sahen freundlicher in die Welt; von allen Zweigen sangen Liebesstimmen, und alle Blumen und Blätter schauerten von Leben und Lust. Auch in mir war ein doppeltes Leben; meine Pulse jubelten und hüpften. — Nun ist alles so kalt und naß um mich her. Haben die Stürme denn alle Blüthen abgerissen? Oder warum sind meine Augen so dunkel?

16.

Eine alte Geschichte sagt: In einer weiten, weiten Einöde voll glühenden Sandes, ging ein armer Vertriebener, von Hitze und Hunger gequält, und

pflückte die welken Blätter der sparsamen Sträuche, um damit sein Leben zu fristen. Und wie ihm das doch nur wenig half, hatte er Mitleiden mit sich selbst und rief aus: Hat wohl irgend Jemand etwas Armseligeres gesehen, als das Leben, das ich Einsamer führe? Und als er so rief, hörte er hinter sich ein Geräusch, und ein anderer kroch hinter ihm, und nährte sich mit den nackten Reisern, die er weggeworfen. —

Die Einöde liegt auch um mich her. Mühsam wind' ich mich durch den glühenden Sand, und verschmachte vor Durst. Aber auch das Reis ist mir nicht übrig geblieben.

Aber wer ist das, der vor mir hergeht? — Wenn er sein Gesicht nach mir wendete, würd' ich ihn erkennen...... Kenn' ich seine braunen Locken nicht?

17.

Ich kann nicht sagen, wie mir ist; ich bin nicht krank; aber wie mir ist, so ist es auch nicht recht. Ich wache jetzt wohl, aber dieses Wachen ist auch ein Schlafen, und mein Schlafen ein Wachen. Der Tag ist mir eine helle Nacht, die Nacht ein dunkler Tag. Es fließt alles durch einander, wie Licht und Dunkel, Wahrheit und Lüge, Liebe und Haß. Und da soll ich hindurch! Durch dieses Gewirr. Da zieht mir auch ein Getümmel von nebligen Gestalten durch den Kopf — zerfließt und bildet sich und mischt sich wieder so Grau in Grau, und wenn ich recht hinsehe, so ist es ein todtes Nebel-Meer. — Ist diese Dämmerung der Durchgang des Lebens zum Leben? oder schwimmt

man so zu den Ufern des Todes, aus einer düstern Bucht in eine noch düsterere, bis die müde Seele endlich ausruht in der tiefen, tiefen Nacht? — Warum kömmt denn die Nacht nicht, wenn die Sonne untergeht? Ich sehne mich nach einer tiefen Nacht ohne Gespenster.

18.

Meine arme, gute Mutter ist so ängstlich um mich. Sie glaubt wohl, ich sey krank. Freilich fehlt mir alles, aber krank bin ich nicht. Gestern saß sie sorgsam die halbe Nacht bei mir auf. Da mußt' ich mich wohl stellen, als ob ich schliefe; und da sah ich, daß sie sich immer über mich beugte, und hörte, daß sie leise betete. Dann ging sie weg, kam wieder — ich aber hatte immer die Augen zu — dann ging sie ganz weg. Nun konnt' ich auch recht ungestört wachen.

O es wird mir jetzt recht leicht zu heucheln und mich zu verstellen. Ich kann heiter aussehen und plaudern; und gestern — war es gestern? ich weiß jetzt gar die Zeiten nicht mehr recht — oder vorgestern, oder sonst einmal, mußt' ich in mich hineinlachen, weil sie alle glaubten, ich sey recht lustig. — Warum sollt' ich denn lustig seyn, da ich gar nicht mehr vor Freude weinen kann?

Meine Mutter ist wohl sehr gut, aber ich fürchte mich vor ihrem Manne.

19.

Ich träumte einmal, einen Bruder zu haben, der mich von ganzer Seele liebte. Ich könnte wohl einen Bruder haben — warum nicht? — Er liebte mich

auch von ganzer Seele. Es mag aber lang her seyn. Wir lebten wie die Engel. Aber es war nur ein Sommernachtstraum. Er küßte mir die Hand, und dann war er weg. Warum küßte er mir nur die Hand? — Und als ich aufwachte, rief ich wie ein Kind nach ihm, und wollte den Traum haben, und dann weinte ich sehr. Noch schwindelt und wirbelt mir der Kopf; aber ich weine nicht mehr. — Ich war wohl recht kindisch, Julius?

20.

Wer hat denn gesagt — ich hörte es einmal — Lieben bestehe aus Einbildung und Wahrheit, aus Wünschen und Sehnen, aus Ergeben und Gehorchen, aus Geduld und Ungeduld, aus Glauben und Anbeten? Wenn das so ist, so lieb' ich ja noch. — Oder wär' es nicht wahr? — O es ist gewiß wahr, und ich will mir ein Herz fassen, und den recht herzhaft lieben, dem ich so häßlich das Wort gebrochen. — Pfuy über die Meineidige, die Feigherzige. —

Ich will ihm doch noch einmal schreiben, und ihm alles abbitten. — Warum schreibt er mir denn nicht mehr? — Bist Du todt, Julius? — O schade; Du hättest nicht mit dem Hasse gegen mich sterben sollen, Julius! Oder hättest Du mir doch vergeben, Du Guter? —

Da habe ich den ganzen Schoos voll Blumen. Die Armen! Heute Morgen schlugen sie die hellen Augen gegen die Sonne auf; nun haben sie sie abgebrochen, und wenn die Sonne untergeht, werden sie weggeworfen. Ich erwachte auch einmal am Morgen und

wurde zur Blume. Ist es schon so früh Nacht geworden?

21.

Sie glauben gewiß, ich wäre krank — daß sie mir den Arzt schicken, und mich so quälen mit allerlei Mitteln. – O sie sollen mich doch nicht um den Tod bringen! – Aber haben sie mich nicht auch um die Liebe gebracht?

Ich bin wohl manchmal recht traurig, und denke zu viel in mich hinein. Die gute Mutter will, daß ich sprechen soll; und doch weint sie auch wieder, wenn ich spreche. Red' ich nicht recht, wie ich soll, Du gute Mutter? Ach ich will ja gern recht aufrichtige und unschuldige Worte sagen, und Dir mein ganzes, armes Herz aufdecken. Wenn Du aber dennoch weinst, so will ich den Worten gram werden und nur durch Schweigen reden.

Heute machte ich allerhand lustige Musik. Ich dachte, es sollte mir wohl thun. Aber da jammerten alle Mißtöne aus meiner Brust dazu, und es war mir eben, als ob ein Gefangener zu dem Klirren seiner Kette tanze.

22.

Ich wollte Dich vergessen, mein Julius, und suchte nach dem Meere, in das ich mein treues Lieben versenken möchte. Durch lange heiße Wüsten bin ich gegangen, und habe gesucht, und der Sand wurde immer tiefer, und nur mühsam hob ich meine Füße noch; und doch kam das Meer nicht. Es gibt also wohl keinen Lethe mehr? — Auch im Tode nicht? — O gewiß im Tode nicht.

Dich vergessen, Julius? Nicht blos entsagen? — Vergessen? Dich? Mich selbst? Meine Schwüre, und Gott, der meine Schwüre gehört hat? — Bin ich denn wahnsinnig?

23.

Wenn ich Dich am Tage in meinem Herzen versteckt gehalten habe, dann harre ich der stillen, dunkeln Nacht, und Du trittst hervor aus dem Kerker in aller Deiner Herrlichkeit. Sah ich Dich nicht neulich in der Finsterniß auf- und abgehen, und wahrlich das feurigste Morgenroth hätte eine solche Nacht beneiden mögen. Und als Du an den Rand der Erde kamst, hob die Sonne ihr Angesicht empor und sah nach Dir auf, und ihre Strahlen wehten Dir wie ein goldenes Haargewebe entgegen, als ob sie Dich umschleiern wollten, und trockneten die Thränen auf, die die Nacht über Dein Weggehen auf die Blumen geweint hatte. — —

Dann sah ich ihn wieder über eine Wiese gehen, und die zarten Frühlingskinder schlugen ihre Augen auf, um ihn zu sehen. Aber es erhob sich ein scharfer Wind, der ihn vorwärts trieb, und er versank in einem Felde voll purpurner Blumen. Neugierig trat ich hinzu, ihn zu suchen. Da war es ein Schlachtfeld voll Leichen und Blut, und das Blut ging in Wellen, wie ein Meer, und die Wellen schäumten und kochten. Aber rund umher standen weiße Lilien, wie leidtragende Jungfrauen, und spiegelten sich in der purpurnen Fluth. Recht unschuldig spiegelten sie sich und schauten wieder so klar heraus, als ob sie

sich ihres reinen Gewandes erfreuten. Haben sie Dich auch gesehen, Du armer Freund?

24.

Wie die Wolken über den Himmel ziehen, so zieht es auch aufwärts und abwärts durch meinen Kopf, wie Raubvögel, schnell und kreischend; wie ein wirbelndes Rad, das nicht still steht, und Sterne um sich wirft, die in der Dunkelheit erlöschen, ich weiß nicht wie. Und wenn ich all dem bunten Krame nachsehe, und mir etwas herausgreifen will, da geht das Rad immer schneller und schneller um, und ich halte mich kaum aufrecht über mir. — —

Könnte das nicht auch Wahnsinn seyn? — O Gott, behüte mich vor Wahnsinn!

Ich will an ihn denken, und immer an ihn — ihm sollen meine Gedanken nachziehen, und ihn fest halten — damit ich nicht wahnsinnig werde.

Ach, Julius, ein Wort, nur ein Wort von Dir, daß Du nicht auf mich zürnest! — Kannst Du so lange zürnen, Du Guter? — Oder denkst Du meiner gar nicht mehr? — — Haben sie Dir auch das Herz aus der Brust genommen?

25.

Sie haben mir die Liebe genommen — warum nehmen sie mir nicht auch den Schmerz — und die Erinnerung — und den Meineid — und meine Träume bei Tag und Nacht?

Ach könnt' ich nur mein Gewissen zum Schweigen bringen!

Ich habe geliebt und gemordet; ich habe geschwo=

ren, und den Eid gebrochen! — Bete, Kind, sagte die Mutter, suche Zuflucht bei Gott. Du warst ja ein so frommes Kind! — Ja wohl war ich es.

Warum öffnet sich denn ein so weiter, schwarzer, gähnender Abgrund neben mir? —

Mit eisernen Fesseln hält mich die Erinnerung — das Gewissen baut mir einen feuchten, dunkeln Kerker; meine Gedanken stehen mir als Peiniger zur Seite.

26.

Es mag lange her seyn, daß ich nicht geschrieben habe. Als ich einschlief, fielen die Blätter auf die Erde; jetzt keimen die Blätter; auch Schnee liegt noch hier und da. Es mag wohl Winter gewesen seyn.

Ich bin so matt; die Feder zittert in meiner Hand. Das ist eine Schrift, wie in jenem Briefe. . . . . Ach ich will nicht mehr daran denken; es hat mich wahnsinnig gemacht; und mein Kopf ist noch schwach. Gott sey gedankt, daß ich doch wieder denken kann.

Ach wie schwer hat seine Hand auf mir gelegen! — —

Ich erwachte heut mit der Dämmerung aus einem tiefen, tiefen Schlaf; die Nachtlampe brannte noch. Da fing ich an zu beten und Gott zu danken für die ruhige Nacht. Aber da ich meine Hände erheben wollte, konnt' ich es nicht. Ich sah hin, und sie waren gebunden.

Da weinte ich bitterlich, und meine Mutter kam herein, und fragte, warum ich so weinte. Ich zeigte ihr die gebundenen Hände. Warum haben sie mich gebunden? fragt' ich. Was hab' ich denn so Böses gethan?

Die gute Mutter weinte sehr, und erzählte mir endlich, ich hätte mich in meiner Krankheit immer verletzt; da hätten sie mich binden müssen. — Hab' ich geras't? fragte ich. Die Mutter nickte weinend, aber da sie mich so ruhig sah, machte sie mich frei.

Und nun dankte ich ihr mit heißen Thränen, und zog sie an mein Herz, und es that mir wohl, daß auch die Thränen der guten Mutter meine Wangen benetzten.

27.

Der Arzt fand mich viel besser; er hoffe, daß das Schlimmste vorüber sey; aber meine Schwäche sey groß. — Unser armes Kind, setzte er hinzu, hat in diesen 4 Monaten viel gelitten. — — Wie erschrack ich über die Länge der Zeit, in der ich nichts von mir wußte.

Der Vater ist schon seit einigen Monaten wieder bei seinem Regiment.

Als ich mit der theuern Mutter allein war, hab' ich ihr alles abgebeten, was ich in der traurigen Zeit bewußtlos gefehlt haben möchte, auch das frühere. — Sie wollte mich nicht sprechen lassen, die gute ängstliche Mutter; aber ich bat und beschwor sie so lange. Ach es erleichterte mein Herz so sehr, ihr Alles vertrauen zu dürfen; und es war ja eben der Zwang der Verstellung gewesen, der mich so krank gemacht hatte. — Endlich durfte ich von Allem sprechen, und ich hatte seit langer Zeit wieder eine recht wehmüthige, heitere Stunde.

28.

Ich habe meiner guten Mutter von selbst versprochen, allen Gedanken an meine vorige Liebe zu entsagen; recht frei hab' ich es ihr versprochen, und von ganzem Herzen. Ist nicht Gehorsam das erste Gesetz? War ich nicht das Kind meiner Eltern, eh' ich Julius Braut ward? Und kann ich sagen, gethan zu haben, was Kindespflicht heischt, wenn ich nicht freiwillig das Opfer meiner Neigung bringe? — Ist das Opfer schon schmerzlich, so ist es mir doch nicht verstattet zu wägen und zu messen, und meinen Schmerz gegen Gottes Gebot in Anschlag zu bringen. Das mag eine leichte Tugend seyn, die auf Rosen ruht und den Dornen feigherzig ausweicht.

Gott wird mir Stärke geben. Hat er sich nicht schon mächtig in mir bewiesen und unendlich gütig? Ist nicht mein Verstand wieder zurückgekehrt und das Band meiner Zunge gelös't?

29.

Mit großer Angst bin ich heut wieder erwacht, und noch ist meine Brust schmerzlich beklommen und der Athem gehemmt. Wild zogen die Träume durch meine Seele. Es war mir, als ob ich über einen See ginge, und als führen Blitze aus ihm in die Höh', wie starrende Saaten, und indem sie sich durchkreuzten, webten sie feurige Netze über mir. Zitternd stand ich unter den flammenden Lauben, die von allen Seiten her feurige Zungen nach mir schossen; da warfen die weichen Hügel des Ufers ihre Sammthüllen ab, und fuhren himmelhoch zu starren Klippen auf,

und die Bäche, die wie silberschuppige Schlangen von den Hügeln herabgeglitten, schwollen zu Strömen empor, und stürzten donnernd von Fels zu Fels. Wimmernder Jammer, wie von Verwundeten und Sterbenden schrillte herzzerreißend aus den Schluchten hervor. Eine Schlacht wüthete hinter der Felsenwand; und indem ich ängstlich horchte, sonderte sich aus dem wirren Jammer eine bekannte Stimme. Ich wollte zu Hülfe, aber immer sanken mir die Füße in dem Wasser ein, und da ich mich vergebens ängstigte, schoben sich mir die Felsen mit nickenden Scheiteln immer näher, und ich sah den Augenblick, wo sie mich mit ihren harten Armen umschlingen und zerdrücken würden. Alles Licht war erloschen; aber das Jammern und Wimmern tönte immer fort; und während dem Vorwärtsdringen und dem Kämpfen gegen die Felsen, und dem Toben der Blitze über mir, erwacht' ich mit ängstlich klopfender Brust und bebenden Gliedern.

Nun kann ich gar nicht aufhören zu weinen. Immer noch höre ich die bekannte Stimme, und das Rufen um Hülfe tönt mir immer in den Ohren wieder, und läßt mir keine Ruhe. Zürnend steht er mir vor Augen und feindlich abgewendet. Ach wenn ich ihm nur noch einmal schreiben dürfte, um ihm mein Herz aufzudecken, freundlichen Abschied von ihm zu nehmen, und im Frieden zu scheiden.

30.

Meine gute Mutter ist sehr bekümmert um mich; auch der Arzt sieht sehr ernst aus. Ich konnte vor großer Schwäche nicht aufstehen.

Heute hab' ich die gute Mutter gefragt, ob ich Julius im Traume mit gutem Gewissen sehen und mit ihm sprechen dürfte. Auch, ob ich ihm wohl noch einmal, nur einmal noch schreiben dürfte. — Ach es quält mich so, bei Tag und bei Nacht, daß er auf mich zürnen muß. Wenn er sähe, daß ich es redlich meyne, daß ich nicht treulos, nicht meineidig bin, sondern nur gehorsam dem höheren Willen, so würde er gewiß aufhören auf mich zu zürnen, und ich könnte ruhig — — leben. — Ich wollte sterben sagen; aber konnte ich die bekümmerte Mutter noch mehr betrüben?

Sie zögerte mir zu antworten; ich sah, daß ihr etwas auf dem Herzen lastete. Endlich sagte sie, Julius zürne mir nicht, er zürne sicherlich nicht.

Mit leiser Stimme erwähnte ich, mich vor mir selbst scheuend, des abgezwungenen Briefes. „Er weiß ja nicht . . . . sagte ich. Die Mutter wiederholte ihre Betheurung von neuem, und mit noch größerer Zuversicht, als beim erstenmale.

Da fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, er könne geschrieben haben; und ich faßte beide Hände meiner Mutter und sah ihr fest in die Augen: Hat Julius geschrieben? fragte ich hastig.

Die Mutter bejahte es nach einigem Zögern.

Nun flehte ich inständig und dringend um den Brief.

Da hörte ich, daß ihn der Vater zu sich genommen und in seinem Verschlusse bewahre. Doch versprach sie mir, wenn ich recht ruhig seyn wollte, darum zu schreiben, und sie zweifelte nicht, daß meine Bitte erfüllt werden würde.

Ich fragte noch einmal, ob es auch gewiß sey, daß mir Julius nicht zürne. Sie betheuerte es von neuem mit der Hand auf dem Herzen.

Nun zähle ich die Tage, bis die Antwort kommen kann. — Sollte mir diese Eine Bitte versagt werden? — Ich will ruhig seyn, wie ich versprach. Ach wie sehr ist doch mein Herz schon jetzt erleichtert, da ich weiß, daß Julius, obgleich so hart und bitter gekränkt, nicht auf mich zürnt.

31.

Heute konnt' ich recht ruhig an Julius denken. Ich bat die Mutter mir von ihm zu erzählen, und was wohl aus ihm in der langen Zeit geworden sey.

Sie wußte nur, daß er nicht mehr in M. sey, doch versprach sie mir, Nachfrage thun zu lassen, wenn es mich beruhigen könnte. — Ich fragte wieder nach dem Briefe. Ich könnte ja sterben, eh' er käme.

Die Mutter weinte. Ich hätte das nicht sagen sollen. — Aber es ist mir, als ob ich bald sterben würde. Meine Augen sind oft so trübe. Gestern frug ich, ob es schon Abend sey; und es war doch erst Mittag. In diesem Augenblicke schlägt mein Herz so ungestüm, und vorhin schien es still zu stehen. — Die Mutter wird immer bekümmerter, immer sorglicher. Sie verbirgt mir ihre Thränen, so viel sie kann; aber ich sehe doch, daß sie geweint hat. Heut bat ich sie, mich in den Spiegel sehen zu lassen. Sie lehnte es ab. Ich mag wohl sehr verfallen seyn.

32.

Welche stille Nacht hab' ich gehabt, welchen leich-

ten Schlummer, was für heitere Träume! Gott sey gedankt dafür.

Wie meine Kräfte schwinden, nehmen auch meine Leiden ab. Oft bin ich frei von allem Schmerz, und fühle nur mich und die Schwäche in mir. Mit Dankbarkeit will ich diese schmerzlosen Augenblicke ergreifen, um, was die gütige Natur beginnt, durch die Kraft meines Willens zu vollbringen.

Soll ich Gott um Erhaltung meines Lebens bitten? um Wiederherstellung meiner Gesundheit? Er weiß, was mir frommt. So will ich ihn denn bitten, mir Kraft und Muth zu geben, daß ich freudig ertrage, was sein heiliger Wille über mich beschlossen hat.

Sonst hatt' ich Wünsche; recht heiße und feurige Wünsche. Wie Sterne stiegen sie zum Himmel auf, so zahlreich und hell; nun sind sie alle herabgefallen, Schneeflocken gleich, und schmelzen auf meinem verglühenden Herzen. — Ich will nichts mehr wünschen.

33.

In der stillen Fiebergluth, die mich verzehrt, brennt das irdische Leben aus, bis sich der ewige, unvergängliche Funke aus der Asche lös't. Sind diese Krämpfe nicht eben so wohl Boten des Lebens, als des Todes? Oder kann diese sterbliche Hülle ihrer unvergänglichen Genossin den Weg öffnen, ohne Gewaltsamkeit, ohne eine Zerstörung, die nicht schmerzlos seyn kann?

In meinen seligsten Augenblicken fühlte ich nichts, als das tiefste Leben meines innersten Ichs. Das Gefühl irdischer Bande war nicht mehr; ich hätte aufzuschweben gemeint, wie eine Feuerflamme; die

Schwere des Lebens schien von mir genommen. Noch wenige Augenblicke der Leiden, und jenes selige Gefühl der Freiheit ist dann nicht mehr auf einzelne Momente beschränkt.

34.

Nun ist doch dieser lang und heiß ersehnte Brief angekommen *); so lange mir vorenthalten! — und auch jetzt noch der allzusorgsamen Mutter erst durch Bitten entrissen! — Nun ruht er an meiner Brust, von meinen Küssen bedeckt, und von meinen Thränen durchnäßt.

Mein edler, mein geliebter Freund! — O Du mein Bruder, Du mein Geliebter, bis in den Tod. Ich konnte Dir entsagen, aber nicht der Liebe zu Dir. Die Erde öffnet mir ihre Arme, und ich nehme meine Liebe mit in das Grab. Wie ein schützender, freundlicher Engel soll sie mit mir vor den Thron des ewigen Richters treten, und sein Spruch — ich weiß es — wird mich entbinden von Schuld.

35.

Meine Stunde ist nah.

Schon als Kind einmal ergriff mich die kalte Hand des Todes, und drückte hart mein Herz zusammen — aber ich war Deiner Liebe aufgespart, mein Julius; ich sollte den Abglanz der Seligkeit schon hienieden schauen, ich sollte Gott näher gebracht werden an der Hand Deiner Liebe. — Gott sey gedankt dafür. Auch für die Bitterkeit sey ihm gedankt, die sein uner-

*) Ohne Zweifel derselbe, den wir oben (Nro. 11.) gegeben haben.

forschlicher Wille in den Kelch meiner Freuden gemischt hat.

Unablässig zehrt der Hauch des Todes an der Kerze meines Lebens. Noch ein starker Athemzug, und die matte Flamme lös't sich zitternd ab.

36.

Still und leise scheidet das Leben von mir, und ich aus dem Leben. Sanft streift die Zeit an seiner Blüthe hin, und sie fällt ihr Blatt für Blatt in die Hand, bis nur der vertrocknete Kelch noch übrig ist. Ich fühle nicht, daß ich sterbe, aber ich weiß es. O wie danke ich für dieses Wissen der Güte des Ewigen! Wie dank' ich ihr für die Ruhe dieser stillen Tage; für die Rückkehr meines Bewußtseyns; für die Gegenwart meiner zärtlichen Mutter; für alle Freuden und Leiden meines Lebens; auch für die letzten Schmerzen des zornlosen Abschiedes von meinem edeln Freunde.

Bald wird alles vollbracht seyn. — Das Leben lag öde vor mir; nun breitet die Ewigkeit ihre strahlenden Gefilde vor mir aus. Die Fackel des Todes zündet die Sterne wieder an, die mir erloschen schienen. Die Blumen, die mir hier verwelkten, blühen jenseits des Grabes herrlicher auf.

37.

Ach wie schmerzt mich der unterdrückte Jammer der zärtlichen Mutter, ihr kummervolles Schweigen, ihr inneres Weinen, die Bläße des lieben, milden Angesichtes, ihr vergebliches Kämpfen gegen die Gewißheit meines Todes.

Warum trauerst Du so, Du gute Mutter, um eine zerknickte Blume? Ging ich denn nicht immer auf meinem Grabe, und waren nicht alle Blumen der Erde die früh verwelkenden Kränze dieses Grabes?

Wir werden nicht auf lange scheiden; auch Du wirst bald bei Deinem Kinde schlummern.

Als ich zum irdischen Leben gebohren war, legtest Du mich in die Wiege, und hülltest mich ein, und machtest Stille um mich her, damit nichts den ersten dumpfen Schlaf des Kindes störte. Wenn ich nun zum himmlischen Leben werde gebohren seyn, werden sie mich auch in eine Wiege legen, und das ausgeglühte Herz mit kühler Erde bedecken, und in tiefer Stille werde ich hinüberschlummern zu dem ewigen Tage. Dann werden wir uns finden, nnd ich werde Deine lieben Hände nicht mehr los lassen, und Deine Thränen werden getrocknet seyn von der ewigen Liebe.

38.

Der Vater wird kommen auf meine Bitten. Er wird mich noch einmal an sein Herz drücken, und ich werde mit der Gewißheit seiner Verzeihung vor Gott treten. —

Wie ruhig kann ich ihn jetzt erwarten — hier an dem Scheidewege!

Wie ruhig und innig kann ich auch beten jetzt! Ach die gute Mutter betet auch so herzlich mit mir. Gott hat mir die Kraft gegeben, sie zu trösten.

39.

Diese Nacht war es mir, als läge die Erde weit, weit von mir, einem Garten gleich, und die Menschen waren wie die Blumen darin, und der Engel des Todes schlug ein Buch auf und las ihre Nahmen; und wenn er einen aussprach, senkte die Blume ihr Haupt, und verbarg sich unter der Erde. Ich bebte in Erwartung des Meinigen, und dann freute ich mich wieder — und in der Freude erwachte ich.

40.

Nun ist alles vollbracht — auch der schwere, schwere Abschied vom Vater. Gott heile sein zerrissenes Herz.

Ach er glaubte, es gut mit mir zu meynen. Es war der Wille der Vorsehung. Sie wollte mich den Gefahren der Welt entziehen, und meinen Glauben prüfen. — —

Ich sterbe mit meinem Vater innig versöhnt. Seine Thränen fielen heiß auf mein Herz — die Thränen eines Mannes — eines Vaters!

Auch mit Dir bin ich versöhnt, mein edler Freund. Wenn Du noch auf der Erde wandelst, so will ich, wenn es Gott mir vergönnt, mit der Fackel des Glaubens vor Dir einhergehen, und Deine dunkeln Wege erleuchten, wie Du vormals die Meinigen.

41.

Morgen, glaube ich, werde ich sterben, eh' es Abend wird. — Gott, mein Vater, Gott, mein Heiland, stehe mir bei in meiner letzten Stunde, wie Du mir beistandest in den Leiden meiner Krankheit. Vergieb mir jegliche Schuld. Führe mich ein, als Dein Kind in die Gemeinschaft der Seligen. Deine Güte, Dein Leben ist in mir; und voll Vertrauens zu Dir, o ewige Liebe, betrete ich den Rand der Kluft, die mich noch von Dir trennt, und harre unverzagt, daß Deine Hand mich zu Dir hinüberführt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten

Bd.: 1

Stuttgart 1820

P.o.germ. 668 tb-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111775-3